Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36624876130012

In Mexico.

Charakterbild aus den Jahren 1864—1867

von

Friedrich Gerstäcker.

Vierter Band.

(Erster Theil.)

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

Inhaltsverzeichniß.

1.
Der Wendepunkt.

Am 18. October früh war Ministerrath im Schloß gewesen und zum Mittag seit längerer Zeit wieder zum ersten Mal eine größere Gesellschaft zum Diner geladen worden, bei dem sich der Kaiser heiterer als gewöhnlich zeigte.

Die Gäste gehörten fast ausschließlich der conservativen Partei an, und Maximilian sprach sich besonders befriedigt darüber aus, daß er Nachricht erhalten habe, wie die Kaiserin in nächster Zeit zurückkehren würde. Er äußerte dabei auch ziemlich entschieden, daß er seine frühere Idee: einen National-Congreß, noch keineswegs aufgegeben habe, sondern nur die Ankunft der Kaiserin erwarten wolle, um mit ihr den wichtigen und entscheidenden Schritt zu berathen.

Seine Minister wollten allerdings Nichts davon wissen, aber es müsse doch am Ende gehen, wenn man nur ernstlich wolle, und die Herren im inneren Land dürften sich auch nicht weigern, eine vielleicht lange und unbequeme Reise zu machen, wenn man dadurch dem endlosen Blutvergießen im ganzen Reich ein gebieterisches Halt zurufen könne.

Der Kaiser schien ungewöhnlich lebhaft und gesprächig und hob auch die Tafel etwas später als sonst auf, wonach er sich dann wieder in sein Arbeitszimmer zurückzog, um vielleicht noch eingelaufene Geschäfte zu erledigen.

Die Gäste, unter denen sich auch aus der wieder zu Gnaden aufgenommenen Partei ein paar alte Bekannte von uns, Lucido, Roneiro und Bastiani befanden, schlenderten langsam über die Plaza ihren eigenen Wohnungen zu, bis die Letzteren, Lucido's Haus passirend, von diesem eingeladen wurden, noch ein wenig zu ihm heraufzukommen und den Abend vielleicht bei einer Partie zu verbringen.

„Was fangen wir sonst an, Señores," sagte Lucido, „die Zeiten gehen jetzt ihren ruhigen Gang, und ändern können wir doch Nichts in ihrem Lauf — vamonos; der Abend vergeht

damit, und wer weiß, was der folgende Tag uns wieder bringt."

„Der Kaiser war heute vortrefflicher Laune," bemerkte Roneiro, als sie, der Einladung folgend, die Treppe hinaufstiegen und oben auf dem mit Blumen und Ziergewächsen bedeckten, den Hof umlaufenden Corridor hinschritten — „er scheint gute Nachrichten erhalten zu haben."

„Es kamen gerade noch ein paar Depeschen, als wir fortgingen," bemerkte Bastiani — „und der Henker traue den Dingern; man weiß nie, was darin steckt."

„Besonders gut können sie kaum sein," bemerkte Lucido, „das Ganze ist doch nur eine Galgenfrist, und ich möchte wohl wissen, was unsere höhere Geistlichkeit eigentlich im Werke hat. Sie entwickelt jetzt eine ganz merkwürdige Thätigkeit und hat eigentlich die Hände in allen Geschäften. Nächstens werden wir wohl, was mich auch gar nicht wundern sollte, den Widerruf des kaiserlich kirchlichen Decrets, wie der sämmtlichen leyes de reforma zu lesen bekommen. Apropos, Roneiro, wie ist es denn mit Deinem Haus? Haben Dich die dort umgehenden Gespenster in Ruhe gelassen?"

„Ich gäbe was darum," sagte Roneiro, „wenn

ich herausbekommen könnte, wer mir damals den Streich gespielt, denn daß es ein solcher gewesen, unterliegt keinem Zweifel — aber es war geschickt gemacht und meine Damen im Haus schienen rein des Teufels. Ich hätte sie keine Nacht mehr unter dem Dache halten können."

„Und wie ist es mit Deinem Besitzthum — hat es die Kirche wieder?"

„Caramba, Lucido, wie die Dinge jetzt laufen," sagte Roneiro, sich hinter dem Ohr kratzend, „so sollte es mich gar nicht wundern, wenn sie es wieder bekäme, denn der Klerus segelt jetzt vor dem Winde, mit aller Leinwand gesetzt; aber „abwarten" ist mein Motto, und ich bin nicht leichtsinnig genug gewesen, voreilige Versprechen zu geben."

„Hast aber doch ein anderes Quartier genommen?"

„Weil ich mußte — das alte aber deshalb noch nicht aufgegeben. Padre Miranda hat es mir allerdings schon ein paar Mal abgefordert, und verlangt, ich solle es, um nur mein Gewissen frei zu bekommen, auf seinen Namen persönlich überschreiben lassen, aber ich — traue dem frommen Manne nicht recht und habe so meinen eigenen Verdacht. Nun — veremos: die Sache

hat jedenfalls noch Zeit, und wir werden ja schon in der nächsten Zeit erfahren, wie sich Alles gestaltet."

„Mir thut der Kaiser leid," sagte Bastiani, indem er sich auf einen Stuhl an dem nächsten Fenster warf — „Caramba, er hat sich die ganze Zeit über wie ein Ehrenmann benommen, und wir müssen uns schämen, wenn wir sehen, wie sich ihm gegenüber einzelne Mexicaner und noch dazu solche betragen, die Anspruch darauf machen die höchsten Stellen im Staat einzunehmen."

„Meinen Sie Juarez?"

„Juarez weniger, obgleich der auch wohl kein Mittel scheuen würde um seinen eigentlichen Zweck zu erreichen, aber dieser Lump, dieser Gonzales Ortega, der Sonora und California baja mit Vergnügen verschachern will, nur um die Vereinigten Staaten auf seiner Seite und gegen Juarez zu haben. Pfui über den Burschen, und der Kaiser hat doch die Franzosen ganz ruhig abfahren lassen, als sie sich nur Sonora ausbedingen wollten."

„Und dann Santa Anna," lachte Roneiro, „die Klerikalen müssen ihm doch Hoffnung gemacht haben, oder er hätte nie die Unverschämtheit gehabt, wieder auf so plumpe und alberne

Weise aufzutreten — und das sind Alles Mexicaner. Es ist wahrhaftig eine Schande — Bastiani hat Recht."

„Wie wird es aber mit der Anleihe, die er erheben will?" meinte Lucido; „er braucht viel Geld in der nächsten Zeit, und wir sollen es da natürlich schaffen, wie ihm sein Ministerium versprochen hat."

„Dann mag auch sein Ministerium sehen, wo es die Capitalien herbekommt," sagte Roneiro trocken. „Jetzt, wo wir bedroht werden der Kirche ihr sämmtliches Eigenthum zurück zu geben, sollen wir uns auch wohl noch von dem Letzten entblößen, was uns geblieben ist? Ich für meine Person kann mich auf etwas Derartiges gar nicht einlassen."

„Und womit soll er regieren?" meinte Bastiani.

„Quien sabe," erwiederte Roneiro. „Ich habe außerdem Nichts damit zu thun und kein Interesse dabei, denn die Liberalen sichern uns wenigstens die Güter der Todten Hand."

„Confisciren aber sonst Alles, was sie von uns draußen finden."

„Wenn wir uns stark compromittiren, ja. Ich für meinen Theil habe aber bis jetzt gesucht

so wenig Lärm als möglich zu machen, und denke mich auch ferner auf der sichern Seite zu halten."

„Bitte, nehmen Sie Platz, Bastiani," sagte Lucido, — „compadre, setze Dich hierher — wir können unser Spiel beginnen."

„Apropos, Lucido," rief Bastiani, indem er den bezeichneten Platz einnahm — „haben Sie denn lange Nichts von Mauricio gehört? Der ist ja rein wie verschwunden."

„Kein Wort," sagte Lucido seufzend — „der Junge macht mir viele Sorgen, und muß den einen dummen Streich schwer büßen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist. — Was giebt's, muchacho?" — Die Frage galt einem der Diener, der heraufgekommen und in der Thür stehen geblieben war. „Was hast Du?"

„Señor, da unten ist ein Mann," sagte der Indianer, „der Sie zu sprechen verlangt."

„Ein Mann? was für ein Mann?"

„Quien sabe," sagte der Indianer — „sieht ein bischen abgerissen aus — Lepero no mas."

„Dann soll er morgen wieder kommen — heute habe ich keine Zeit."

Der Diener verschwand und die Herren zogen ihre Karten, um die verschiedenen Plätze zu bestim=

men, als der Bursche zurückkam und wieder meldete, der „Fremde" ließe sich nicht abweisen — er müsse den Herrn nothwendig und gleich sprechen. Er wolle auch Nichts haben, sondern brächte ihm eine wichtige Nachricht.

Eine wichtige Nachricht? Jedenfalls konnte man ihn hören, und Roneiro rief selber: „So laß ihn doch nur heraufkommen! Die paar Minuten können wir ja noch warten."

Wenige Minuten später trat ein brauner Bursche, jedenfalls ein Sambo, denn er war dunkler als selbst die Indianer, in den eleganten Salon, in den er eigentlich nicht recht hinein zu passen oder sich behaglich darin zu fühlen schien. Mißtrauisch glitten auch seine Blicke über die beiden anwesenden Herren hin — aber nur für einen Moment — dann hafteten seine Augen auf dem Diener, und Lucido merkte bald, daß er den entfernt wünschte.

„Es ist gut, muchacho," sagte er zu dem Burschen, „warte draußen an der Treppe, bis ich Dich wieder rufe. — Und nun, amigo, was soll's — ich habe nicht lange Zeit und dies hier sind Freunde, vor denen Du reden kannst. Oder ist es ein Geheimniß, das mich allein betrifft?"

„Señor Roneiro und Bastiani," sagte der

Sambo, „werden, denk' ich wohl, dabei bleiben können."

„Caramba! und woher kennst Du uns, mein Bursche?"

„Werde ich Sie nicht kennen, während ich fast im Stande bin, jedes Kind in Mexico beim Namen zu nennen," lachte der Sambo; „aber die Sache betrifft Ihren Sohn, Señor Lucido, von dem ich Ihnen Grüße bringe!"

„Mauricio? — er lebt?" rief Lucido rasch und erfreut.

„Er lebt?" grinste der Sambo — „gewiß lebt er und befindet sich vortrefflich und gerade auf dem Weg nach der Hauptstadt."

„Um der Jungfrau willen," rief Señor Lucido erschreckt — „er darf die Stadt nicht betreten, oder er ist verloren."

„Hahaha," lachte der Bursche — „er kommt langsam aber sicher, und wenn er hier eintrifft, thut ihm keine Seele was."

„Wie meinst Du das?"

„Weil er in Juarez' Hauptquartier steckt und jetzt dessen Geheimsecretär geworden ist," lachte der Sambo.

„Bei Juarez? und wo steht der?" riefen die drei Herren zugleich aus.

„Ja wo er jetzt steht, ist schwer zu sagen," meinte achselzuckend der Sambo, „denn als ich sie verließ, rückten sie langsam auf Durango vor, und sind jetzt entweder noch dort, oder stehen wieder darüber hinaus und hierher zu."

„Aber das ist nicht möglich," rief Lucido, „Durango halten ja noch die Franzosen besetzt."

Der Sambo schüttelte mit dem Kopf — „Hatten es — ja," nickte er, „ziehen aber überall langsam ab und überlassen uns die Plätze mit dem größten Vergnügen."

„Und hat kein Kampf mehr zwischen ihnen und den Liberalen stattgefunden?" rief Bastiani.

„Kampf!" sagte der Sambo — „denken gar nicht daran. Es giebt jetzt keine besseren Freunde auf der Welt, als die Franzosen und Liberalen, und ihre Vorposten kommen sogar zuweilen zusammen und verkehren mit einander. Ist gerade als ob eine Partei aus einem Hause auszieht und die andere ein — fällt gar kein böses Wort mehr zwischen ihnen vor. — Selbst die Officiere halten Verkehr untereinander."

„Franzosen und Juaristen?" rief Bastiani erstaunt.

„Ja," lachte der Sambo, „ob sie Alle Juaristen sind, weiß die heilige Jungfrau, aber plün-

dern thun sie redlich, wohin sie kommen, Einige in Juarez', Einige in Ortega's und Einige in Ruiz' Namen. Einige von den Führern haben sich auch selber pronuncirt — man sagte, wie ich fortging, daß Cortina Ansprüche mache, weil ihn seine Bande gewählt habe. Das giebt sich aber Alles; wenn sie erst zusammenkommen, dann hat der Recht, der die meisten Truppen zählt, und die Anderen laufen doch Alle zu ihm über."

„Und meinem Mauricio geht es gut?" rief Lucido. — „Gott sei Dank, daß ich nur wieder einmal Nachricht von dem Jungen habe."

„Junge?" sagte der Sambo lachend; „er ist ein sehr vornehmer Herr geworden, und Alle, die einmal später eine Anstellung wollen, müssen zu ihm kommen, und caracho — ich denke, er versteht sie auszudrücken."

Bastiani warf einen Blick auf Lucido hinüber, und der alte Herr schien von dem Bericht über des Sohnes Thätigkeit nicht gerade besonders erbaut, aber was wollte er auch machen — er mußte doch jedenfalls sehen, wie er sich in vielleicht schwierigen und gefährlichen Verhältnissen durchwand, und das Alles änderte sich sicherlich, wenn er wieder nach der Hauptstadt zurückkehrte. Bastiani schien sich übrigens mehr für das Ver-

hältniß zwischen den französischen und liberalen Truppen zu interessiren, denn die Sache kam ihm noch immer ein wenig unglaublich vor und er wollte mehr davon wissen. Der Sambo schien das Alles aber als selbstverständlich zu behandeln.

„Ave Maria, Señor,“ rief er aus, „das ist ja doch so natürlich wie nur Etwas. Die Franzosen haben uns schon vor einiger Zeit gemeldet, daß sie abziehen und keinen Kampf mehr mit uns haben wollen. Sie würden uns nicht belästigen, sie verlangten aber auch dafür — und nicht mehr als recht und billig, daß wir sie Alles ruhig fortschaffen ließen, was ihr Eigenthum wäre und was sie unterwegs brauchten, und da versteht es sich doch von selbst, daß unsere Führer darauf eingingen. Jetzt ist Alles ein Herz und eine Seele, und wo wir ihnen einen Gefallen thun können, thun wir's mit Vergnügen. Nur die belgischen Freicorps, die mit den Franzosen Nichts zu thun haben und hier im Land bleiben wollen, sind uns ein paar Mal in die Finger gelaufen. Wenn die Franzosen links und rechts von ihnen abmarschirten, geriethen sie uns in die Fänge, und

dann ging es ihnen natürlich schlecht. Hol' die Schufte der Teufel!"

„Es ist unglaublich," sagte Bastiani, „und da sagt der Kaiser noch, daß ein rechter Habsburger seinen Posten nicht verlassen dürfe? Caramba, wenn ein rechter Habsburger unter solchen Verhältnissen noch einen Gran gesunden Menschenverstandes hat, so macht er, daß er fortkommt, denn das ist kein ehrlicher Kampf mehr, das ist Schurkerei, und er selber an allen Ecken und Enden verrathen und verkauft."

Der Sambo sah ihn etwas erstaunt an, denn er wußte nicht recht, was er aus den Worten machen solle; Lucido aber, der einem ganz andern Ideengang gefolgt war und sich verwünscht wenig um das Schicksal des Kaiserreichs kümmerte, so er nur seinen eigenen Sohn in Sicherheit wußte, sagte plötzlich:

„Und wie heißt Du eigentlich, mein Bursche, und wie bist Du mit meinem Sohn bekannt geworden?"

Die Frage kam so plötzlich und unerwartet, daß sie den Sambo fast in Verlegenheit gebracht hätte, aber wer kannte auch hier seinen Namen, und er erwiederte ruhig:

„Rodolfo, Señor. — Hatte früher eine kleine

Pulqueria in Tacubaya, wo der junge Herr, wenn er dort hinauskam, sein Pferd einstellte und füttern ließ. Er hat immer viel von mir gehalten und — da er wußte, daß er sich auf mich verlassen konnte, mir auch den Auftrag anvertraut, seinen Eltern Nachricht von ihm zu bringen. Hätten sich doch sonst wohl seinetwegen geängstigt."

„Aber weißt Du, mein Bursche," sagte Bastiani, „daß Du in des Teufels Küche kommen kannst, wenn sie Dich hier als Spion aufgreifen? Verwünscht kurzen Proceß würden Sie mit Dir machen, darauf kannst Du Dich verlassen, und ich möchte wahrhaftig nicht in Deiner Haut stecken."

„No tenga cuidado Señor," lachte der Sambo; „erstlich bin ich hier viel zu bekannt, und dann würde ich mich augenblicklich als Deserteur angeben und mich einige Wochen hier füttern lassen. Nichts ist leichter, als nachher wieder bei einer günstigen Gelegenheit zu entwischen."

„Trostlose Zustände," sagte Bastiani, langsam den Kopf schüttelnd — „nicht um eine Million Revenuen möchte ich mexicanischer Kaiser sein!"

„Ich gleich," lachte Rodolfo — „dann verkaufte ich ein ganzes Jahr lang nichts weiter

als Generals-Patente, und wenn ich in der ganzen Armee keine Seele weiter als Generale hätte, setzte ich mich auf ein Schiff und führe mit meinem Geld davon."

„Der Bursche hat Verstand," lachte Roneiro, „oder doch wenigstens Nachahmungstrieb, denn etwas Neues wäre das nicht. Andere haben es schon vor ihm gethan und werden es auch noch nach ihm thun. — Also Mauricio befindet sich im feindlichen Hauptquartier! Das ist wirklich nicht übel, und er wird es dann wohl nächstens selber zu registriren haben, wenn seines Vaters Güter von den Liberalen confiscirt werden. Eine größere Confusion kann doch wahrhaftig in keinem Land der Welt herrschen, und anstatt besser zu werden, wird es immer ärger."

„Und kehrst Du wieder zurück?" frug Lucido.

„Sobald ich mich hier ein wenig umgesehen habe, ja," nickte Rodolfo, „muß noch eine Menge Aufträge an verschiedene Caballeros hier ausrichten und auch wieder mitnehmen."

„Und von wem, amigo?" frug Bastiani.

„Quien sabe," lachte der Bursche — „ist viel besser keine Namen zu nennen, um Niemanden in Verlegenheit zu bringen — sind aber keine Leperos, so viel kann ich Sie versichern."

„Kann ich mir denken," sagte der alte Herr — „natürlich wird es jetzt bei Vielen Zeit, sich den Rücken zu decken. Hol' sie der Teufel!"

„Dann komm, ehe Du die Stadt verläßt, noch einmal bei mir vor, amigo," sagte Lucido — „ich werde Dir Aufträge an meinen Sohn mitgeben. Das vorderhand für den Herweg," setzte er hinzu, indem er dem sehr erfreuten Burschen zwei Goldunzen in die Hand drückte. „Es versteht sich aber von selbst, daß Du Mauricio's Namen nicht hier in der Stadt nennst."

„Gewiß nicht — gewiß nicht, Señor," rief der Bursche betheuernd, „nur," setzte er pfiffig hinzu — „mit einer einzigen Ausnahme, die aber Nichts mit der Politik zu schaffen hat und ihn auch nicht in Gefahr bringt — doch jetzt muchas gracias, Señor — Caraija, das giebt einen guten Tag, und die Goldfüchse sind bei uns draußen selten geworden. Also ehe ich wieder abgehe, frage ich hier noch einmal an," und mit einer nicht ungeschickten Verbeugung verließ er den Salon.

Die drei Herren aber blieben, als er durch die Thür verschwunden war, noch Jeder über seinen eigenen Gedanken brütend stehen — sie

hatten ihr Spiel ganz vergessen, und die eben gehörte Kunde war auch allerdings wichtig genug.

Sie Alle wußten ja wohl, daß sich die Franzosen nach und nach zurückziehen und das Land räumen würden, Keiner aber schien geglaubt zu haben, daß das in solcher Weise und in so freundlicher Beziehung zu den bisherigen Feinden geschehen könne. Bazaine mußte also mit dem feindlichen Hauptquartier förmliche Verabredungen getroffen haben, und in dem Falle stand ihm auch gar nichts im Weg, seine Truppen fast so rasch zusammen zu ziehen, als sie nur die weiten Strecken marschiren konnten. Im Interesse seiner Soldaten lag das gewiß, er schonte Menschenleben, daß sie aber damit das Kaiserreich vollkommen im Stiche ließen und ihm nicht einmal Zeit gaben, für seine eigene Vertheidigung gerüstet zu sein, war eben so gewiß. Sämmtliche bisher giltig gewesenen Verträge schienen also aufgehoben oder gebrochen, und daß in dem Fall hier die Sache eine rasche und bösartige Wendung nehmen mußte, blieb außer aller Frage.

„Das Einzige, was ich nicht begreife," sagte Bastiani endlich, indem er seinen Gedanken Worte gab, „ist der Klerus, der so lange an dem Kaiserreich herumgebohrt hat, bis es ihm endlich ge=

lungen ist es zu Grunde zu richten, und jetzt schließt er wieder Freundschaft, wo ihm die Liberalen schon auf dem Genick sitzen. Er kann doch gar nicht glauben, daß er im Stande ist es wieder lebensfähig zu machen."

„Ich weiß auch nicht," meinte Roneiro, „was die Schwarzen dabei noch in petto haben, denn daß die Amerikaner die Fremden aus dem Land haben wollen, ist gewiß. Es sind nun einmal Republikaner und dulden kein neues Kaiserreich."

„Ach was," sagte Bastiani finster, „der verdammte Schneider, den sie jetzt zum Präsidenten haben, kümmert sich verwünscht wenig um Republik oder Kaiserreich, und die Amerikaner selber — hol' sie der Henker — es ist ja doch nur Alles Redensart in ihrer Republik. Uns wollen sie hier mit freien Institutionen beglücken und schimpfen auf die Knechtschaft einer Monarchie, mit der Regierung aber gerade, in der die schmachvollste Tyrannei und Knechtschaft, Säbelwirthschaft, Despotismus und Gott weiß was sonst noch zu Hause ist — mit Rußland, schließen sie ein enges Freundschaftsbündniß und die armen Polen mögen zum Teufel gehen. Die scheeren sich nicht um ein Princip, sondern um den Dollar — das ist Alles, und wenn ihnen

Maximilian den Hals vollschieben könnte, möchte Juarez und die Republik ruhig sehen, wo sie blieben. Ein liberaleres Regime, als es unser Kaiser bis jetzt hier geführt hat, giebt es nicht auf der Welt, aber nein, sie lassen ihn nicht, bis er sich den Pfaffen wieder in die Arme wirft."

„Amigos," sagte Lucido, der indessen seine eigenen Gedanken verfolgt und zu einem ziemlich angenehmen Resultat dabei gelangt war; denn wenn sich sein Sohn gut mit Juarez stand und dieser nächstens wieder die Obergewalt bekam, so hatte er natürlich Nichts für sein Eigenthum zu fürchten — „wir ändern doch Nichts am Lauf der Ereignisse — beginnen wir unser Spiel und warten wir das Uebrige ruhig ab."

„Sie müssen mich heute entschuldigen, Lucido," sagte Bastiani mürrisch — „ich habe den Kopf voll und wahrlich keine Gedanken auf das Spiel, aber da kommt Rodriguez — der kann den dritten Mann abgeben. Ich will einen Spaziergang machen und meinen Aerger an die Luft setzen — adios" — und draußen nahm er seinen Hut und schritt auf die Straße hinaus.

* * *

Kaiser Maximilian war an dem Nachmittag eben in sein Zimmer gegangen, aber eine merkwürdige Unruhe hatte ihn erfaßt, über die er sich gar keine Rechenschaft geben konnte. Er nahm ein Buch auf, aber er konnte nicht lesen, warf es wieder hin und schritt unruhig auf und ab.

Staatsrath Herzfeld, der seine Hauptgeschäfte in dieser Zeit leitete, saß an dem einen Tisch, mit einer Correspondenz beschäftigt, und Doctor Basch, der Leibarzt des Kaisers, kam jetzt ebenfalls, wie gewöhnlich nach Tisch, in das Cabinet, als ein Beamter der Telegraphenstation zwei Kabeldepeschen aus Europa brachte und sie dem Staatsrath überreichte.*)

Der Kaiser war blaß geworden, als der Beamte nur gemeldet wurde. Er ahnte Unheil, wenn er auch noch nicht wußte, von welcher Seite er es erwarten sollte. Eins der Telegramme war vom Grafen Bombelles, der die Kaiserin auf ihrer Reise begleitet hatte, und aus Miramare datirt — das andere von Castillo, dem ehemaligen Minister und jetzigen Gesandten in Rom, kam von dort.

---

*) Doctor Basch als Augenzeuge schildert diese Scene, wenn auch nur in kurzen Worten, doch genau in seinem Buche.

„Herzfeld," sagte der Kaiser, während er die Depeschen einen Moment in der Hand hielt und dann vor ihn auf den Tisch legte — „das sind keine guten Nachrichten, die sie bringen — ich fühle es — ich habe es schon gefühlt, seit sie sich in der Stadt befinden — lesen Sie — lesen Sie!"

„Majestät sorgen sich gewiß umsonst," sagte der Staatsrath beruhigend, indem er die Depeschen erbrach und die Dechiffrirung begann. „Sie können uns gerade recht gute Kunde bringen — aber wir werden ja gleich sehen."

Der Kaiser nahm seinen Spaziergang im Zimmer wieder auf, warf aber ungeduldig den Blick nach dem Staatsrath hinüber, der, anscheinend etwas verlegen, die Papiere herüber und hinüber rückte und mit einander verglich. Es war, als ob er den Sinn nicht so rasch herausfinden könne.

„Nun, Herzfeld, was ist's? was melden sie?"

„Ich weiß nicht," sagte der Staatsrath, auf das eifrigste mit seiner Arbeit beschäftigt — „ich begreife nicht recht — die Chiffern passen nicht genau. So viel ich bis jetzt herausbekommen habe, ist Jemand in Miramare krank geworden."

„Krank?" rief der Kaiser rasch — „ob das

ist jedenfalls die alte Vario! aber du lieber Gott, deshalb hätten sie doch nicht zu telegraphiren brauchen. — Ist es für deren Familie hier?"

„Ich kann es noch nicht sagen, Majestät — gestatten Sie mir noch einen Augenblick."

Doctor Basch zog sich in sein Zimmer zurück — rücksichtsvoll in seinem ganzen Wesen, kam es ihm vor, als ob der Staatsrath dem Kaiser die Depesche nicht in seiner Gegenwart enthüllen wolle, und er ging dem deshalb aus dem Weg. Herzfeld aber scheute sich überhaupt, dem Kaiser den Inhalt mitzutheilen, denn es war eine schwere und sorgenvolle Nachricht, die sie brachte, und während er sich stellte, als ob er den Sinn nicht herausfinden könnte, überlegte er doch nur hin und her, ob es überhaupt möglich sei, das, was hier mit klaren Worten stand, ihm vorzuenthalten. Maximilian wurde aber nur zu bald mißtrauisch. Staatsrath Herzfeld wußte stets mit der Dechiffrirung vortrefflich umzugehen, weshalb zögerte er gerade heute so lange?

„Herzfeld," sagte er endlich, indem er vor ihm stehen blieb, „ich weiß es — es muß etwas Schreckliches sein, was Sie da haben — theilen

Sie mir es lieber mit — ich bin auf das Aergste gefaßt."

„Majestät," sagte da der Staatsrath, also gedrängt — „ich weiß auch gar nicht, ob ich Ihnen den Inhalt verheimlichen darf. Es betrifft Ihre Majestät die Kaiserin selber — sie ist schwer erkrankt und — einem dortigen, sehr geschickten Arzt, dem Doctor Riedel, übergeben."

„Riedel? — Riedel?" — sagte der Kaiser rasch — „ich habe den Namen nie gehört — was behandelt er?"

Herzfeld zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht, Majestät — Doctor Basch ist vielleicht eher im Stande, Ihnen darüber Auskunft zu geben."

„Basch — wo ist er? — lassen Sie ihn augenblicklich rufen. Er wird auf seinem Zimmer sein," rief Maximilian in furchtbarer Aufregung — „bitte, lieber Herzfeld, er soll augenblicklich herüberkommen."

Der Staatsrath war schon aufgesprungen, um den Befehl auszuführen, und der Kaiser, der sich in einem wirklich qualvollen Zustand befand, blieb mitten im Zimmer stehen und sah nur fortwährend nach der Thür, durch welche der Erwartete eintreten mußte. Er brauchte nicht lange zu harren, denn der Doctor folgte dem

Rufe augenblicklich — aber schon in der Thür rief ihm der Kaiser entgegen — und Thränen füllten dabei seine Augen:

„Basch — kennen Sie den Doctor Riedel in Wien?"

Doctor Basch erbleichte. Schon der Name enthüllte ihm die ganze Wahrheit — des Furchtbaren, des Geschehenen — aber was half hier leugnen? Mit fast tonloser Stimme sagte er:

„Ja, Majestät, — es ist — der Director der Irrenanstalt."

Der Kaiser war todtenbleich geworden — den Arm ausgestreckt, stand er vor dem Arzt — aber er erwiederte kein Wort; nur das Gesicht barg er jetzt in beiden Händen und blieb so mehrere Minuten still und regungslos — endlich sagte er leise und kaum hörbar: „Großer Gott, das ist fürchterlich!"

Herzfeld wollte einige Worte des Trostes an ihn richten, aber er winkte ihm mit der Hand:

„Jetzt nicht — jetzt nicht — lassen Sie mir Ruhe," sagte er leise, aber freundlich, „ich muß das Entsetzliche erst klar in mir überdenken — es erst sichten. Nachher — später — der Schlag kam zu plötzlich — unerwartet — ich muß mir erst selber darüber klar werden."

Die beiden Herren fühlten, daß sie dem Kaiser in diesem Augenblick keinen größeren Dienst erweisen konnten, als ihn allein und sich selber zu überlassen, und zogen sich zurück. Eine qualvolle Stunde mochte es aber gewesen sein, die Maximilian da in seinem kaiserlichen Schloß verlebte, doch sie hatte ihm genügt, sich zu sammeln und seine Lage klar zu überdenken, und als er zu seinem gewöhnlichen Abendspaziergang auf die Azotea des Palastes hinaufstieg, schickte er nach seinem Arzt, um ihm dort wie immer Gesellschaft zu leisten.

Doctor Basch folgte augenblicklich dem Ruf und schritt schweigend neben Maximilian eine Weile auf und ab. Aber wie sich der Kaiser auch sonst an dem reizenden Anblick da oben ergötzte, an den wirklich schönen Formen der Kathedrale an der einen — an den Vulkanen an der andern Seite — an dem wunderlich geformten und oben wie flach abgeschnittenen Häusermeer, das ihn umgab, an den Seen und Bergen, welche die Stadt da draußen einschlossen, oder an dem geschäftigen und regen Leben, das über die Plaza zu seinen Füßen herüber und hinüber wogte, heute sah er von dem Allen Nichts, und sein immer so klares, offenes Auge blickte

düster und in sich gekehrt vor sich nieder. Womit sich aber sein Geist in der Zeit beschäftigte, zeigte er bald in der nächsten Frage, die er jetzt plötzlich an den neben ihm stehen bleibenden Arzt richtete:

„Was meinen Sie, Basch? soll ich bleiben oder gehen?“

Es mochte das der nämliche Gegenstand sein, der den Arzt beschäftigt hatte, wenn er sich auch über die Sache selbst viel klarer war, als der Kaiser es sein konnte. Er hatte lange schon, mit den Mitteln, über welche Maximilian verfügte, und unter dem Volk, das ihn umgab, die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände erkannt, ja fürchtete sogar, nicht mit Unrecht, für den Fürsten selber und erwiederte deshalb nach kurzer Pause, aber ruhig und bestimmt:

„Ich glaube, Euer Majestät werden nicht im Land verbleiben können.“

„Wird aber wohl Jemand daran glauben, daß ich wegen der Krankheit der Kaiserin nach Europa gehe.“

„Euer Majestät,“ erwiederte Doctor Basch, „haben wohl der Gründe genug, und Europa wird anerkennen, daß Sie nicht mehr verpflichtet

sind in Mexico zu bleiben, da Frankreich vorzeitig seine Verträge gelöst hat."

Der Kaiser sann einen Moment — sein Ideengang warf sich auf seine Umgebung.

„Was glauben Sie, welcher Ansicht wohl Herzfeld und Fischer darüber sind?"

„Ich bin der Meinung, Majestät, daß Herzfeld meine Ansicht theilen wird, und was Padre Fischer betrifft," setzte er achselzuckend hinzu, „so flößt er mir in der That kein rechtes Vertrauen ein. Er ist Geistlicher, und bei aller Ehrlichkeit, die ich bei ihm voraussetze, werden ihm doch die Vortheile seiner eigenen Partei immer höher stehen, als die speciellen Interessen Euer Majestät."

Wieder nahm der Kaiser seinen Spaziergang auf, über die letzten Worte augenscheinlich nachgrübelnd.

„Ja — ja — Sie haben Recht," sagte er nach einer Weile, ohne aber seinen Gang wieder zu unterbrechen — „Sie haben Recht, Basch, die Frage ist nur die, wie sich Alles am besten regeln läßt. Gott weiß es, ich habe meine Pflicht gethan, und mehr als das — kein Mensch wenigstens könnte mehr von mir verlangen, und

trotzdem fühle ich, daß mir Spott und Hohn in meine Einsamkeit folgen werden."

„Und geschieht denn Etwas in der Welt, Majestät, was nicht hier und da von schmutzigen Charakteren begeifert wird? Wenn Sie mit sich selber im Klaren sind, darf Sie das Andere wenig kümmern."

„Ich habe hier keine Ruhe mehr," sagte der Kaiser wieder nach kurzer Pause, „mein Herz ist daheim bei meiner armen Charlotte, und sähe ich nur, daß ich hier noch Gutes wirken könnte, wie gern wollte ich Alles ertragen — aber sie lassen mich nicht. Die Menschen hier sind vielleicht gut, ja, aber indolent bis zum äußersten und immer nur auf ihr eigenes Interesse bedacht. Sie haben kein Vaterland, und ich fürchte, ich bin mehr Mexicaner als die Meisten von ihnen. Mit solchen Menschen ist aber kein Staat zu gründen und zu befestigen, denn es fehlt ihnen jedes edle Motiv, und ich wenigstens tauge nicht dazu, ein solches Volk zu regieren. — Ich muß fort, so viel steht fest," setzte er nach einer kleinen Weile hinzu, „ich kann nicht, und will nicht bleiben, wo nur die Ruhe eines Theils des Landes mit ewigem Blutvergießen aufrecht erhalten werden kann. Es sind ja keine Men=

schen, es sind Tiger, und selbst untereinander schlachten sie sich ab. Die eine Frage bleibt nur jetzt, soll ich gleich gehen, oder nur auf das Ziel nach einem festen Plan losarbeiten? Am liebsten ginge ich gleich. Ich bin müde — — recht von Herzen müde und bedarf der Ruhe."

„Aber, Majestät," erwiederte Doctor Basch, „noch ist kein Grund zu eilen, und der Entschluß von zu hoher Bedeutung und Tragweite, als ihn unnöthigerweise zu überstürzen. Nur die Vorarbeiten werden nicht Tage, nein, vielleicht Wochen und Monate verlangen."

Der Kaiser nickte still vor sich hin. „Nach unseren Ansichten haben Sie Recht, Basch, unsere deutsche Gewissenhaftigkeit zwingt uns zu solchem Handeln. Ein Mexicaner würde rascher damit fertig werden, und sich verwünscht wenig darum kümmern, was mit dem Lande oder der Ordnung darin würde, wenn er die Hand erst einmal davon abgezogen. Aber was auch komme, ich will so handeln, daß ich mir selber keinen Vorwurf zu machen brauche. Mag mich die Welt dann richten. — Uebermenschliches kann und darf sie nicht von mir verlangen. — Jetzt schicken Sie mir Herzfeld und Bilimeck, ich will mit

ihnen sprechen. Ich weiß, die meinen es wenigstens gut mit mir, und wissen auch, was ich meiner Stellung schuldig bin — gehen Sie, lieber Basch, und morgen — sprechen wir weiter über die Sache. Und noch Eins — es läßt mir hier in der Stadt keine Ruhe mehr. Sie glauben freilich, daß mir die sumpfige Umgebung Chapultepecs nicht heilsam ist, aber — was mich jetzt drückt, ist mehr als Wechselfieber — ich muß wieder hinaus auf meinen stillen Berg — fort hier aus der Hauptstadt. Der Entschluß, den ich jetzt gefaßt, bedarf einer ruhigen Erwägung, und dann auch — wenn damit im Reinen, will ich nicht darin gestört werden; denn was mir da Alles bevorsteht, weiß ich schon. Also sorgen Sie, lieber Basch, daß wir morgen Früh wieder nach Chapultepec übersiedeln können."

2.
In Orizaba.

In der Hauptstadt war in diesen Tagen — etwas sehr Ungewöhnliches — die eigentlich klerikale wie conservative Partei außerordentlich thätig gewesen, um die sich jetzt in ihren Händen befindende Sache des Kaiserthums zu fördern, das heißt vor allen Dingen den Kampf mit den Liberalen aufzunehmen, um die immer näher rückende Gefahr von der Hauptstadt, also von ihren eigenen Köpfen abzuwenden.

Beide Parteien hatten genug auf die Franzosen und deren Aufenthalt im Land geschimpft, und ihren Abzug herbeigesehnt — jetzt aber kam er ihnen doch noch fast zu rasch, denn das, was man von ihnen erwartet: die gänzliche Zersprengung oder Vernichtung der Liberalen, hatten sie

nicht erfüllt, und im Gegentheil schien der rastlose Gegner auf fast unerklärliche Weise wieder über frische Truppen zu verfügen, wenn man ihn schon total niedergeworfen glaubte. Wie Tellus, sobald er die Erde berührte, gewann er neue Kräfte, und es blieb in der That nichts Anderes übrig, als ihn in der Luft zu zerdrücken.

Wäre das nun durch Versprechungen, Redensarten und Phrasen möglich gewesen, so hätten es die Mexicaner auch sicherlich mit leichter Mühe erreicht, denn an allen denen fehlte es nicht. In Wirklichkeit schien sich aber nur immer Einer auf den Andern zu verlassen, und Wenige blieben, die wirklich im Interesse der guten Sache mit Opferfreudigkeit vorgingen. Einzelne fanden sich in der That dafür, und unter diesen namentlich Bastiani, Rodriguez und Almeja, dagegen Roneiro, wie Lucido de Vega, und selbst die Herren Minister, die fast Alle ein bedeutendes Vermögen besaßen, sicherten allerdings ihre Hilfe zu, suchten aber vor der Hand noch durch allerlei Ausflüchte Zeit zu gewinnen. Man mußte doch erst sehen, wie sich die Sachen gestalteten und ob der Staat nicht vielleicht auch so wieder zusammengeflickt werden·

konnte, ohne daß sie selber zu tief in ihre eigenen Geldbeutel griffen.

Auch der Klerus hielt sogar noch merkwürdigerweise mit Geld zurück. Traute auch er den Zuständen nicht recht, oder hatte er noch andere Pläne in Bereitschaft? das letztere war jedenfalls das Wahrscheinlichere, und doch schien gerade dies Zögern die Gefahr immer mehr herauf zu beschwören.

Thatsache war, daß die hohe Geistlichkeit, in ihrem übermüthigen Stolz und Dünkel immer nur auf ihre Rechte und den gefährdeten Glauben pochend, ihr Ziel schon überschossen hatte. Nun erst, als sie den Abgrund vor sich bemerkte, in den das auch ihre Interessen mit tragende Staatsfuhrwerk, von durchgehenden Pferden vorwärts gerissen, zu stürzen drohte, versuchte sie zu spät die Zügel der Thiere in die Hand zu bekommen. Ausweichen wäre vielleicht noch möglich gewesen, aber non possumus — das wollten sie nicht. Alles was sie verlangten, war halten oder umkehren — und das ging nicht mehr an.

Wie ein Wetterschlag traf da mittenhinein die Nachricht von der Erkrankung der Kaiserin und dem Gerücht, der Kaiser beabsichtige nach

Orizaba zu gehen, um den Nachrichten, die er aus Europa erwartete, näher zu sein.

Natürlich glaubte das kein Mensch — Orizaba lag schon an der Grenze der Tierra caliente, gar nicht so weit mehr von Vera-Cruz entfernt — Orizaba war also nur die Ausrede, und der Kaiser wollte Mexico verlassen und auf seine Dornenkrone hier verzichten. Was anders konnte man auch mit dem jetzt völlig ausgesprochenen Abzug der Franzosen erwarten; es gab gar nichts Natürlicheres. Mit Hilfe französischer Bajonnette war er in das Land gekommen, und daß er es wieder verließ, sobald diese abzogen, verstand sich eigentlich von selbst. Hatte er doch auch jetzt schon drei volle Jahre regiert, und in Mexico war man gar nicht mehr daran gewöhnt, ein politisches Oberhaupt viel länger als drei Monate ungestürzt in seinem Amt zu sehen.

Den größten Schrecken aber bekam das conservative Ministerium, mit dem pfaffenfreundlichen Lares an der Spitze. Den Herren war die Sache außer dem Spaß, denn ging der Kaiser jetzt, wo sie gar Niemanden im Land hatten, auf den sie sich verlassen und den sie an seine Stelle setzen konnten, so lag die ganze Ver-

antwortlichkeit der Regierung allein auf ihren Schultern. Sie sollten Geld schaffen, wo eben keins zu schaffen war, wenn sie es nicht aus ihrer eigenen Tasche gaben; sie sollten eine Armee „aus der Erde stampfen", wo ihnen die Soldaten so rasch davonliefen, wie sie eingekleidet wurden; sie sollten die Forderungen ihrer eigenen Partei wie die des Klerus befriedigen, wo sie ihre eigenen Forderungen nicht einmal befriedigt bekommen konnten — sie sollten überhaupt Etwas thun und selbstständig handeln, wie die Verantwortung dafür übernehmen, und das paßte ihnen natürlich nicht, denn unter solchen Bedingungen hatten sie das Portefeuille nicht übernommen, und würden es nie übernommen haben. Die Folge davon war, daß das ganze Ministerium augenblicklich zusammentrat und nach sehr kurzer Berathung den einstimmigen Beschluß faßte, dem Kaiser zu erklären, falls er die Residenz verlasse, auch ihre Entlassung anzunehmen und sich nach einem neuen Ministerium umzusehen. Mit dieser Erklärung wurde der Ministerpräsident Lares nach Chapultepec hinausgeschickt — aber nicht vorgelassen.

Chapultepec bot an dem Tag überhaupt ein bewegtes Bild, denn nicht allein der Minister-

präsident, sondern ein großer Theil der Nobilität Mexicos war herausgefahren, um den Kaiser dringend zu bitten, den für die Stadt so gefährlichen Plan, sie ohne Kaiser zu lassen, aufzugeben. Auch die Prinzessin Iturbide, eine alte, etwas heftige und bewegliche, dabei aber sehr stolze Dame, die der Kaiser sogar mit dem Namen „Cousine" ehrte, fuhr im größten Staat vor, denn daß ihre ephemere Existenz besonders an dem Verbleiben des Kaisers hing, war selbstverständlich — aber auch sie wurde nicht vorgelassen. Der Kaiser hatte sich vollständig abgeschlossen und Doctor Basch das höchst fatale Amt überkommen, alle Besuche ohne Unterschied abzuweisen, was ihm auch bei Allen ziemlich leicht wurde — nur bei der etwas künstlich gemachten Prinzessin nicht, die den armen Doctor mit einer wahren Fluth von Vorwürfen überschüttete. Aeltere Damen sind nun einmal leicht irritirt — besonders zweijährige Prinzessinnen — aber es half Nichts. Selbst diese mußte wieder abziehen, und die Reise des Kaisers nach Orizaba war bestimmt.

Uebrigens bekam Marschall Bazaine durch Staatsrath Herzfeld Kunde, daß das Ministerium mit seiner Abdankung gedroht habe und das

Land also nach der Abreise des Kaisers ohne Regierung bleiben würde, was jedenfalls sofort eine Revolution hervorgerufen hätte. In dem Fall aber befanden sich die Franzosen im Land in einer schlimmen Lage, denn überall waren noch kleine Trupps stationirt, deren Zusammenziehung, der ungeheuern Entfernungen wegen, nicht so rasch hatte bewerkstelligt werden können, und diese wären dann natürlich der größten Gefahr ausgesetzt gewesen. Bazaine wußte auch zu gut, wie man die Franzosen im ganzen Land haßte, denn oft genug war es vorgekommen, daß man aus Trupps von Gefangenen nur diese ausgelesen und erschossen oder nichtswürdig hingemordet hatte, und auf ihm selber lag die Verantwortung, sie sicher zu stellen. Das aber konnte nur dadurch geschehen, daß vor der Hand noch eine mexicanische Regierung an der Spitze blieb.

Ein gleiches Interesse hatten aber die Klerikalen, denn ihnen konnte Nichts daran liegen, daß der Kaiser in einem Augenblick abdankte, wo sie noch nicht einmal wußten, ob sein Ersatzmann Miramon auf der Heimfahrt begriffen sei oder nicht. Padre Fischer wurde von Labastida selber beauftragt, alle Kräfte aufzubieten, um den Rücktritt des Ministeriums zu verhindern,

denn das mußte den Kaiser nur in seinem Entschlusse bestärken, und der Klerus dachte die Verantwortung eben so wenig allein zu übernehmen, wie die Conservativen.

Bazaine arbeitete kräftiger in dem nämlichen Sinn. Ein derber, mit versteckten Drohungen untermischter Brief ging an das Ministerium ab — der Kaiser mußte freie Hand behalten, um Napoleon's gegenwärtig dringendsten Wunsch — seine Abdankung zu erreichen und ihn sicher außer Land zu bringen. Wurde das dann nur noch kurze Zeit hingezögert, — und so rasch entschloß sich Maximilian überhaupt nicht — so hatte Bazaine wenigstens alle seine Truppen so weit zusammengezogen, daß keine directe Gefahr mehr zu befürchten war, und Mexico? — was kümmerte ihn Mexico, sobald er nur den ihm gegebenen Befehlen und Wünschen seines Souveräns nachkam. In Frankreich erwarteten ihn zudem, das wußte er gut genug, alle möglichen Ehren und Genüsse, und er wenigstens konnte dort auf seinen Lorbeeren ausruhen.

Maximilian hatte dieses Mal wenigstens seinen Entschluß aufrecht erhalten, und zwar hauptsächlich wohl nur dadurch, daß er Niemandem gestattete, weiter auf ihn einzuwirken.

Er wollte nach Orizaba und er ging trotz allen Hindernissen.

Am 21. October, schon Morgens vier Uhr, brach der Kaiser, von einer dreihundert Mann starken, vom Obrist Kodolich commandirten Husaren-Escorte geleitet, von Chapultepec nach Orizaba auf. In seiner Begleitung befanden sich Doctor Basch, Professor Bilimeck, Padre Fischer, der sich merkwürdigerweise im Vertranen des Kaisers hielt, Feliciano Rodriguez, ein Sohn des alten Rodriguez in Mexico, als Flügeladjutant, Arroyo, als einziger Minister, und noch einige mexicanische Officiere.

Der Kaiser fuhr in einem mit vier weißen Maulthieren bespannten Wagen, aber er war düster und in sich verschlossen, denn außer dem Schmerz und der Sorge um die Gattin fühlte er sich auch gegen den französischen Abgesandten, den Grafen Castelnau, erbittert, der mit einer unbegreiflichen Rücksichtslosigkeit in Vera-Cruz gezögert hatte ihm seine Botschaft des französischen Kaisers auszurichten. Jetzt mußte er ihm auf der Straße begegnen, aber er war fest entschlossen, ihn nicht zu sprechen. Sein Groll gegen Frankreich wuchs mit jeder Stunde, und still, in sich gekehrt und vor sich hinbrütend saß

er in seinem leichten Wagen, während die Scenerie fast unbeachtet an ihm vorüberglitt. Nur dann und wann raffte er sich aus seinem qualvollen Grübeln fast gewaltsam empor, und als der erste Rastplatz Ayotlan erreicht wurde und der Zug dort wirklich mit dem französischen Gesandten zusammentraf, verweigerte Maximilian auf das entschiedenste jedes Begegnen mit ihm. Er mußte vorüberfahren und seinen Weg zum französischen Hauptquartier fortsetzen.

Das erste Nachtquartier wurde auf der Hacienda Socyapan gehalten, und hier verbrachte der unglückliche Monarch noch eine unglücklichere Nacht, denn hier kämpfte er noch einmal den Entschluß der Abdankung durch, ja er war nahe daran, sie gleich von diesem Orte aus zu datiren.

Was ihn besonders zu peinigen schien, war der Gedanke an das viele vergossene Blut in Mexico: „Ich will nicht, daß meinethalben noch mehr Blut im Lande vergossen werde," sagte er, und noch an diesem Abend widerrief er das ihm von Bazaine abgedrungene Decret vom 3. October.

Und weiter ging die Reise gegen Osten — überall, wo Rast gehalten wurde, kamen dabei Deputationen der Einwohner und Eingeborenen, um ihr Beileid auszudrücken, und Blumen brach-

ten sie dabei und streuten dem unglücklichen Monarchen Blumen auf den Weg.

Armer Kaiser! — Das von je geknechtete Volk fühlte, was Du ihm warst, aber es hatte nie die Macht oder Gewalt in Händen, wie in allen diesen südlichen Republiken — die Creolen und Mischlingsracen regierten — das Volk hatte nur Blumen für seinen Kaiser — und Thränen.

In Orizaba wurde der Kaiser von den Bewohnern auf das herzlichste begrüßt, aber sein Geist war gedrückt, sein Herz schwer, und kein Lächeln kam auf seine Lippen.

*) „Es ist psychologisch leicht erklärlich, wenn die Stimmung Maximilian's sich in diesen Tagen immer mehr verdüsterte. Es war für ihn der harte Augenblick gekommen, wo er durch eigene Entschließung, durch selbsteigenste Erklärung den Stab über das Unternehmen brechen sollte, dessen Schwierigkeiten er nie verkannt, dem er aber mit jugendlicher Begeisterung, mit Opferwilligkeit und unter dem Einsatz seiner Person das Leben geweiht hatte. Er mußte zurücktreten von

---

*) Es ist nicht möglich, seinen damaligen Zustand wie seine Gefühle kürzer und besser zu schildern, als es Doctor Basch in seinen „Erinnerungen" thut, und ich lasse deshalb den darauf bezüglichen Satz hier folgen.

der Verwirklichung der großen Idee der Regeneration eines verkommenen Volkes, und nach alle dem, was er in Mexico erlebt, mit dem bittern Gefühl in der Brust sich abwenden, daß nur der Verrath Derer, die sich seine Freunde nannten, das Werk zu Falle gebracht hatte. Er sah ein, daß diesem Lande noch lange nicht zu helfen sei; in seinem Innern hatte er Mexico bereits aufgegeben, nicht gewillt, noch länger der Vasall Frankreichs zu bleiben. Orizaba war für ihn nur eine Ruhestation. Die Abdankung als solche kostete dem Kaiser keinen Kampf mehr, nur sträubte sich sein Selbstgefühl dagegen, durch diesen Act dem ganzen Lande gegenüber bekennen zu müssen, daß er sich ohne Unterstützung der Franzosen nicht mehr behaupten könne und — daß er sich von Louis Napoleon habe täuschen lassen. Als Souverän das Land zu verlassen und in Europa seine vollen Rechtsansprüche und Rechtstitel aufrecht zu erhalten, litt seine Ehrenhaftigkeit nicht. Seinem verstörten Gemüth wäre es eine Erleichterung gewesen, wenn er sich von der drückenden Last dieser „Würde ohne Macht", dieser aufdringlichen Etikette ohne Wahrheit befreien und nach Europa zur kranken Kaiserin hätte reisen können, deren Schicksal so

tief an seinem Herzen nagte. Nur in diesen inneren Gründen und nicht in der Unklarheit über seinen Entschluß, nur in diesem Dilemma der Gefühle lag es, wenn der Kaiser schwankte und noch nicht sein letztes Wort sprach."

In diesem Zustand verbrachte Maximilian Wochen, ohne sich aber auch von außen beeinflussen zu lassen. Alle möglichen Versuche wurden dabei gemacht, ihn von seinem, jetzt ziemlich feststehenden Vorsatz, das Land zu verlassen, abzubringen, aber er wich Allem aus, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß Manches auf ihn einen Eindruck hinterließ. Besonders war es der englische Consul Scarlett, der Geschäfte in Mexico abzuwickeln hatte, wozu er den Kaiser nothwendig brauchte, und der deshalb sein Möglichstes versuchte, ihn in seinem Entschluß wankend zu machen.

Der Kaiser hielt sich noch fest, obgleich die Vorstellungen Scarlett's, der ihm als Ausländer gewisssermaßen unabhängig gegenüber stand, nicht ohne Einfluß auf ihn blieben.

Merkwürdigerweise hatte sich Padre Fischer die ganze Zeit ziemlich neutral verhalten, und in der That wußte er selber nicht, wozu er sich

jetzt eigentlich entschließen sollte, denn von Vera-Cruz kam noch immer keine Nachricht, die ihn hätte bestimmen können.

Es war noch in der ersten Hälfte des Monats November, aber schon gegen die Mitte desselben zu, als Padre Fischer, demüthig wie immer, in das Gemach des Kaisers trat, um seine Befehle zu vernehmen.

„Wissen Sie, wer angekommen ist, Fischer?" rief ihm der Kaiser entgegen, der in den letzten Tagen viel von seiner bisherigen Apathie abgeschüttelt zu haben schien und sich schon wieder einzelnen Arbeiten hingegeben hatte.

„Von Mexico, Majestät?"

„Nein — in Vera-Cruz."

„In Vera-Cruz?" rief der Padre erstaunt, setzte aber rasch hinzu: „Sind gute Nachrichten eingetroffen, Majestät?" Er dachte in diesem Augenblick nur an die Kaiserin.

Ein wehes Gefühl zuckte durch des Kaisers Antlitz — ein Seufzer hob seine Brust, und er erwiederte leise:

„Ich sagte nicht daß es gute wären — zwei Señores sind angekommen; aber es fällt mir gerade ein, daß Sie dieselben wahrscheinlich gar nicht persönlich kennen, also auch kein weiteres

Interesse daran nehmen werden — Miramon und Marquez, die beiden Generale."

Hätte er in diesem Augenblick seines Geheimsecretärs Gesicht beobachtet, so würde es ihm kaum haben entgehen können, wie dieser bei der ungeahnten Antwort die Farbe wechselte. Fischer war aber seit langen Jahren gewohnt seine eigenen Gefühle zu verbergen, und als die erste Ueberraschung überwunden, sagte er mit ruhiger Stimme:

„Ah, ich erinnere mich — ich glaube, Euer Majestät sagten mir davon, daß Sie die beiden Generale zurückberufen hätten."

„Nein — ich nicht," erwiederte Maximilian. „Marquez, ja — er wurde schon vor sechs Monaten zurückberufen, um seinen vollkommen unnützen Aufenthalt in Europa zu ersparen, Miramon dagegen hat weder Befehl noch Erlaubniß erhalten, nach Mexico zurückzukehren, und ich begreife nicht recht, was ihn dazu veranlaßt haben kann."

„In der That?"

„Er scheint sich auch nicht ganz sicher zu fühlen, denn er hat telegraphisch anfragen lassen, ob er kommen dürfe."

„Und haben ihm Majestät die Erlaubniß ertheilt?"

„Weshalb nicht?" sagte der Kaiser seufzend; „es sind Mexicaner, und die kurze Zeit, die ich noch hier im Land verbringen werde, macht es mir gleichgiltig, ob sie hier sind oder nicht. Sie werden wohl Beide schon heute Abend eintreffen."

„In der That?" sagte Fischer gedankenvoll, denn eine wahre Fluth von Combinationen schoß ihm durch's Hirn. „Es sollen, wie ich gehört habe, ausgezeichnete Generale sein."

„Was man in Mexico wahrscheinlich ausgezeichnete Generale nennt," sagte der Kaiser achselzuckend. „Marquez ist dabei seiner Grausamkeit wegen berüchtigt, und auch Miramon hat wohl Manches zu verantworten — und wer nicht in diesem armen Land!" setzte er seufzend hinzu. „Aber es kann Nichts helfen — sie sind einmal da und — wie ich fast fürchte, nicht zu einer sehr glücklichen Zeit eingetroffen."

„Und wollen Majestät dieselben sehen?"

„Es wird sich nicht gut vermeiden lassen," sagte Maximilian nach kurzem Nachdenken, „kann auch weiter keine Consequenzen haben; doch bitte, schicken Sie mir den Doctor herüber — ich fühle mich wieder unwohl — das lästige Fieber will nicht von mir lassen, und ich werde auch nicht

eher gesund, bis ich nicht wieder auf blauen Wogen schaukele. Ich sage Ihnen, ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach blauem Wasser."

Padre Fischer, als er den Kaiser verließ, befand sich in nicht geringer Aufregung, denn hinsichtlich Miramon's hatte er vom Erzbischof Labastida ganz bestimmt formulirte Aufträge, und es war unumgänglich nothwendig, daß er ihn sprach, ehe er eine Unterredung mit dem Kaiser hatte. Darnach mußte sich ja dann auch erst genau bestimmen, welcher Richtung er selber folgen solle.

Dazu standen ihm übrigens alle Mittel zu Gebote, und außerdem kam ihm auch die Postverbindung zwischen Mexico und Orizaba darin zu statten. Die Diligence traf jeden Abend, durch die entsetzlich schlechten Wege aufgehalten, erst gewöhnlich gegen acht Uhr in Orizaba ein. Es verstand sich dabei von selbst, daß die beiden Herren im Hôtel de las Diligencias abstiegen und an dem Abend, und so spät, nicht mehr bei dem Kaiser, der in dem Hause eines Señor Brigas residirte, eingeführt werden konnten.

Padre Fischer versäumte nicht, die Ankunft der Post zu erwarten. Den General Marquez kannte er persönlich von früher, Miramon nicht,

aber das schadete Nichts, denn er trug eine kleine Karte des Erzbischofs bei sich, die ihn bei dem etwas stolzen Mexicaner rasch einführen mußte. Wenige mit ihm gewechselte Worte genügten auch, das zu bewirken, und während Marquez, ermüdet von der Marterfahrt in einem solchen Wagen und auf solchen Wegen, sein Lager suchte, blieb Padre Fischer mit General Miramon noch erst eine kurze Weile bei einer Flasche Haute Sauterne in der Wirthsstube sitzen, und Beide schritten dann, um ungestörter sprechen zu können, zu einem Spaziergang in die dunkle Nacht hinaus.

Schweigend wanderten sie noch eine kurze Strecke neben einander hin, der Straße folgend, die auf den Borego zu führte, jenem unmittelbar an der Stadt liegenden Hügel, der damals von dem vollkommen unfähigen General Gonzales Ortega mit zahlreicher Mannschaft besetzt war und von den Franzosen, welche die Besatzung überraschten, mitten in der Nacht genommen wurde.

„Und was ist es eigentlich, was Sie mir zu sagen haben?“ begann da endlich Miramon, denn hier war kein Lauscher mehr zu fürchten, „Monseñor weist darauf in seinen Zeilen hin,

und ich glaube doch, daß Sie von ihm vollständig instruirt sind?"

„Vollkommen, mein General," erwiederte freundlich der Padre, „und ich schätze mich glücklich, Sie hier getroffen zu haben, da von Ihrer Entscheidung nicht allein des Kaisers Reise, sondern auch wahrscheinlich das Glück Mexicos abhängt."

„Ich bitte Sie, kommen Sie rasch zur Sache, wir verschwenden mit Vorreden nur Zeit."

„Gut denn, ich darf voraussetzen daß Sie mit den Ansichten und Wünschen Monseñors vollkommen vertraut sind, nicht wahr?"

„So weit es meine Stellung zu ihm betrifft, glaube ich ja; der Erzbischof hat sich mir immer sehr freundlich gezeigt und darf das Nämliche von mir erwarten."

„Wissen Sie genau, wie die Verhältnisse hier stehen?"

„Genau kann ich nicht sagen; ich weiß nur das, was man sich in Vera-Cruz ziemlich allgemein erzählt: daß der Kaiser gesonnen sei abzudanken und nur hier in Orizaba noch Station gemacht habe, um einige Geschäfte abzuwickeln."

„Es ist das einestheils richtig," sagte Fischer,

„aber doch auch noch nicht so ganz ausgemacht. Der Kaiser schwankt noch, und es wäre möglich ihn zurückzuhalten, wenn es für nöthig befunden werden sollte. Uebrigens gebe ich zu, daß er mehr nach Europa als nach Mexico neigt, und ein Druck nach dorthin raschere Wirkung haben und leichter sein würde — aber ich meine, ob Sie die gegenwärtigen mexicanischen Verhältnisse genau kennen und wissen, wie es im Lande steht?"

„Das eben noch nicht," sagte Miramon, „und ich bin begierig, sie kennen zu lernen. Mir scheint aber, daß es im Lande selber so ungünstig als möglich aussieht, ja daß es in der That kaum schlimmer werden kann. Ich verdenke es dem Kaiser wahrlich nicht, daß er das lecke Staatsschiff unter solchen Umständen verläßt und sich in einem Boot zu retten sucht. Die ganze Sache ist verfahren, wenn ich auch nicht genau beurtheilen kann, wer die Schuld trägt."

„Und glauben Sie, daß eine Besserung möglich ist?"

„Wenn der Kaiser jetzt geht — sehr schwer. An seinem Namen hängt wenigstens noch eine Partei, die sich einer andern anschließen und diese verstärken kann; verläßt er aber das Land, so löst sich diese natürlich auf und der alte

Kampf beginnt wieder allein zwischen Liberalen und Conservativ-Klerikalen, und jetzt — wie mir scheint — sehr zu Ungunsten der letzteren."

„Der Erzbischof," sagte Fischer leise und mit Betonung, „hofft, daß sich ein Mann gefunden habe, der den Kaiser ersetzen und der Kirche wie dem Land eine große Stütze werden könne."

Miramon schwieg eine Weile und schritt still und mit gesenktem Haupt neben dem Padre hin, endlich sagte er:

„Señor, ich will Ihnen entgegenkommen, um rasch ein Verständniß zu erreichen und unsere Unterredung abzukürzen, denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich von der heutigen Reise müde und erschöpft bin. Ich weiß, welchen Mann Sie meinen und welches große Vertrauen Monseñor in mich setzt, aber — ich glaube, er täuscht sich darin und hofft mehr auf mich und meinen Namen, als ihm der Erfolg gewährleisten kann."

„General Miramon!"

„Bitte, lassen Sie mich ausreden, ich selber habe vor der Hand keine solche Zuversicht, und bin überhaupt in der langen Zeit meiner Abwesenheit viel zu fremd im Land geworden, um jetzt leichtsinnigerweise mit beiden Füßen zugleich

in ein sehr bösartig aufgestörtes Wespennest hinein zu springen. Daß Maximilian hier in Mexico nicht bleibt und nicht bleiben kann, davon bin ich fest überzeugt, und ich an seiner Stelle ginge jetzt; aber in unserem Interesse liegt es jedenfalls ihn noch hier zu halten. Dann läßt sich eher absehen was geschehen kann, und ob es möglich ist, mit den noch vorhandenen Kräften einen Erfolg zu erzielen. Ich kenne Ihre sogenannte National-Armee noch nicht einmal, aus der wir ohnedies mit Abzug des Kaisers alle tüchtigen und fremden Elemente augenblicklich verlieren werden, und dann wieder auf eine unserer sehr traurigen und unzuverlässigen Levas angewiesen blieben. Und wie steht es mit den Finanzen?"

„General Miramon," sagte Fischer bestimmt, „könnte sich fest darauf verlassen, daß ihm alle Hilfsquellen seiner mächtigen Partei zu Gebote ständen."

„Wenn Sie das dem Kaiser sagen, glaubt er es Ihnen vielleicht," erwiederte Miramon, und ein leichtes, spöttisches Lächeln zuckte dabei um seine Mundwinkel, „aber ich selber kenne meine wackeren Compatrioten viel zu genau, um nicht zu wissen, was ich von derartigen Versprechungen

zu halten habe. Nein, verehrter Herr, wie die Sachen jetzt stehen, und das werde ich auch dem Erzbischof gleich morgen Früh schreiben, denke ich gar nicht daran, in eine verfehlte Speculation als Hauptchef hineinzutreten. Maximilian muß deshalb noch für kurze Zeit im Lande bleiben, noch dazu, da er sich, wie ich aus der Ministerliste sehe, vollkommen unserer Partei zugewendet hat. — Was dann später werden wird? — veremos."

Fischer war schweigend neben ihm hergeschritten; er wußte, daß Miramon Recht hatte, und theilte seine Ansicht vollkommen. Der Kaiser durfte Mexico in diesem Augenblick noch nicht verlassen, wo er selber ja auch darnach drängte, ein in Rom versprochenes Concordat ihm abzuringen. Jetzt war der günstige Moment, sobald er nur bewogen werden konnte nach Mexico zurückzukehren, denn weich gestimmt und niedergedrückt, ist der Mensch weit eher für einen geistlichen Zuspruch empfänglich, als im Gefühle seiner Macht und Stärke oder in vollem Glück. Dann aber lebten auch noch im Lande, wie sich der Padre nicht verhehlen konnte, große Sympathien für des Kaisers Person, die sich bestimmt noch ausnützen ließen. — Miramon — der

Kaiser — was lag an den Personen, wenn nur die Kirche ihren Zweck erreichte und die verlorene Macht wiedergewann.

„Dann sind wir einig, General," sagte er plötzlich, während er auf der Straße, in der sie sich schon lange wieder gewandt hatten, stehen blieb, „aber ich muß Ihnen im Voraus bemerken, es wird schwer halten, den Kaiser jetzt noch zum Bleiben, oder vielmehr zum Zurückgehen zu bewegen."

„Ich bliebe nicht an seiner Stelle," sagte Miramon trocken.

„Aber es giebt Mittel," setzte Fischer nachdenkend hinzu, „die nur vorsichtig angewendet werden müssen, da er verschiedene Leute in seiner Umgebung hat, denen der Boden hier unter den Füßen brennt."

„Und es gehört kein besonders feines Gefühl dazu, das zu merken," lachte der General. „Nun es wird sich ja bald zeigen, was zu machen ist. Von mir sehen Sie aber vor der Hand vollständig ab, um mich als Lückenbüßer hier einzuschieben. Daß ich unsere Partei mit allen Kräften unterstützen werde — selbst im Dienst des Kaisers, darauf können Sie sich verlassen, weiter aber vor der Hand Nichts."

„Und General Marquez?"

„Wird zu mir halten. — Doch es ist spät geworden, und wir sind ja wieder in der Nähe meines Hôtels — also hasta mañana. — Bis um welche Zeit glauben Sie, daß wir uns dem Kaiser am besten vorstellen können?"

„Um zehn Uhr etwa."

„Hat er Nichts über meine Rückkehr geäußert?"

„Er schien anfangs etwas erstaunt darüber — sonst Nichts. Für den Augenblick hat er an Mexico das Interesse verloren, und Sie konnten dafür allerdings zu keiner glücklicheren Zeit eintreffen."

Miramon neigte leise das Haupt und schritt dem Hôtel zu, während sich Fischer abwandte, um sein eigenes Quartier im Hause Briga's aufzusuchen. Es ging ihm selber viel im Kopf herum und er mußte klar darüber mit sich werden. — Uebrigens schlief er die Nacht fast gar nicht, sondern ging erst wohl eine Stunde in seinem Zimmer auf und ab, dann setzte er sich hin, schrieb bis zwei Uhr Morgens Briefe und schickte schon mit Sonnenaufgang einen Courier damit fort nach der Hauptstadt. Die Briefe waren, der eine an den Erzbischof Labastida, der

andere an den jetzigen Ministerpräsidenten Lares, der dritte nach Puebla adressirt.

Der Kaiser empfing am nächsten Morgen die beiden Generale und unterhielt sich ziemlich lebhaft mit ihnen, schien aber erstaunt, als Miramon ihm, auf eine Andeutung hin, daß er möglicherweise das Land verlassen werde, zuredete, zu bleiben, und seinen Degen zugleich dem Kaiserreich zur Verfügung stellte. Er hatte das wohl kaum, nach Allem was er früher über Miramon gehört, erwartet, verhielt sich aber trotzdem ablehnend dabei, und wich auch dem Gespräch bald wieder aus.

Eine Woche fast verging noch so, in welcher aber Miramon und Marquez auf Fischer's Anrathen in Orizaba blieben, und jetzt trafen von verschiedenen Seiten Petitionen ein, die theils von Mexico, theils von Puebla, und mit Unterschriften bedeckt, den Kaiser dringend baten, im Land und an ihrer Spitze zu bleiben.

Die Blumen, die das Volk dem Kaiser unterwegs in den Wagen und vor die Hufe seiner Thiere warf, waren natürlich gewesen und kamen aus dem Herzen. Diese Deputationen aber und Adressen waren künstlich und gemacht, und ließen deshalb auch den Kaiser vollkommen kalt. Sein

Entschluß stand fest, abzudanken und nach Europa zu gehen, sobald er nur erst einmal die Sicherheit seiner Hilfstruppen garantirt bekommen hatte. Er hörte die Reden ruhig mit an, erwiederte aber nur abwehrend darauf und correspondirte indessen mit Marschall Bazaine, dem er seine Absicht anzeigte, wie mit dem Ministerium in Mexico, das er aufforderte, mit dem Staatsrath nach Orizaba zu kommen und seine Abdankung entgegen zu nehmen.

Miramon ließ indeß nicht nach. Auch er verfolgte ein bestimmtes Ziel, und während er sich mit jugendlichem Feuer demselben hingab, suchte er auch den Kaiser, den er vor der Hand noch gebrauchte, dafür zu gewinnen. Er wie Marquez, Beide tüchtige Soldaten, schilderten dabei mit großer Lebendigkeit die verschiedenen möglichen Operationspläne, um den Feind zu werfen und die Liberalen gänzlich zu vernichten, und der Verdacht, den sie dabei ausstreuten, daß die Franzosen nämlich in ihrem Kampf gegen Juarez nicht ehrlich gehandelt und allem Anschein nach gar nicht beabsichtigt hatten ihn vollständig aufzureiben, nur um den Kaiser dadurch so viel länger von sich abhängig zu halten, fiel — wenn auch jedenfalls ungerecht — doch auf fruchtbaren

Boden. Maximilian, gegen Bazaine und sein undankbares, rücksichtsloses Benehmen erbittert, traute ihm jetzt Alles zu.

Auch die kriegerischen Schilderungen beschäftigten ihn, wenn sie auch noch vor der Hand keinen entscheidenden Einfluß auf ihn ausübten. Sie wirkten jedenfalls mit, und zwei Momente brachten die Sache endlich zum vollen Ausschlag.

Das eine war die Antwort des französischen Hauptquartiers auf seinen Brief, und zwar von Bazaine, Dano und Castelnau unterschrieben. Die Herren, entzückt von dem Gedanken, den verrathenen Kaiser so weit gebracht zu haben, daß er wirklich abdanke und Louis Napoleon daheim keine weiteren Schwierigkeiten bereite, schrieben im höchsten Grade unvorsichtig und bezogen sich schon auf „die neue Regierung", die sie jedenfalls im Auge hatten.

Der Kaiser war empört darüber, und immer deutlicher und klarer wurde ihm die Stellung, zu der ihn das französische Cabinet herabgewürdigt — zu kaum mehr als einer Puppe, die man eben an- und ausziehen konnte.

Zu gleicher Zeit traf das Ministerium mit dem gesammten Staatsrath in Orizaba ein. Die Herren mochten wohl fühlen, daß es dem Kaiser

doch mit seinem Entschluß, das Reich zu verlassen, Ernst sei, und sie griffen zu einem letzten und grausamen Mittel, den bisher von allen Seiten im Stich gelassenen Kaiser, dem sie keins ihrer Versprechen gehalten hatten, an sein in Mexico gesprochenes Wort zu mahnen:

„Ein rechter Habsburger verläßt seinen Posten nicht im Augenblick der Gefahr."

Von dem Augenblick an war Maximilian's Schicksal besiegelt. Daß man ihm tausend- und tausendmal das Wort gebrochen, verschwand in dem Gefühl, die eigene Ehre verpfändet und eingesetzt zu haben, und wenn auch noch dann und wann die Sehnsucht nach Europa in ihm erwachte, er war sich doch von da an klar bewußt, Mexico nicht eher verlassen zu wollen, bis er dessen Zustände geregelt — etwas Undenkbares an sich selbst — und einen National-Congreß zusammenberufen habe, der frei und unabhängig über die Regierungsform entscheiden solle.

Der Staatsrath und das Ministerium hielten jetzt in Orizaba ihre Sitzungen und beschlossen in der Majorität, den Kaiser zu ersuchen, die Krone zu behalten. Maximilian stellte ihnen seine Bedingungen: sechs Unmöglichkeiten: Berufung eines National-Congresses, ausreichende

finanzielle Mittel, um den Regierungs-Voranschlag sicher zu stellen, Rekrutirung für eine National-Armee, Colonisation des Landes, Regelung der Frage zwischen Mexico und Frankreich, und Herstellung eines guten Vernehmens zwischen Mexico und der Union.

Die Conservativen hatten den Monarchen, wo sie ihn haben wollten, und sagten nun zu Allem ja. Waren es doch nur Versprechungen, die man von ihnen verlangte, und Maximilian dadurch der Verbündete ihrer Partei geworden.

Der Kaiser kehrte nach Mexico zurück.

3.

Der Abzug der Franzosen.

In der Hauptstadt Mexico befand sich alle Welt heute auf den Füßen, und es war fast als ob das größte Fest gefeiert werden sollte. Die Balcone waren fast sämmtlich von Damen in lichten Kleidern angefüllt, in den Straßen spreng- ten Reiter auf und ab, und das Volk hielt be- stimmte Straßen und fast sämmtliche Plätze schon von frühem Morgen an besetzt. Was hatten die Leute auch zu thun? sie versäumten Nichts, und während sie hier ein buntes Schau- spiel erwartete, war das Ganze in Wirklichkeit ein Fest für Mexico. So freundlich man näm- lich die Franzosen bei ihrem ersten Eintreffen -- wenigstens von verschiedenen Seiten, beson- ders von der Aristokratie aus, bewillkommt hatte,

so sehr freute man sich jetzt, sie wieder los zu werden. Man war ihrer müde geworden und längere Bekanntschaft schien nicht, wie das zuweilen der Fall ist, genügt zu haben, zwei so entgegengesetzte Elemente ineinander zu schmelzen.

Die Franzosen hatten sich auch im Ganzen nicht so liebenswürdig benommen, wie man ihnen das gewöhnlich nachsagt. Der Uebermuth, mit dem sie besonders in der letzten Zeit auftraten, verletzte den Nationalstolz der überdies stolzen Mexicaner, und manche Tactlosigkeit, die sich vor Allem der Marschall zu Schulden kommen ließ, machte sogar in höheren Kreisen — die bis jetzt noch allein zu der „großen Nation" gehalten, böses Blut. Man war sie satt und übersatt geworden, und als sie sich endlich zum Abmarsch rüsteten, jubelte die ganze Stadt.

In der Calle San Francisco in Rodriguez' Hause hatte sich ebenfalls ein Kreis von Bekannten eingefunden, denn man wußte, daß Bazaine dort mit seiner Suite noch im großen Pomp, als ob es einen Siegeszug gelte, vorbeidefiliren würde — und doch war es nur eine schmähliche Niederlage, welche die französische Politik hier erlitten — ein einfacher Zwang, den die Vereinigten Staaten auf die „große Nation"

ausgeübt, und die „civilisatorische Armee" wurde einfach von der nordischen Republik nach Hause geschickt.

So still aber auch die Zeit bis jetzt in Rodriguez' Hause verflossen sein mochte, da sich der alte Herr, der sich so viel als möglich von Politik fern hielt, schon deshalb häufig mit seinen alten Freunden in Conflict befand, so angefüllt war es heute, und nicht etwa nur von Gästen oder Besuchern, die das Schauspiel des Vorübermarsches der abziehenden Armee herbeigelockt.

Ricarda's Vater, der seine Ankunft von Monat zu Monat abgeschrieben, da ihn die unglückseligen politischen Verhältnisse Mazatlans zwangen, seinen Aufenthalt in der bald von den Kaiserlichen, bald von den Dissidenten genommenen und mit Zwangsanleihen belegten Stadt zu verlängern, war endlich eingetroffen, aber nicht, um seine Tochter nach dem Staat Sinaloa, an die Küste des stillen Meeres zurückzuführen, sondern um mit seiner ganzen Familie nach Spanien überzusiedeln, und endlich einmal diesen ewigen Revolutionen und Kämpfen zu entgehen, wie sein Leben in Ruhe und Frieden zu genießen.

Ob dazu Spanien gerade der passende Platz war, bleibt dahingestellt, aber er hoffte doch, dort

wenigstens in geregeltere Verhältnisse zu kommen, als sie ihm Mexico hier bieten konnte — und u n geregeltere gab es ja doch nirgendwo auf der weiten Welt.

Roneiro und Bastiani waren ebenfalls mit ihren Frauen herübergekommen — auch Inez — aber wie verändert hatte sie die kurze Zeit! Was war aus dem einst so blühenden, bildschönen Mädchen geworden? eine Matrone, bleich und abgezehrt, mit hohlliegenden Augen und eingefallenen Wangen, und kein Lächeln trat mehr auf die bleichen Lippen.

Da öffnete sich die Thür wieder ohne vorherige Anmeldung, und zwei junge Officiere betraten den Raum.

„Feliciano!" rief Rodriguez erfreut. „Junge, wo kommst Du her? — und caramba — Señor van Leuwen — S i e hätte ich wahrlich nicht wieder erkannt — Sie sehen frisch und blühend aus."

„Den hab' ich mir in Puebla aufgefischt," lachte der junge Feliciano. „Er wollte nach Hause zurück, aber ich litt es nicht und habe ihn für unsere Armee gepreßt."

„Es hat nicht viel Ueberredung gebraucht," sagte van Leuwen halb scheu, indem sein Blick

wie suchend durch das Zimmer flog — „ich war selber noch mit mir im Kampf, was ich thun — ob ich gehen oder bleiben solle.“

„Und von Ihren Wunden sind Sie vollkommen geheilt?“

„Vollkommen, wenn es auch etwas lange gedauert hat.“

„Und kennen Sie alte Freunde nicht mehr?“ sagte da eine leise Stimme dicht hinter seinem Rücken, und als er sich hastig darnach umdrehte, stand, wie mit Purpur übergossen, aber ihn freundlich anlächelnd, Ricarda vor ihm und streckte ihm die kleine Hand entgegen.

„Señorita!“ rief der junge Officier, „wie glücklich bin ich, Ihnen wieder begegnen zu dürfen!“

„Wirklich?“ lächelte wehmüthig das junge Mädchen — „und war Ihnen das Haus verboten, daß Sie sich seit langen Monden nicht von selber wieder bei uns sehen ließen?“

Van Leuwen erröthete und schwieg einen Moment. Endlich sagte er: „Als ich mein Krankenzimmer verließ, wagte ich nicht, mich Ihnen hier wieder aufzudrängen — der Dienst ließ mir auch keine lange Zeit zur Ruhe — ich wurde, wie ich kaum wieder im Sattel sitzen konnte, nach

Oajaca beordert, dort aber gerieth unsere ganze Besatzung, von der Uebermacht des Feindes fast erdrückt, in Gefangenschaft, und erst seit wenigen Tagen von Porfeirio Diaz freigegeben, sind wir wieder in Puebla angelangt."

„So waren Sie gefangen?"

„Kriegsglück — doch wie ich höre, ist Ihr Herr Vater hier. Dürfte ich Sie bitten mich ihm vorzustellen?"

Señor San Blas unterhielt sich eben an einem der Fenster mit seinem alten Freund Bastiani und schien auch von der neuen Bekanntschaft nicht besonders erbaut; er verbeugte sich wenigstens gegen den jungen Mann viel kälter und zurückhaltender, als das sonst seine Art war, und selbst Ricarda sah ihn betroffen an. Er wandte sich auch gleich wieder zu seinem früheren Gespräch zurück und sagte, als er mit Bastiani auf's Neue allein war:

„Ich würde es für ein großes Glück für Mexico halten, wenn recht viele fleißige fremde Arbeiter und Colonisten herüberkämen und das Land bebauen, wie dem Verkehr mit anderen Nationen mehr zugänglich machen wollten, aber diese fremden Herren Officiere, die dem Kaiser hierher nach Mexico gefolgt sind, wollen wir

ihnen doch lieber schenken, denn es sind weiter Nichts als Abenteurer, die sich hier goldene Berge geträumt und nun, da sie nicht einmal ihren Sold bekommen, vom Schuldenmachen leben. Wir haben da böse Erfahrungen in Mazatlan gemacht und in Vera-Cruz wird noch viel mehr darüber erzählt."

„Es giebt viele rühmliche Ausnahmen," sagte Bastiani.

„Das mag sein," nickte San Blas, „aber man muß gewöhnlich erst verwünscht schwer dafür bezahlen, um sie aus der übrigen Masse heraus zu finden, und ich möchte den Versuch nicht noch einmal machen."

„Ich halte diesen Belgier dafür — ich bin früher einigemal mit ihm zusammengekommen, und er hat sich stets tüchtig und bescheiden benommen — er ist auch, glaube ich, für seinen Unterhalt hier nicht allein auf seinen Sold angewiesen."

„Desto besser für ihn," erwiederte San Blas kurz abwehrend und warf von da an nur manchmal den Blick nach seiner Tochter hinüber, um zu sehen, ob sie sich noch immer mit dem jungen Fremden unterhielt.

„Ihnen scheinen sie in Mazatlan bös mitgespielt

zu haben," sagte Bastiani, „der arme Ort hat ja auch ein paar Mal die Besitzer gewechselt."

„Die Liberalen," sagte der alte Herr, „von denen wir auch nur das schlechteste und nichtsnutzigste Gesindel da hinüber bekamen, haben gewirthschaftet wie die Räuber und werden jetzt das Geschäft fortsetzen. Unter dem Vorwand, daß ich zur kaiserlichen Partei gehöre — was gar nicht einmal der Fall war, confiscirten sie mir meine zwei Hacienden — mußten sie dann aber natürlich wieder herausgeben, und ich war froh, als ich sie endlich, wenn auch kaum zu ihrem halben Werthe, an einen Amerikaner verkaufen konnte. Nein — ich habe jetzt das Elend in unserem Vaterland fast an die zwanzig Jahre mit durchgemacht und bin es satt geworden. Der Kaiser will Colonisten in das Land ziehen — Ave Maria, es wird ihm schwer werden, nur die Leute hier zu halten, die jetzt darin wohnen."

„Aber das ist nicht möglich!" rief der unfern von ihnen stehende Rodriguez, der sich mit seinem Sohne unterhielt, und die beiden Herren wandten sich ihm zu, um zu hören, um was es sich hier handle.

„Und es ist trotzdem so, Vater," sagte Feli-

ciano, „denn ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.“

„Was ist es, Rodriguez?“

„Die Franzosen,“ sagte Feliciano, „haben in den letzten Tagen und vor ihrem Abzug nichts weiter gethan, als ihre Munition zerstört, was sie nicht eben mitführen konnten, anstatt sie dem Kaiser zu überliefern.“

„Es sieht ihnen ähnlich,“ nickte Bastiani, „aber woher weißt Du das, Feliciano?“

„Gestern Morgen befahl mir der Kaiser, Civilkleider anzulegen und ihn auf einem kleinen Spaziergang zu begleiten. Ich wußte nicht, was er beabsichtigte, befolgte aber natürlich rasch den Befehl, und wir schritten dann der Citadelle zu, in die wir Eintritt verlangten. Der französische Posten, der uns nicht kannte, weigerte ihn, der Kaiser trat aber ruhig vorwärts, und als die beiden Soldaten einspringen wollten, rief ich ihnen zu: „Seine Majestät!“ Die armen Teufel wußten jetzt natürlich nicht, ob die Ordre, Niemanden einzulassen, auch auf den Kaiser ausgedehnt sei — konnten es sich wenigstens nicht denken und ließen uns passiren, und drinnen im Hofe fanden wir jetzt die ganze französische Besatzung emsig damit beschäftigt, ihre Geschosse zu

zerschlagen und unbrauchbar zu machen, und das Pulver haben sie in die Sequia geworfen, nur damit es nicht für das kaiserliche Heer zurückbliebe. — Ja wie mir mexicanische Kameraden versicherten, sind sie so weit gegangen, daß sie auf dem Marsch im Innern ihnen beschwerliche Munition sogar an die Liberalen verkauft haben."

„Schöne Verbündete!" lachte Bastiani — „und was sagten sie, als sie den Kaiser erkannten?"

„Der commandirende Officier," erwiederte Feliciano, „schien auf das äußerste bestürzt, und mir that der arme Teufel leid, denn es war nicht seine Schuld. Er hatte nur die Befehle Bazaine's auszuführen, aber was konnte er auch machen? Er erkannte den Kaiser natürlich augenblicklich, schon an seinem getheilten Bart und der ganzen imposanten Erscheinung, und die Wache mußte in's Gewehr treten, aber die fatale Arbeit war auch weder zu beseitigen, noch zu verheimlichen — eine Unterbrechung hätte nicht einmal genützt, sondern die Sache eher noch verschlimmert. So nahm denn das Zerstörungswerk seinen ruhigen Fortgang, und der Kaiser ging dazwischen herum und sah ihnen, mit einem halb sarkastisch lächelnden, halb verächtlichen Blick zu.

Es war die größte moralische Niederlage, die sie erleiden konnten, und Bazaine soll außer sich gewesen sein, als er es erfuhr."

„Daß Bazaine Santa Anna's Staatskutsche ebenfalls verkauft hat, wißt Ihr doch?" sagte Roneiro.

Die Gesellschaft lachte. „Das ist nicht übel," rief Rodriguez, „an wen denn?"

„An Almeja — was der damit machen will, weiß Gott."

„Nun, sein ganzes Mobiliar in Buena Vista hat er ja ebenfalls verkauft, und das gehörte eigentlich der Stadt," meinte Feliciano. „Er macht Alles zu Geld, ja ich weiß aus guter Quelle, daß eine Masse Kriegsmaterial sogar, und zwar mit besonderer Vorsicht vergraben ist, wofür er wahrscheinlich von den Liberalen Bezahlung erhalten hat — aber wir wissen den Platz, ein französischer Officier, dem das doch selbst zu arg erscheinen mochte, hat ihn verrathen, und sobald die Herren fort sind, werden wir die kleine Erbschaft antreten. Pfui Teufel, haben sich diese Herren hier noch die letzte Zeit benommen und wirklich ihr Schlimmstes gethan, um den Verbündeten ihres Souveräns zu Grunde zu richten!"

„Das Beste war der Befehl Bazaine's," sagte Bastiani, „daß alle französischen Unterthanen als Deserteure betrachtet werden sollten, die in den mexicanischen Corps blieben; und doch sind diese gerade von dem Marschall selber errichtet worden."

„Es war eine Schmach!" rief Feliciano, „und eine Menge französische Officiere haben auch dagegen protestirt. Caramba, der Protest ist scharf genug und der Marschall von Frankreich bekommt darin einige höchst pikante Sachen zu hören — aber er hat ein dickes Fell und beruft sich nur einfach auf die Befehle des Kaisers."

„Und vielleicht mit Recht!" sagte van Leuwen. „Napoleon soll außer sich darüber sein, daß Maximilian nicht ihm zu Gefallen abdanken will. Die ganze Sache wäre dann glatt verlaufen, er hätte am Neujahrstag wieder eine hübsche Thronrede halten können, wie er die Selbstbestimmung der Völker achte, mit den üblichen Phrasen dabei, und Seine Majestät der Kaiser von Mexico wäre bei Seite geschoben worden."

„Aber doch nicht Alle haben sich den Befehlen des Marschalls gefügt," rief Feliciano — „hier Freund van Leuwen und viele brave Soldaten sind zurückgeblieben, und wie hat sich der belgische,

wie der österreichische Gesandte bemüht, sie zu bewegen, ihren Kaiser im Stich zu lassen!"

„Diese beiden Gesandten?" rief Ricarda, „das ist doch nicht denkbar. Sind sie denn nicht gerade von ihren Regierungen hierher gesandt worden, um den Kaiser zu unterstützen?"

„Das sollte man eigentlich glauben," sagte van Leuwen, „dem scheint aber nicht so. Ich weiß wenigstens, daß Monsieur Hoorickx, mein Gesandter, mir speciell dringende Vorstellungen gemacht hat, mich nicht diesem unglückseligen Unternehmen anzuschließen, und eben so tactlos hat sich der österreichische Gesandte Baron Lago benommen. Es scheint überhaupt, als ob beide Regierungen die unfähigsten Männer ihres ganzen Reiches auf diesen doch wichtigen Posten gesandt hätten."

„Da kommen sie!" rief Rodriguez' jüngster Sohn, ein Knabe von vierzehn Jahren, der bis jetzt an einem der Balcone auf Wache gestanden und das Nahen der Truppen — weniger aus patriotischem Gefühl, als aus Neugierde, mit Sehnsucht erwartet haben mochte — „ich kann schon die Musik hören und da drängen auch schon die Leute die Straße herab."

Im Nu füllten sich die Balcone der langen

Front des Hauses — die Kinder unten hinter den Gittern, die Damen voranstehend, die Herren hinter ihnen, und bunt genug sahen die Häuserreihen aus — aber wahrlich nicht von Fahnen und Blumenschmuck.

Der General en chef Forey schrieb von Mexico aus am 10. Juni 1863 mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit und Einfachheit an den Kriegsminister Randon:

„Soeben bin ich an der Spitze der Armee in Mexico eingezogen. Mit noch ganz bewegtem Herzen richte ich diese Depesche an Euer Excellenz, um Ihnen zu melden, daß die Bevölkerung dieser Hauptstadt — Alle mitsammen — die Armee mit einem Enthusiasmus empfangen hat, der an Wahnsinn grenzte. Die Soldaten Frankreichs sind buchstäblich von den Kränzen und Sträußen erdrückt worden, wovon nur der Einzug der aus Italien zurückkehrenden Armee in Paris am 14. August 1859 eine Vorstellung geben kann. Ich habe mit allen Officieren des Generalstabes in der prächtigen Kathedrale dieser Hauptstadt, die von einer unermeßlichen Menschenmenge erfüllt war, einem Tedeum beigewohnt, dann defilirte die Armee in bewunderungswürdiger Haltung vor mir unter dem Rufe: Es

lebe der Kaiser, es lebe die Kaiserin! Nach dem Parademarsch habe ich im Regierungsgebäude die Behörden empfangen, welche Reden an mich hielten. Dieses Volk ist hungrig nach Ordnung, Gerechtigkeit und wahrer Freiheit. In meiner Antwort an die Repräsentanten habe ich ihnen das Alles im Namen des Kaisers verheißen. Mit der nächsten Gelegenheit werde ich die Ehre haben, Ihnen weitere Details über diesen, in der Geschichte beispiellosen Empfang zu liefern, der die Bedeutung eines politischen Ereignisses von unermeßlichem Nachhall hat. Der General en chef Forey."

Ganz von der bodenlosen Arroganz und Uebertreibung dieses Berichtes abgesehen, der nur in sofern etwas Wahres hatte, als die haute volée in Mexico, also die Conservativen und Klerikalen, die damals einrückenden Franzosen allerdings mit Zurufen und Blumen begrüßten, während die in der Minorität befindlichen Liberalen und das überhaupt nicht in Betracht kommende Volk sie nur düster und schweigend empfing — welch ein Unterschied zwischen heute und damals, und doch lagen nur wenige Jahre dazwischen.

Die Damen Mexicos, die meist in ihre Rebozos gehüllt auf den Balconen lehnten und aus Neugier den Abzug der Truppen beobachteten,

hatten keinen Gruß, keine Blume mehr für die Scheidenden — kein Tuch wurde ihnen geweht, keine Fahne geschwenkt. Hier und da von irgend einem Hôtel, wo sich französische Damen befanden, versuchte man wohl eine schwache Demonstration, aber diese einzelnen Beifallsrufe machten — wie ein düster brennendes Licht in einem weiten Saal die Dunkelheit — so hier die öde, unheimliche Stille, die auf der Menschenmasse lag, nur noch bemerkbarer, und wenn diese nicht in Flüche und Verwünschungen über die bisherigen Unterdrücker ausbrach, so war es nur die Furcht vor den scharfen Waffen, die sie davon zurückhielt.

Was freilich konnten die französischen Soldaten dafür? Sie hatten sich wacker wie immer geschlagen, und Gefahren und Entbehrungen mit bewunderungswürdiger Ausdauer ertragen. Sie waren nicht verantwortlich für die faule Politik ihres Kaisers, für das mehr als zweideutige Benehmen ihres Höchst-Commandirenden, und selber froh, diesem unerquicklichen Zustande hier in Mexico enthoben zu sein, wo sie recht gut fühlten, wie verhaßt sie dem ganzen Volk geworden, zogen sie jetzt wieder leichten Herzens der Heimath entgegen.

Voran dem Zug ritt der Marschall von Frankreich, von seinem ganzen glänzenden, mit Orden bedeckten Stab gefolgt, und war das Volk still und theilnahmlos, so mußte die Militärmusik dafür desto rauschenderen Lärm machen. Wohl warfen die Officiere nach den Balconen freundliche Blicke und auch wohl Kußhände hinauf, aber verächtlich drehten die mexicanischen Damen die Köpfe ab, und die galanten Herren durften sich keines Grußes der dunkeln Augen rühmen. So zogen sie vorbei durch die Calle San Francisco und Calle de los Plateros der Plaza zu, und über diese hin, am Palacio vorüber bei der Garita San Antonio hinaus.

So still und schweigend aber auch fast sämmtliche Bewohner der Stadt den Abzug der Unterdrücker hinnahmen, an einem Haus in der Calle de los Plateros hatte es sich der Besitzer nicht versagen können, ein Zeichen seiner innigen Freude anzubringen, und das war an dem des wackern Don Pedro Gaspard, des „Hoffriseurs" der Kaiserin und Gapuchin oder Altspaniers von Grund der Seele aus. Er haßte die Franzosen nicht allein deshalb, weil sie seinen Kaiser schlecht behandelt und die unglückliche Kaiserin zum Wahnsinn getrieben hatten, sondern auch schon, weil

er — vielleicht mit etwas Uebertreibung, von ihnen behauptete, daß immer „der dritte Mann Friseur wäre". Er hatte es sich deshalb auch nicht versagen können, an seinem Hause — und zwar aus Vorsorge transparent, weil er sie in Verdacht gehalten, daß sie bei Nacht abmarschiren würden — ein kleines rundes Schild mit den mexicanischen Farben anzubringen, auf dem nur die zwei, aber doppelt unterstrichenen Wörter standen „bon voyage" — darum her aber hatte er einen Kranz von gelben Todtenblumen angebracht. Ueber dem Schild nun stand er auf seinem kleinen Balcon, betrachtete sich mit innerlicher Schadenfreude den Abzug der verhaßten Nation und beobachtete den Eindruck, den die spöttische Inschrift auf sie machen würde.

Links von ihm, am andern Balconfenster, stand seine junge Frau mit ihrer bildhübschen Schwester. Don Pedro täuschte sich aber doch über die Wirkung, denn die Franzosen lachten als sie vorübergingen und warfen dem finster dareinschauenden Friseur, wie den beiden jungen Damen nebenan auf das unverschämteste Kußhände zu. Sie schienen den unverkennbaren Ingrimm des kleinen Mannes mit dem großen Lockenkopf gar nicht zu beachten, oder sich am

Ende gar noch darüber zu amüsiren, und Don Pedro hatte seinen Zweck vollkommen verfehlt.

Unter der Menge, die dem Zuge folgte, befand sich auch ein dunkelfarbiger Indianer oder Sambo, der ebenfalls die Blicke fest auf den einen Balcon geheftet hielt, und zwar auf den, auf welchem die Damen standen, ohne daß man ihn jedoch von da beachtet hätte. Die Menschenmenge hatte sich, den Franzosen folgend, schon auf die Plaza hinausgezogen — der Sambo hielt sich noch immer auf der andern Seite der Straße und schien endlich die Geduld zu verlieren. Er trat mitten auf den Weg und nahm den Hut ab.

Die Damen waren auf dem Balcon stehen geblieben, um die Anzüge auf den übrigen zu mustern, aber die einzelne Gestalt mußte ihre Aufmerksamkeit dorthin lenken. Cornelia's Schwester wenigstens bemerkte ihn und sagte lächelnd zu ihr:

„Hat der schwarze Señor da unten Dich gegrüßt?"

Cornelia warf nur einen Blick auf ihn, aber sie hatte ihn im Nu erkannt und war auffällig blaß geworden. In diesem Augenblick trat Don Pedro zu seiner Frau und Schwäge=

rin heraus und sagte, sich vergnügt die Hände reibend:

„So, Señoritas, die Herren wären wir endlich los, nachdem sie freilich alles nur erdenkliche Unheil angerichtet; aber wiederkommen werden die nicht, davor sind wir sicher. — Wohin willst Du, Cornelia?"

„Ich komme gleich zurück — ich — hole mir nur ein Taschentuch!"

Die Schwester sah ihr etwas erstaunt nach, denn Cornelia hatte ihr Taschentuch bis dahin in der Hand gehalten, und wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, suchte ihr Blick den Sambo unten. Dieser aber schritt jetzt langsam, den Balcon nicht weiter beachtend, auf das Haus zu, als ob er in den Laden wolle. Don Pedro plauderte indessen da oben nach Herzenslust von allen Stadtneuigkeiten, die Mexico gerade damals in solchem Ueberfluß erfüllten — glücklicher Mensch, er war nur selig, daß er die „französische Nation" los wurde, die ihm bis dahin wie ein Alp auf der Brust gelegen. — Die französischen Friseure gingen freilich trotzdem nicht mit, denn in der Stadt wimmelte es noch von ihnen.

Seine Schwägerin blieb neben ihm auf dem

Balcon stehen und hörte ihm zu — leise bog sie sich ein klein wenig nach rechts, daß sie die Hausthür im Auge behielt.

Der Sambo stand dort. Da wurde der Riegel von innen zurückgeschoben — sie konnte das Geräusch deutlich hören — und eine Hand streckte sich heraus, die ein Papier hielt — es war die Hand ihrer Schwester. Im nächsten Augenblick hatte der Sambo das Papier unter seinem Poncho, und schritt damit, rascher als er bisher gegangen, die Straße hinab. —

Die Gesellschaft in Rodriguez' Haus war indessen mit ihren Blicken der langen französischen Colonne gefolgt, bis sie auf die Plaza einbog und ihren Augen entschwand.

Van Leuwen und Ricarda hatten sich auf dem einen Balcon mit einigen von Rodriguez' jüngeren Kindern zusammengefunden.

„Und so ganz ohne Abschied wollten Sie uns verlassen und nach Europa zurückkehren?" sagte das junge Mädchen, als Bazaine mit seinem Stabe vorüber war und der Anblick dadurch seinen Reiz verlor — „war das auch recht von Ihnen?"

„Ricarda," sagte da van Leuwen bewegt, „ich wagte es nicht, Ihnen wieder unter die Augen

zu treten, denn wir Fremden haben Ihrem Lande keinen Frieden gebracht, sondern ihm nur viel — oh, so entsetzlich viel Blut gekostet! Ich fürchtete, daß Sie uns Alle hassen würden."

„Und ist Ihr Kaiser, ist Ihre Kaiserin auch deshalb zu uns gekommen?" sagte Ricarda weich — „haben sie nicht Alles geopfert, was einen Menschen an dies Leben fesseln kann, und treu und ehrlich die ganze Zeit gehalten, was sie uns versprochen? Glauben Sie, daß wir Mexicaner keinen Unterschied zwischen denen zu machen wissen, die es wirklich gut mit uns meinen, und solchen, die nur der Ehrgeiz und die Eroberungslust eines einzigen bösen Mannes herübergetrieben?"

„So zürnen Sie uns nicht?"

„Zürnen!" sagte Ricarda wehmüthig, „ich lebe nun so lange in Mexico und bin wohl ein stiller, aber aufmerksamer Zeuge des Kampfes gewesen, den Ihr braver Kaiser hier gegen eine Unmöglichkeit angekämpft hat: nämlich das mexicanische Volk für die Sache seines eigenen Vaterlandes zu begeistern. Nehmen Sie meinen Onkel, er ist ein so braver, ehrenhafter Mann, wie Sie ihn nur im weiten Reich finden können, und dennoch hat er kein Herz für das Land, in dem er

geboren wurde, für das Volk, das ihn umgiebt und aufwachsen sah. Nur sein eigenes Interesse wie das seiner Partei leitet ihn. — Die Angst, daß die conservative Partei einen Theil ihrer Rechte und Besitzthümer verlieren könne, trieb ihn, zuerst für den Kaiser mit zu stimmen — neigte ihn dann wieder dessen Feinden zu, und hat ihn jetzt wieder bewogen, alle Mittel aufzubieten, Maximilian im Land zu halten. Er ist kein besonderer Freund des Klerus und vollkommen dagegen, daß diesem die liegenden Gründe wieder überwiesen würden, aber er geht jetzt trotzdem Hand in Hand mit der Geistlichkeit, weil er in dieser eine Unterstützung auch für seine Interessen zu finden glaubt. — Und so sind sie Alle — Alle," setzte sie traurig mit dem Kopf schüttelnd hinzu, „und Ihr armer Kaiser, wenn er seinem Worte treu bleibt, wird und muß in diesem Lande untergehen."

„So glauben Sie nicht, daß er im Stande ist eine wirkliche National-Armee zu schaffen, die seinen Thron stützen und seinen Feinden beweisen kann, daß er auch ohne fremde Bajonnette im Stande wäre die mexicanische Fahne hoch zu halten?"

„Nein," sagte Ricarda ruhig. — „Er wird

Einzelne finden, die treu und ehrlich zu ihm halten — und ich glaube, daß Feliciano Einer von diesen ist — aber er wird die Masse nur an sich zu fesseln vermögen, so lange das Glück ihm treu bleibt — länger nicht. Das eben ist ja das Unglück unseres schönen Landes, daß hier keine Treue und kein Glauben herrscht. Der Verrath ist den politischen Führern zur zweiten Natur geworden. — „Er hat sich pronuncirt", sagen die Leute einfach, wenn ein General eine Handlung begeht, die ihn in jedem europäischen Lande für ewig infam machen würde — das heißt er hat seinen Fahneneid gebrochen und sich zeitweilig, weil es ihm gerade paßte und er seinen eigenen Nutzen dabei sah, entweder der Partei des Gegners angeschlossen, oder auch auf eigene Hand einen kleinen Raubzug unternommen. — Es ist möglich, daß ich zu schwarz schildere," setzte sie rasch hinzu — „ich will es zu Gott hoffen, denn es wäre fürchterlich, aber was ich bis jetzt vom Land gesehen, wo sich doch Alles um die Hauptstadt dreht, drängt mir fast die Gewißheit solcher Zustände auf. Selbst die Jugend ist schon in Grund und Boden hinein verdorben, und Sie haben da die Beispiele an dem jungen Lucido wie Almeja, die den edelsten

Familien des Landes angehören; was können Sie da von Anderen erwarten?"

„Und trotzdem halte ich aus!" rief van Leuwen. „Es ist möglich daß wir untergehen, aber so lange der Kaiser sein Ziel nicht aufgiebt, bleibe ich ihm treu, und ich weiß, daß noch viele wackere Herzen so denken wie ich. Der edle Graf Khevenhüller, der wackere Hammerstein und Kodolich haben ihm ihren Arm geliehen, und wenn wir nur ein ganz klein wenig Unterstützung bei Ihren Landsleuten finden, setzen wir es durch. — Der Kaiser will jetzt einen National-Congreß berufen."

„Hallo!" lachte in diesem Augenblick Rodriguez, der zu diesem Fenster hinübergetreten war und da das junge Paar im eifrigen Gespräch fand — „treibst Du Politik, Ricarda, und verhandelt Ihr über den National-Congreß? — Darüber zerbrecht Euch den Kopf nicht, Kinder, denn aus dem wird im Leben Nichts."

„Und hat nicht das Ministerium dem Kaiser versprochen, ihn zusammen zu rufen?" rief Ricarda fast heftig aus.

„Ja, das hat es," nickte Rodriguez, „weil sie ihm eben Alles versprochen haben, was er verlangte, aber eine Unmöglichkeit können sie

deshalb doch nicht erzwingen. Die Liberalen haben die ganzen nördlichen Districte nicht allein besetzt, sondern sind auch schon wieder an unsere Grenzstaaten vorgedrungen, und ist es nun denkbar, daß da heraus die Leute kommen sollten, um für Maximilian zu stimmen?"

„Aber das verlangt er ja gar nicht," sagte das in Eifer erglühende Mädchen. ‚Nur ihre einfache ehrliche Meinung sollen sie sagen, und wenn sie die Republik wollen, so geht er einfach und überläßt das Land seinem eigenen Geschick."

„Ja wohl," nickte Rodriguez, „und die Besitzenden in den Händen der Liberalen. Nein, Herz, das verstehst Du nicht — ein solcher Congreß, wenn überhaupt ausführbar, wäre ein Unglück für das Land — aber er ist auch nicht ausführbar und nur eine von des Kaisers recht gut gemeinten, aber phantastischen Ideen. — Es kommt eben Niemand, und die Sache verläuft — da sogar der Klerus nicht einmal damit einverstanden ist — im Sande."

„Hatte ich Recht?" sagte Ricarda leise und wehmüthig, als sie zu van Leuwen aufsah — „armer Kaiser!"

Ueber die Plaza marschirte das abziehende

Heer der Franzosen und an dem Palast des Kaisers vorüber, aber überall an den kaiserlichen Zimmern waren die Vorhänge niedergelassen, und kein lebendes Wesen ließ sich dort erkennen. An dem Flügel wohl, wo die Dienerschaft wohnte, waren einige Balcone mit Lakaien und weiblichen Dienstboten gefüllt, aber selbst die kaiserlichen Beamten hatten Tact genug gehabt, sich nicht da draußen zu zeigen.

Unten vorüber ritt der Marschall und warf einen mürrischen Blick nach den geschlossenen Fenstern hinüber — die Musik hatte gerade aufgehört zu spielen, und laut und deutlich schallte der schwere, gleichförmige Schritt der Massen über die Plaza. Der Marschall winkte — nicht so wollten und durften sie die Stadt verlassen, sondern mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel. Das Musikcorps setzte wieder zu einem wilden, stürmischen Marsch an, mit schmetternden Trompeten und dröhnenden Paukenschlägen, als ob es die Schläfer da drinnen, in dem todtenstillen Palaste aus ihrer Ruhe aufschrecken wolle. — Umsonst — die Gardinen blieben fest verschlossen, kein Gruß des kaiserlichen Herrn verabschiedete die Truppe — kein Dank — den der gemeine Soldat und die unteren Officiere wohl

verdient hätten, begleitete sie auf ihren weiten und noch mühseligen Weg.

Still und gedrückt marschirten aber auch die Soldaten an dem Palast vorüber, denn sie wußten selber recht gut, daß sie hier ein unerfülltes Versprechen, ein gebrochenes Wort zurückließen. Die niedergelassenen Vorhänge waren der stille Vorwurf, der — wenn er ihnen auch nicht galt, doch sie mit traf. Sie selber verließen ja wohl gern das Land, das ihnen allerdings Siege, aber nie einen Erfolg gebracht, aber sie sahen auch Alle im Geist den zürnenden Monarchen, den ihr Kaiser in das Land gerufen, und den sie jetzt, von mehr und mehr herandrängenden Feinden bedroht, allein und fast schutzlos zurückließen.

Doch die Trompeten schmetterten drein, die große Trommel schlug den Tact dazu, und vorbei defilirte das Heer, die Thore Mexicos zu erreichen. Hinter den niedergelassenen Gardinen aber stand Maximilian, die linke Hand auf dem Rücken, mit der Rechten nur eben den Vorhang genug zurückgehalten, um hindurch zu sehen, und schaute still und schweigend, und einen recht bittern Zug um die Lippen, auf das Heer seiner Verbündeten hinab, bis auch der letzte Mann verschwunden war.

4.
Nach Querétaro.

Wo nur die Franzosen aus dem inneren Land abzogen, da rückten die Liberalen nach. Juarez hatte zuerst seine Residenz von Paso del Norte wieder nach Chihuahua verlegt, dann weiter südlich nach Durango, jetzt sogar schon nach Zacatecas, und es war die höchste Zeit geworden, seinem Vordrängen ein Ende zu machen und den Republikanern zu zeigen, daß das Kaiserreich auch noch die militärische Gewalt in Händen habe, wenn auch die französischen Bajonnette in ihre Heimath zurückkehrten.

Klerikale wie Conservative machten in dieser Zeit wirklich außergewöhnliche Anstrengungen, um ein achtunggebietendes Heer aufzubringen, denn sie sahen recht gut ein, daß ihnen die Ge-

fahr selber näher und näher rücke. Marquez zeigte sich darin besonders thätig, und der „Schlachter von Tacubaya", wie er eigentlich im Lande hieß, besaß dazu gerade Kenntniß des Landes und der Bevölkerung, wie Energie genug.

Dem Grafen Khevenhüller war es ebenfalls gelungen, aus den Resten der österreichischen und belgischen Legion ein Husarenregiment zu bilden, wie Baron von Hammerstein noch ein Infanterie-Bataillon zu Stande brachte, trotzdem daß der schwachköpfige Baron Lago, der österreichische Geschäftsträger, wie sein würdiger College, der belgische Legationssecretär Hooricks Alles thaten, um dem Kaiser auch seine letzte Stütze zu entziehen, und Lago die Officiere des österreichischen Corps zuletzt veranlaßte, ein Promemoria gegen ihn zu erlassen, das ihn förmlich an den Pranger stellt.

General Mejia, der Indianer, stand jetzt in Queretaro — Mendez mit guten Truppen in Morelia im Staat Michoacan, und Miramon, der beste General vielleicht, den Mexico hatte, wurde beordert, die Offensive gegen Juarez' Banden zu ergreifen, die freilich jetzt, unter General Escobedo's Führung, zu einem mächtigen Heer von fast 25,000 Mann stark angeschwollen waren.

Miramon paßte übrigens dazu vortrefflich. Mit nur einer Escorte verließ er Mexico; als er in Queretaro ankam, hatte er schon eine Compagnie, und mit einem Regiment warf er sich von dort aus, ohne auch nur einen Moment Zeit zu versäumen, gegen Zacatecas.

Zacatecas, die Hauptstadt des Staates gleichen Namens, ist nur durch den Staat Guanajato und einen schmalen Streifen Jaliscos von Queretaro entfernt, und Juarez hatte sich damit nicht allein der Hauptstadt schon um ein Bedeutendes genähert, sondern befand sich auch gerade im Glück, denn sein gefährlichster Gegencandidat Gonzales Ortega war durch sein gewöhnliches ungeschicktes Manövriren den Juaristen in die Hände gefallen, und Escobedo fing schon an seine Truppen zu vereinigen, um Queretaro zu nehmen, wonach er dann den Schlüssel zur Hauptstadt in Händen gehalten hätte.

Die alten Deutschen bauten ihre Burgen auf hohe Berge oder felsige Hügel, um von denen aus das Land zu beherrschen. Die Mexicaner dagegen haben fast alle ihre wichtigen Städte in Bergkessel oder Thäler hineingebaut, was auch in früheren Jahrhunderten vielleicht nicht

viel zu sagen hatte. Jetzt aber, mit unseren vervollkommneten Geschützen, wird fast jede Stadt in die Hände des Feindes gerathen, der im Stand ist die benachbarten Höhen zu besetzen.

Zacatecas wie auch Queretaro liegen in einem solchen Kessel und eignen sich deshalb nur dann zu einer Festung, wenn der General, der den Platz behaupten will, auch Mannschaft genug besitzt, um sämmtliche Hügel in den Festungsrayon hinein zu ziehen.

Juarez selber aber dachte hier natürlich an keine Belagerung. Durch seine Spione war er von dem, was in der Hauptstadt vorging, vollkommen gut unterrichtet — er wußte die Franzosen im Abziehen begriffen, er kannte dabei die Schwierigkeiten, die sich dem Kaiser entgegenstellten, so rasch eine National-Armee zu organisiren, und hielt sich nicht allein in Zacatecas vor einem Angriff vollständig sicher, sondern war eben mit einigen seiner Generale eifrig beschäftigt, die Route zu bestimmen, die sie weiter nach Süden zu nehmen wollten.

Zacatecas lag im Sommer furchtbar heiß, denn die es umschließenden Hügel verhindern fast jeden Luftzug, von welcher Seite er auch kommen möge. Die Stadt selber ist, auch wenn

man von außen kommt, erst in ganz kurzer Entfernung sichtbar, bis sie sich plötzlich, auf etwa eine halbe Stunde Wegs, zeigt, wie sie den tiefen Windungen eines engen Thales, das man fast eine Ravine nennen könnte, folgt. Nur gleich dahinter steigt ein hoher Berg, La Bufa, empor, auf dessen Gipfel eine Capelle steht.

Wie arm ist das Volk dort und wie gedrückt, denn die hohe Lage dieser Gegend, mit den wohl mineralreichen, aber sonst trockenen und unfruchtbaren Hängen, bietet dem Ackerbau nicht die Vortheile, die es den wohlhabenden Viehzüchtern gewährt — aber trotzdem erheben sich aus den ärmlichen Wohnungen der Eingeborenen heraus hohe prachtvolle Kirchen und Klöster mit reichgeschmückten Thürmen. Die Kirche hatte Geld oder wußte es zu bekommen, und wenn sie aus den armen unglücklichen Bewohnern des Landes auch den letzten Blutstropfen herauspressen sollte — geschieht doch das Alles nur „zum Ruhme Gottes".

Unmittelbar an der nicht unschönen Plaza, in dem Regierungsgebäude und in einem hohen luftigen Saal, dessen Thüren und Fenster weit geöffnet standen, hatten sich die Generale mit Juarez und seinem Minister Lerdo de Tejada

versammelt, um die weiteren Kriegsbewegungen zu berathen und dann mit Escobedo's Hilfe, der herbeigerufen werden sollte, auszuführen.

Negrete, der General und treue Kriegsminister, der in schwerer Zeit bei dem damals von allen Seiten verfolgten Präsidenten ausgehalten, war mit Juarez für ein unmittelbares Vorgehen, schon des moralischen Eindrucks wegen, den es im Lande machen mußte. Er kannte seine Landsleute, die sich nur von dem augenblicklichen Erfolg beherrschen und leiten lassen, und hoffte dadurch die noch schwankenden Staaten Guanajato, Queretaro und Michoacan rasch für sich zu gewinnen — Lerdo de Tejada dagegen, ein Creole vom reinsten Wasser und von sehr aristokratischer Haltung, sprach sich ganz bestimmt dagegen aus.

Jetzt hatten sie in Zacatecas festen Fuß und waren so Legua nach Legua in das bis dahin stets vom Feinde gehaltene Terrain vorgerückt; wagten sie sich aber unvorbereitet zu weit nach Süden vor, so konnten sie entweder von Mendez' Schwärmen aus Michoacan, oder selbst von Mejia abgeschnitten und im Rücken bedroht, oder, was fast eben so schlimm war, gezwungen werden wieder zurückzuweichen, und verloren dann

auch jedenfalls durch Ueberläufer einen Theil ihres Heeres.

„Wenn wir aber jetzt vordrängen," sagte Juarez, „so haben wir Escobedo an unserer Flanke und Porfeirio Diaz im Süden, der wahrlich Mendez genug beschäftigen wird — Maximiliano kann dabei noch kein ordentliches Heer auf den Füßen haben und hat es nicht, und wir sind vielleicht im Stande, in gerader Richtung auf die Hauptstadt zu marschiren. Wer diese hat, hat das Land, und Alvarez in Guerrero sagt uns ja ebenfalls seine Hilfe zu."

„Maximiliano hat die Hauptstadt und deshalb das Land noch immer nicht," bemerkte Tejada trocken — „ich bin für ein langsames, aber sicheres Vorrücken, das uns keinen Vortheil aus Händen geben läßt, während wir doch allwöchentlich wenigstens neuen Grund und Boden gewinnen und den Feind dadurch immer enger einschließen und von seinen Hilfsquellen abschneiden!"

„Miramon ist von Mexico ausgezogen," sagte Negrete, „und hat sich, wie unsere Spione berichten, mit einer Handvoll Leute nach Queretaro hineingeworfen, um uns wahrscheinlich den Platz streitig zu machen. Ich glaube selber,

wir thäten am besten, uns gar nicht mit Queretaro aufzuhalten, sondern direct auf die Hauptstadt zu marschiren."

Juarez war aufgestanden und hinaus auf den Balcon getreten, von wo er die Aussicht über die flachen Dächer der Stadt nach den dahinterliegenden Hügeln hatte.

„Was sind das für Reiter," rief er da plötzlich, „die dort über die Höhe sprengen? Was ist das für ein Lärm und Aufruhr in der Stadt selber?"

Negrete war im Nu an seiner Seite, aber schon tönte ihnen von unten herauf der Ruf entgegen: „Der Feind! der Feind! — Die Kaiserlichen! — Heilige Jungfrau! wir sind verloren!"

Wie ein Wetter jagten dort drüben wilde Lanzenreiter am Hang hin — mehr und mehr, ein Schwarm folgte dem andern, und es war keinem Zweifel mehr unterworfen, daß von irgend einer feindlichen Partei ein Angriff auf die Stadt selber unternommen wurde.

Die Sitzung war im Nu aufgelöst — die Officiere sprangen die Treppe hinab nach ihren Pferden, und Juarez, noch unschlüssig, was er thun — hier die Entscheidung abwarten oder

selber auf Flucht denken solle — folgte ihnen. Um Lerdo und die Uebrigen kümmerte sich Niemand mehr. — Aber es blieb ihnen auch wahrlich nicht lange Zeit, denn Miramon, an der Spitze seiner Lanzenreiter, den blanken Säbel in der Faust, befand sich schon früher in der gar nicht einmal befestigten Stadt, ehe die dort liegenden Truppen nur an Widerstand denken konnten.

Selbst im Angesicht des Feindes, der mit donnernden Hufen die Straße herunter sprengte, warf sich der Präsident Juarez auf eins der Officierpferde, die noch am Regierungsgebäude angebunden standen, stieß ihm die Sporen in die Seite und floh in wilder Flucht die Straße hinab — ihm nach die Reiter. Miramon selber hatte ihn erkannt, so nahe waren sie schon gekommen, und mit dem Rufe: „Juarez!" den Säbel in der Rechten, einen Revolver in der Linken, sein Pferd nur noch mit den Schenkeln lenkend, schien sein Rappe mit ihm die Straße dahin zu fliegen. Aber Juarez kannte hier Ortsgelegenheit, oder er wäre dem flüchtigen Rappen nie entgangen, und welchen Einfluß sein Tod an diesem Tage auf das künftige Schicksal des

Kaiserreichs gehabt haben möchte — wer kann es sagen?!

Miramon hob schon die linke Hand, um mit einem Revolverschuß das Pferd des Präsidenten oder den Präsidenten selber — was kümmerte es ihn, in den Staub zu werfen, da glitt Juarez mit seinem Thier in eine enge Seitengasse ein, und gewann dadurch, ohne daß Miramon die Zügel des eigenen Thieres greifen und ihm folgen konnte, einen, wenn auch kleinen Vorsprung durch die Seitengasse, hier aber erreichte der Flüchtige zugleich den Hang, an dem hin er schräg hinauf floh, und der Zufall — wenn wir einen Zufall wollen gelten lassen, hatte es gefügt, daß er ein tüchtiges, an solchen rauhen Boden gewöhntes Pferd gefunden.

Miramon war viel besser beritten als er, aber ihn trug ein Pferd aus dem flachen Lande, und so rasch er den Gegner damit in der Ebene eingeholt haben würde, hier gewann Juarez an Raum, und der tapfere junge General, jetzt überall von anderen Flüchtigen des Feindes schon umgeben, mußte die kostbare Beute im Stiche lassen, um nicht selber abgeschnitten und gefangen zu werden.

Der Sieg war übrigens vollständig. Außer

einer Masse Gefangenen machten die Kaiserlichen auch eine nicht unbedeutende Beute an Kriegsmaterial und Provisionen, wie denn auch die, allerdings schwache Kriegskasse des Präsidenten in ihre Hände fiel.

Schlachtenglück — drei Tage später traf Miramon auf Escobedo's ganze Armee und wurde so gründlich geschlagen, daß er sich wieder nach Queretaro wenden mußte, um nicht ganz aufgerieben zu werden. Zwar erfocht er noch einen Sieg über eine andere Schaar Republikaner, die er unterwegs antraf, aber seine Truppe war doch demoralisirt, und er durfte nicht wagen es weiter im offenen Felde mit dem an Zahl so weit überlegenen Gegner aufzunehmen.

Bei diesem Sieg Escobedo's war es, daß der Juaristische General 109 fremde gefangene Soldaten in echt blutiger mexicanischer Weise erschießen ließ, unter dem Vorwand, daß die Intervention vorbei sei und er alle Fremden als Banditen behandeln werde.*)

*) Es ist das eine Aeußerung, die später die Runde durch alle europäischen Zeitungen machte und diese das Schlimmste für alle im Land ansässigen Fremden fürchten ließ. Escobedo bewies später bei Queretaro, daß er so blutdürstige Gesinnungen nicht hege.

* * *

Der Ministerrath war in der Hauptstadt versammelt, und den Herren fing es an schwül in der neuen Ordnung der Dinge zu werden.

Damals, als ihnen nur daran lag, den Kaiser zu überreden, nach der Hauptstadt zurückzukehren, damit sie selber nicht die Verantwortung eines zertrümmerten Reiches trugen, hatten sie wahrlich mit ihren Versprechungen nicht gegeizt, und von Padre Fischer, wie Miramon und Marquez redlich dabei unterstützt, gelang es ihnen auch, den Kaiser, mit jedem Mittel, das ihnen zu Gebote stand, in ihr Netz zu locken.

Monate waren aber vergangen und Nichts geschehen in der ganzen Zeit, als daß ein paar Tausend Soldaten im Felde standen. Dabei fehlte es an Allem. Goldene Berge hatte besonders Padre Fischer zugesagt, die ganze Schatzkammer der Klerikalen, die dem Kaiser zu Gebote stehen sollte, und jedes Tausend Thaler mußte mühsam zusammengetragen werden, wo man Millionen gebraucht hätte, um nur die Hälfte des Versprochenen zu erfüllen.

Zugleich fing der Kaiser an die Unmöglichkeit eines Congresses einzusehen, da er darin auch von keiner Seite unterstützt wurde, ja sogar Beweise in Händen hielt, wie beide Parteien,

Klerikale sowohl als Conservative, demselben, trotz gegebenen Worts, direct entgegen arbeiteten.

Und böse Nachrichten dazu aller Art: General Mendez hatte Morelia und Michoacan, von Porfeirio Diaz bedrängt, räumen müssen; Alvarez rüstete in Guerrero ein Heer; dicht bei Vera-Cruz in Medellin standen schon die Republikaner, und nach Miramon's letzter Niederlage im Norden gewann Escobedo's Heer auch mehr und mehr Macht und Ausdehnung.

Die Minister waren selber in Verzweiflung, aber nicht etwa des Kaisers wegen — was kümmerte sie Maximilian, der fremde Fürstensohn, und hätten sie sich Frieden und Macht mit seinem Tod erkaufen können, nicht einen Augenblick würden sie gezögert haben. Aber wie dann, wenn er jetzt — gereizt und verstimmt und von allen Seiten getäuscht, nun doch endlich das Land verließ und *sie* preisgab. Um ihn verdient hatten sie es gewiß, und sie begriffen selber nicht, daß er so lange bei ihnen ausgehalten und immer ihren Versprechungen und Zusicherungen glauben konnte. — Es *war* unbegreiflich.

Der Ministerrath hielt sich, wie vorerwähnt, in der Hauptstadt versammelt, und Lares, der schlaue Mexicaner, der sich bis jetzt mit allen

möglichen Ausflüchten und Hinzögerungen durchgewunden, hatte eben mit seinen Genossen überlegt, wie man besonders die Kirchenpartei zu Geldvorschüssen bewegen könnte, die sich dahin noch immer weigerte, weil der Kaiser bis jetzt kein bestimmtes Gesetz zur Lösung der Rechtsfrage über die Güter der Todten Hand erlassen. Da öffnete sich plötzlich die Thür, und die Herren fuhren merklich bestürzt von ihren Sitzen empor, denn auf der Schwelle stand der Kaiser und betrachtete sich still und schweigend, die Hände auf den Rücken gelegt, das Concilium.

„Majestät,“ sagte Lares, der sich zuerst faßte, indem er mit seiner kriechenden Freundlichkeit auf den Kaiser zuging — „wir sind eben im Begriff zu berathen, wie wir den Staatsschatz am raschesten füllen können.“

„Damit haben Sie sich lange beschäftigt,“ sagte der Kaiser trocken, „ohne bis jetzt zu einem Resultat zu gelangen — aber Señores, das muß anders werden, denn ich fange an die Geduld zu verlieren.“

„Majestät können versichert sein, daß wir —“

„Noch weiter fortberathen werden, bis der Staat zu Grunde gegangen ist,“ unterbrach ihn der Kaiser streng — „wir stehen jetzt am Rande

eines Staatsbankerotts, und ich bin nicht gesonnen, den, müssig die Hände in dem Schooß, abzuwarten. Sie haben doch jedenfalls gehört wie es im Lande zugeht? — Sie wissen dabei, was Sie mir versprochen und unter welchen Bedingungen ich Ihnen wieder hierher gefolgt bin?"

„Majestät können versichert sein, daß wir mit allen Kräften für Sie zu wirken suchen, und ich glaube fest, daß sich noch Alles gut gestalten kann."

„So lassen Sie Ihren Rath hören," sagte der Kaiser, indem er sich auf einen leer stehenden Stuhl warf, während ihn die Minister noch umstanden. Er war gereizt und fühlte, daß die Rücksichten ein Ende haben mußten.

„Das Wichtigste ist," sagte Lares, „daß Juarez' Heer im Norden gesprengt oder vernichtet wird."

„Aber wie?" frug der Kaiser mit einem bitter sarkästischen Zug um den Mund — „vielleicht gingen die Herren auseinander, wenn Sie Ihre Versprechungen auch auf die Liberalen ausdehnen wollten."

„Majestät thun mir Unrecht," sagte Lares mit gekränktem Ehrgefühl. „Die heilige Jung-

frau weiß, wie ich gearbeitet und mich gemüht habe, um Euer Majestät zu dienen, aber bedenken Sie die kurze Zeit. Es ist Alles vorbereitet."

„Gut — gut — ich will Ihnen glauben — und Ihr Rath jetzt?"

„Majestät," sagte Lares nach einer kurzen Pause, „unsere Generale sind vortrefflich — bessere Führer als Miramon und Mejia hat Mexico nicht aufzuweisen, aber — Sie kennen unsere Soldaten, die in den steten Revolutionen auch gewohnt gewesen sind, von einer Partei zur andern überzuwechseln. Sie sind unzuverlässig bis auf den letzten Mann, weil ihnen die Begeisterung für die Sache fehlt, und die vermag nur Eins ihnen zu geben."

„Und das ist?" sagte Maximilian gespannt.

„Die Gegenwart Euer Majestät bei der Armee," erwiederte Lares entschlossen.

Maximilian sah ihn groß und überrascht an. Es war ein hingeworfenes, perfides Wort vielleicht — der Wunsch des schlauen Mexicaners, den Kaiser in das innere Land zu dirigiren und seiner Person dort sicher zu sein — vielleicht auch wirklich die Hoffnung, daß sein Einfluß bei der Armee diese zu größeren Anstrengungen trei=

ben würde — aber es hatte in des Kaisers Seele gezündet, und Maximilian erfaßte rasch den Gedanken, der ihn aus diesem müssigen Leben banger Zweifel auf einmal und mit einem Schlag zu Thaten, zum Handeln treiben sollte.

„Nach Queretaro!" rief er und sprang von seinem Stuhl empor — „nach Queretaro — an die Spitze der Armee, die eigene Kraft an dem Feind versuchen!" Er ging mit raschen Schritten in dem Saal auf und ab — „nach Queretaro!" Und plötzlich vor Lares stehen bleibend, sagte er mit fester, entschlossener Stimme — „und glauben Sie mir die Mittel dazu verschaffen zu können?"

„Aber wie dürfen Majestät nur daran zweifeln," erwiederte der Ministerpräsident, dem sich bei der Frage eine Last von der Seele wälzte, denn das drohende Gewitter war für heute abgelenkt, und morgen? „que mañana," was kümmerte ihn der morgende Tag, der mochte für sich selber sorgen.

Und Maximilian's Geist war in der That auf eine andere Fährte gebracht. Er vergaß den Congreß, den er bis dahin als einzige Möglichkeit seines ferneren Bleibens in Mexico hingestellt. Die Erbitterung über die Treulosigkeit,

die ihn von allen Seiten umgab, mochte wohl auch eine Haupttriebfeder gewesen sein, daß er sich aus seiner bisherigen Lethargie emporrüttelte; aber er wollte handeln, er wollte mit dem Schwert beweisen, daß er im Stande sei, die gegen das Kaiserreich andrängende Revolution zu züchtigen. Der alte Stolz der Habsburger erwachte in ihm, und mit blitzenden Augen rief er aus:

„Sie haben Recht, Lares, Sie haben Recht — da liegt eine Möglichkeit — und eine Möglichkeit in meine Hand gegeben. Hier ist Etwas, wo ich nicht immer und ewig von dem guten und bösen Willen Anderer abhängig bin — hier kann ich selber handeln, selber eingreifen. Nach Queretaro! Treffen Sie alle nöthigen Vorbereitungen; ich werde mich selber an die Spitze der Armee stellen. Aber Zeit ist dabei nicht zu versäumen — nicht Ihre gewöhnlichen Mahnungen: paciencia — paciencia. Meine Geduld ist erschöpft — erschöpft bis zum letzten Tropfen hinab, und das Schicksal des Reiches sowohl als das meine muß sich entscheiden."

„Majestät können sich fest darauf verlassen," sagte Lares — „heute haben wir den 9. Februar — am 12. Morgens können Sie an der Spitze Ihres Heeres die Stadt verlassen — so weit Geld

wenigstens im Stande ist alle Ihre Bedürfnisse zu befriedigen.“

„Schaffen Sie nur Geld, Lares,“ nickte der Kaiser — „alles Uebrige wollen wir schon besorgen, aber diesmal Wort halten,“ setzte er mit dem Finger drohend hinzu. „Ich will Ihnen folgen, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich das Begonnene durchführe, oder dabei untergehe; aber ich verlange dafür auch jetzt von Ihnen jede in Ihren Kräften stehende Unterstützung, oder — wir sind eben die längste Zeit Freunde gewesen“ — und sich abwendend, verließ Maximilian, ganz von dem neuen, ihn fesselnden Gedanken erfaßt, den Saal, nicht etwa um sich mit seinem Cabinet darüber zu berathen, sondern nur im eigenen Herzen den Entschlüß noch einmal zu erwägen. Zu erwägen? es blieb ihm ja keine andere Wahl: entweder mußte er jetzt, von seinen treuen Oesterreichern und Belgiern begleitet, flüchtig das Land verlassen, oder den entscheidenden Schlag selber führen. Die Würfel waren gefallen: Nach Queretaro!

In der Stadt hatte sich indessen wohl die Kunde verbreitet, daß Verstärkungen nach Queretaro gesandt werden sollten und General Marquez selber mit ausmarschiren würde; aber daß

der Kaiser sich an die Spitze der Armee stellen wolle, davon ahnte kein Mensch Etwas, ja man hielt es nicht für möglich, daß er überhaupt die Stadt verlassen und die Regierung gerade in dieser kritischen Zeit anderen Händen übergeben könne. Das Gerücht, der Kaiser wolle nach Queretaro, lief allerdings in vertrauten Kreisen um, wurde aber nicht geglaubt; wußten doch die österreichischen Officiere gar nichts davon, und diesen wäre doch vor allen Anderen Kunde geworden. Was erzählte sich das Volk nicht Alles in dieser Zeit; es schien das eben nur ein Märchen wie tausend andere mehr.

Indessen war in Mexico auch ein deutscher Officier Prinz Salm-Salm mit seiner Gattin eingetroffen, der den amerikanischen Krieg mitgemacht, das unthätige Friedensleben dort aber dann satt bekommen und schon vor einiger Zeit dem Kaiser seine Dienste angeboten hatte. Er wurde auch angenommen und machte einige Streifzüge gegen den Feind mit; jetzt aber wieder außer Dienst, war es sein sehnlichstes Verlangen, den Kaiser begleiten zu dürfen. Er hatte ebenfalls das Gerücht gehört und bat augenblicklich den preußischen Gesandten, Baron Magnus, sich in diesem Sinne für ihn zu verwen-

den. Der Baron kam seinem Wunsche mit Bereitwilligkeit nach, wurde aber abschlägig beschieden.

Unterdessen war der 12. Februar herangerückt und es zur Gewißheit geworden, welchen Plan Maximilian gefaßt; aber noch immer hatte das Ministerium, trotz unausgesetzten Versprechungen, nicht einmal die nothwendigsten Gelder herbeischaffen können, und dabei befanden sich die österreichischen Officiere in fast fieberhafter Aufregung, denn ihnen war noch keine Ordre geworden, sich zu rüsten, und es hieß sogar, der Kaiser wolle sich jetzt, wo die Franzosen abgezogen seien, auch einzig und allein nur von mexicanischen Generalen und Soldaten umgeben wissen und seine besten und treuesten Truppen, die Deutschen, in der Hauptstadt zurücklassen.

Der Kaiser befand sich im Palast, ungeduldig und erbittert gegen seine Minister bis zum äußersten, da sie ihm nie ihr Wort hielten, und also auch jetzt noch kein Geld herbeigeschafft hatten, als sich Graf Khevenhüller bei ihm melden ließ. -- Er zögerte einen Moment, aber er wußte auch genau, was der junge und wackere Chef der Husaren von ihm wollte, und doch konnte er ihm nicht willfahren. Der Graf trug ihm

auch sein Anliegen mit bewegter Stimme vor. Was war ihnen Allen Mexico; nur des Kaisers wegen hatten sie hier ausgehalten, um ihn mit ihren Leibern und Schwertern zu decken, wenn ihm Gefahr, drohe und diese mit ihm zu theilen, aber nicht thatenlos hier zu harren, während er dem Kampf entgegenginge. Für was Anderes konnten sie gelten als gewöhnliche Landsknechte, sobald er sie hier in der Hauptstadt ließ — ihr Dienst hatte dann seine Weihe verloren.

Der Kaiser war selber gerührt, aber mit fester Stimme erwiederte er:

„Lieber Khevenhüller, wenn ich meinem Herzen folgen dürfte, so glauben Sie mir sicher, daß ich Sie und Ihre wackere Truppe nicht zurückließe, aber einestheils muß ich die Hauptstadt in treuen Händen wissen, wenn ich dort draußen ruhig und sorgenfrei für mein Recht einstehen soll, und dann — muß ich mich jetzt allein als Mexicaner zeigen, wenn ich das Vertrauen des mexicanischen Volkes gewinnen will. Ich lasse alle Europäer hier zurück — selbst dem Prinzen Salm habe ich nicht gestattet mich zu begleiten. Ich will mich ganz in ihre Hände geben, um ihnen zu beweisen, wie ich ihnen vertraue. Vertrauen erweckt Vertrauen."

Khevenhüller schüttelte traurig mit dem Kopfe. „Nicht bei diesem Volk, Majestät," sagte er — „sie sind falsch und treulos. Geben Sie sich nicht in ihre Hände, denn eben so wenig Dankbarkeit wie Erbarmen haben Sie von ihnen zu erwarten."

„Sie sind zu hart in Ihrem Urtheil, Khevenhüller" — sagte der Kaiser freundlich — „es giebt noch wackere Leute unter ihnen. Nehmen Sie meinen alten Mejia, den ich in Queretaro finde — nehmen Sie Lopez. Selbst Marquez, so wild und blutdürstig er sein mag, hält fest zu uns — Wenn es nöthig sein sollte, lasse ich Sie nachkommen, verlassen Sie sich darauf."

„Ach, wenn Sie meiner Bitte Gehör geben wollten, Majestät — in einer Stunde könnten wir gerüstet sein."

„Es geht nicht — es geht nicht und — ist fest beschlossen," entgegnete der Kaiser, „sagen Sie das Ihren Kameraden. — Ich werde Ihr Wohl stets im Auge behalten, weil ich weiß, daß ich in der äußersten Noth immer noch eine feste Stütze an Ihnen habe. — Ich darf ja auch nicht," setzte er hinzu, „alle meine Kräfte auf einmal in's Feld führen, und glaube wohl zu thun, wenn ich mir die besten zur Reserve aufbewahre."

An dem nämlichen Abend brachte endlich das Ministerium, wo es Millionen versprochen hatte, mit größter Mühe etwa 50,000 Pesos zusammen, und am nächsten Morgen brach der Zug, mit dem Kaiser an der Spitze, nach Queretaro auf.

Die Deutschen und Belgier blieben zurück, und nur Prinz Salm, praktisch und unermüdlich dem einmal gesteckten Ziel nachstrebend, hatte es mit des Baron Magnus Hilfe ermöglicht, noch in der letzten Stunde dem Stabe des General Vidaurri, der dem Kaiser folgen sollte, zugetheilt zu werden.

Padre Fischer war in der Hauptstadt zurückgeblieben.

5.

In Querétaro.

Mit Jubel wurde der Kaiser in Queretaro selber empfangen, denn die Stadt war gut kaiserlich gesinnt. Sie gerade, die sich durch einen großen Gewerbfleiß auszeichnete, brauchte und verlangte Ruhe und Ordnung, und wußte recht gut, daß Beides unter den republikanischen Wirthschaften nicht möglich sei; von dem Kaiserreich dagegen erhoffte sie eine Besserung und hatte schon früher den kaiserlichen Herrn liebgewonnen, als er sie auf seiner ersten Reise besuchte. Wohin Maximilian auch kam, gewann er ja Alles durch sein einfaches, offenes und unverkennbar redliches Wesen für sich.

„Queretaro,*) eine Stadt von 40,000 Ein=

*) Doctor Basch: „Erinnerungen".

wohnern, bildet ein in schräger Richtung von Nordost nach Südwest liegendes Rechteck. Entlang der nördlichen Seite fließt der Rio-Blanco, ein kleiner, aus der Sierra Gordo kommender Fluß. Nur gegen Westen schließt sich die Stadt an eine weit ausgedehnte Ebene, welche im Hintergrund mit den Bergen von Guadalajara abgeschlossen wird. In einem spitzen Bogen um die Stadt, der nur an einer Stelle durchbrochen wird, wo der Rio-Blanco sein Bett geebnet hat, liegen in der Richtung von Süd nach Nordost: der Cimentario, die Cuesta china, die Loma de gareta und die Canada — nördlich und westlich La Cantera und San Pablo. Der Stadt näher und parallel mit San Pablo ist der Hügel San Gregorio, das westliche Ende bildet der Hügel Jacal.

„Mitten aus der Oeffnung dieses Gebirgsbogens erhebt sich am westlichen Ende der Stadt der Cerro de las Campanas. Von hier aus überblickt man, gegen Norden gewendet, den San Gregorio, San Pablo a la Contira, rechts die Stadt mit dem sich am äußersten Ende erhebenden Kloster Cruz und hinter diesem die Cuesta china — links die Ebene von Guadalajara."

Alle diese Höhen waren während der Bela-

gerung vom Feind besetzt, mit Ausnahme des Cerro de las Campanas und des am östlichen Ende der Stadt auf einem Felsen erbauten Klosters Cruz.

Soweit die Einzelheiten der Stadt. Im Ganzen eignete sich aber, wie man daraus ersehen kann, wohl kaum ein Platz in ganz Mexico weniger dazu, eine Belagerung darin abzuwarten, als gerade Queretaro, denn in dem Thalkessel lag es fast rings von Bergen eingeschlossen und den Geschützen der Belagerer vollkommen preisgegeben. — Aber den Fehler theilte es auch mit fast allen übrigen Städten des Landes, und Queretaro, das als „Schlüssel von Mexico" galt, sollte nun einmal gehalten werden.

Der Kaiser hatte jetzt die Führung des Ganzen übernommen und umsichtig wie thätig zeigte er sich dabei, und traf alle möglichen Vorbereitungen, um den Ort so gut und vortheilhaft als möglich zu befestigen. Draußen aber auf den umliegenden Höhen fingen die Truppen der Liberalen an sich zu sammeln, und es dauerte auch in der That nicht lange, bis sie einen gemeinsamen und heftigen Sturm gegen die schon fast eingeschlossene Stadt versuchten — das bekam ihnen aber übel. Durch die Tapferkeit der

Führer, besonders des alten Indianers Mejia, der die Cavallerie befehligte, wie des Prinzen Salm, dem der Kaiser die Führung der Cazadores (Jäger) übertragen hatte, wurden sie in glänzender Weise zurückgeschlagen.

Wieder und wieder versuchten sie nun wohl Eingang zu gewinnen, aber wieder und wieder mußten sie sich mit Verlusten zurückziehen, doch — die Siege wurden nie verfolgt. Obgleich besonders Mejia dahin drängte, wußte Marquez, auf den der Kaiser außerordentlich viel gab, jeden solchen entscheidenden Schlag zu vermeiden, und die Liberalen behielten immer wieder Zeit sich zu erholen und auf's Neue zu sammeln, während die Belagerten Truppen verloren, die sie nicht wieder ersetzen konnten.

Was für ein buntes, reges Leben herrschte indessen in dem sonst so stillen Queretaro, und man hätte kaum glauben sollen, daß man sich in einer engbelagerten Stadt befand. Aber der gute Muth der kaiserlichen Truppen trug daran die Schuld, denn wo man auch noch mit dem Feind zusammengetroffen war, hatte man ihn geschlagen, und dadurch bekamen die Soldaten nicht allein ein Gefühl der Ueberlegenheit, sondern auch der Sicherheit, insofern sie sich jeden Augenblick be-

wußt waren, einen Ausgang aus der Stadt, wenn sie dieselbe einmal verlassen wollten, auch forciren zu können.

Aber eine Verstärkung der Garnison schien trotzdem nöthig, und Weisung war schon vor längerer Zeit an das Ministerium nach Mexico gegangen, um die fremden Truppen, besonders Graf Khevenhüller's Husaren mit Baron Hammerstein's Bataillon und der gezogenen Batterie, nach Queretaro zu senden und dann einen entscheidenden und zugleich vernichtenden Schlag gegen Escobedo's Armee zu führen; doch sie kamen nicht und der Kaiser fing an ungeduldig zu werden.

An der Plaza befand sich ein von einem Franzosen gehaltenes Kaffeehaus, in und vor dem sich die Officiere gewöhnlich zusammenfanden, um Neuigkeiten zu hören oder mit einander über die Tagesereignisse zu plaudern. War man doch stets sicher, dort wenigstens irgend wen zu treffen, mit dem man sich ein Stündchen unterhalten konnte.

Vor dem Kaffeehause aber schräg über die Plaza hinüberschneidend gingen zwei mexicanische Officiere im eifrigen Gespräch auf und ab — es war General Marquez und Obrist Lopez,

und Marquez' überdies finsteres und höchst unsympathisches Gesicht hatte sich heute in noch dunklere Falten gezogen, während Obrist Lopez, der ihn fast um eine Kopfhöhe überragte, die Sache, um die es sich handelte, viel ruhiger zu nehmen schien und nur dann und wann einmal einen vorsichtigen, wie forschenden Seitenblick nach seinem Begleiter hinabwarf.

„Also die Sache ist fest beschlossen?"

„Ja," nickte Marquez, „im Kriegsrath wurden die verschiedenen Anträge vorgenommen, ob und in welcher Weise wir einen Rückzug bewerkstelligen, oder uns in Queretaro halten wollen. Ich stimmte natürlich mit Mejia für das Letztere — auch Miramon war dafür. Ferner wurde beschlossen, daß ich mit Vidaurri nach Mexico durchbrechen solle, um Verstärkungen herbei zu ziehen, welche die Herren da drinnen nicht von selber schicken wollen."

„Und werden Sie gehen?"

„Gewiß —"

„Und wieder zurückkehren?" Die Frage war nur leicht hingeworfen und Lopez sah dabei ruhig und unbefangen vor sich nieder, als ihn der rasch zu ihm aufgeschlagene Blick des Generals traf.

„Wie meinen Sie das, Obrist?" frug er scharf.

„Oh nur, ob Sie die Verstärkungen selber herführen oder indessen den Oberbefehl in Mexico übernehmen werden," sagte Lopez, „oder ist vielleicht General Vidaurri dazu bestimmt? In letzter Zeit hat der Kaiser so häufig mit seiner Regierung gewechselt, daß man nie vorhersagen kann, was geschieht."

„Ich werde selber zurückkehren," erwiederte Marquez, durch die Antwort wie es schien beruhigt — „wenn sich — der Kaiser nämlich hier so lange halten kann; denn wie ich von Ueberläufern gehört, ist eine andere starke Colonne der Liberalen im Anzuge — ich glaube Riva Palacio's Armee. Wir werden hier, selbst mit den Fremden, alle Hände voll zu thun bekommen."

„Und der Kaiser," sagte Lopez nachdenkend, „setzt sich dabei der Gefahr fortwährend auf eine fast unbegreifliche, jedenfalls thörichte Weise aus. In den am schärfsten beschossenen Stellen verkehrt er mit einer Unbefangenheit, als ob er ein gefeites Leben hätte. Wenn er fiele, was würde dann?"

Marquez schwieg und sah still und brütend

vor sich nieder — ob er seinem Begleiter nicht traute? — ob ihn die eigenen Gedanken soweit beschäftigten? — und Lopez fuhr lächelnd fort:

„Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es dann einen Streit unter den Generalen um die Oberherrschaft gäbe — Miramon ist sehr ehrgeizig, aber — bei Einigen nicht besonders beliebt — Mendez haßt ihn.“

„Ich begreife Miramon überhaupt nicht,“ sagte Marquez wieder nach einer kurzen Pause und fast wie mit sich selber redend — „ob er auf etwas Derartiges speculirt? — aber er könnte sich da verrechnet haben. Fällt der Kaiser, so ist die Armee demoralisirt, und er selber muß wissen, daß er keinen größeren Feind im ganzen Land hat als Juarez.“

„Er stützt sich auf den Klerus.“

„Der ihm verwünscht wenig in Queretaro nützen würde. Wissen Sie, Lopez, daß Santa Anna wieder unterwegs nach Mexico ist?“

„Caramba!“ rief der Obrist erstaunt aus, „daß er sich nur nicht die Finger verbrennt, denn ich glaube, der Kaiser würde wenig Umstände mit ihm machen.“

„Der Kaiser thäte ihm Nichts,“ sagte Marquez verächtlich, „und wenn er ihn heute zum Ge=

fangenen hätte — er schickte ihn höchstens wieder fort. Das ist auch keine Kriegführung, wie er sie treibt. Alle diese Führer, Escobedo, Cortina, Porfeirio Diaz und viele Andere noch hatte er in seiner Gewalt, aber anstatt sie unschädlich zu machen, ließ er sie wieder laufen und muß jetzt dafür bezahlen."

„Und was glauben Sie, daß mit uns geschähe, wenn Escobedo die Stadt mit Sturm nähme?"

„Das will ich Ihnen nicht wünschen," sagte Marquez trocken, „denn Sie würden nie Gelegenheit bekommen die Sache später zu erzählen."

„Glauben Sie wirklich?"

„Ich bin es fest überzeugt — ebenso," setzte er mit finster zusammengezogenen Brauen hinzu, „wie ich die Schufte sofort erschießen ließe, wenn sie in meine Hände fielen."

„Und wenn man sich nun durchschlagen könnte," sagte Lopez nachdenkend.

„Wenn es zur rechten Zeit geschähe," erwiederte Marquez mit scharfer Betonung der Worte, „ja. Der Kaiser hat aber wunderliche Begriffe von Ehre — Begriffe, die ihm hier in Mexico noch großen Schaden thun werden. Er wird es nie allein versuchen, und da es mit der ganzen

Armee im Kriegsrath abgelehnt wurde, werden Sie wohl aushalten müssen."

Wieder sah Lopez den General von der Seite an, ohne aber Etwas zu äußern — das Wort Sie klang gar nicht, als ob er sich selber dabei mit inbegriffen halte.

„Es ist doch sonderbar," sagte Lopez nach einer Weile, „daß das jetzige Ministerium in Mexico eben so faul zu sein scheint, als die früheren Liberalen. Uns haben sie Alles versprochen, als sie den Kaiser zurückhaben wollten, und was geschieht jetzt? Gar nichts."

„Das ist die alleinige Schuld des Kaisers selber," brummte Marquez, „er hat ebenfalls dem Klerus Versprechungen gemacht und bis jetzt Nichts gehalten. Hob er, sobald er nach der Hauptstadt zurückkehrte, die leyes de reforma direct auf, so wußte der Klerus, woran er mit ihm war — jetzt trauen sie ihm nicht, bis sie erst Beweise in Händen halten."

„Und die werden sie bekommen, wenn er unterliegt und Juarez wieder im Land regiert. Nachher dürften sie die Folgen ihrer Saumseligkeit bereuen."

„Das geschicht nie, Lopez," sagte Marquez rasch, indem er einen flüchtigen Blick umherwarf,

ob sie von Jemandem gehört werden könnten, „das geschieht nie — dagegen sind Vorsorgen getroffen."

„Und glauben Sie, General, daß Miramon ihm in der Regierung folgen wird?"

Der General schwieg, endlich sagte er achselzuckend: „Quien sabe — wunderlichere Dinge sind geschehen und Miramon hat jedenfalls einen großen Anhang — wenn auch vielleicht manche Feinde. Die Klerikalen halten besonders viel auf ihn, und es ist möglich, daß er es mit denen ehrlich meint."

„Sie trauen ihm nicht recht?"

„Ich weiß es nicht — ja und nein — er hat sich in der letzten Zeit verändert und scheint dem Kaiser treu anzuhängen."

„Und thun wir das nicht Alle?" erwiederte Lopez unbefangen.

„Ja — gewiß," erwiederte zögernd der General, „aber das Vaterland geht wieder allem Andern vor und zu dessen Besten müssen wir eben Alles opfern — selbst unser eigenes Leben. Doch, amigo, die Zeit drängt — ich habe noch viele Vorbereitungen zu treffen, um meinen etwas gefährlichen Marsch anzutreten."

„Wie viel Mann Escorte nehmen Sie mit?"

„Es ist noch nicht bestimmt, circa tausend."

„Das wird unsere Besatzung sehr schwächen."

„Sie behalten noch immer über sechstausend zurück — also adios! — Halten Sie aber die Augen offen, denn so lange wir im Stande sind die Stadt Mexico zu behaupten, haben wir nicht verloren und können, wenn wir wollen, den Kampf von Neuem aufnehmen."

„Und keine Nachricht ist von der Kaiserin eingetroffen?"

„Von der Kaiserin?" sagte Marquez, „nicht daß ich wüßte. Nur kurz vorher, ehe wir Mexico verließen, traf ein Bericht ein, lautete aber sehr böse."

„Der Kaiser selber scheint sich wenig darum zu kümmern," sagte Lopez finster, „ich habe ihn nie so heiter gesehen als gerade jetzt."

„Menschennatur," lachte Marquez, „er war niedergeschlagen, wo er Nichts zu thun hatte. Jetzt, in voller Beschäftigung, ist die Kaiserin längst vergessen;" und dem Obristen einen Gruß zuwinkend, schritt er die Straße hinab, seiner eigenen Wohnung zu.

* * *

In einer Seitenstraße, nicht weit von der Plaza, war Obristlieutenant Jablonsky vom Regiment der Kaiserin einquartiert.

Jablonsky trug allerdings einen polnisch klingenden Namen, war aber Vollblut Mexicaner, sogar mit einer kleinen Mischung indianischer Race, und entstammte jedenfalls der untersten Schicht der Bevölkerung; aber er galt als der intime Freund des Obrist Lopez, mit dem er schon viele Fährlichkeiten getheilt, war deshalb in dessen Regiment getreten und rasch, viel rascher avancirt, als er es wohl seinen, überhaupt sehr zweifelhaften Verdiensten zuschreiben konnte. Es war ein roher, ungebildeter Bursche, — ein echter mexicanischer Soldat, wie sie die ewigen Revolutionen in's Leben gerufen: tapfer, wo es das eigene Leben zu vertheidigen galt, aber sonst rasch bei der Hand, wo es zu plündern und zu brandschatzen gab, und deshalb auch gar nicht mit der strengen Disciplin in dem kaiserlichen Heer einverstanden. Lopez selber wenigstens hatte oft Mühe genug, ihn von Ungehörigkeiten zurück zu halten.

Jablonsky schien aber sein rauhes Wesen in diesem Augenblick ganz abgelegt zu haben, denn neben ihm, auf dem nämlichen Tisch, auf dessen

eine Ecke er sich halb gesetzt, war ein junges, bildhübsches, aber bleich und ernst aussehendes Mädchen damit beschäftigt, die Wäsche des Kaisers und seiner nächsten Umgebung, die sie zu besorgen hatte, auszuplätten und zusammen zu legen.

„Aber Mercedes," sagte der Obristlieutenant vorwurfsvoll, „Du giebst mir auf alle meine Fragen keine Antwort. Denkst Du denn, Mädchen, daß ich es nicht ehrlich mit Dir meine?"

„Ich kann Euch nicht in's Herz sehen," sagte das junge Mädchen ruhig, „aber ich bitt' Euch, mich zufrieden zu lassen. — Ob Ihr Ernst macht oder nicht, was kümmert's mich — habe genug gehabt von Euresgleichen."

„Caracho amiga," lachte der Bursche. „Du sprichst ja verwünscht vornehm; weißt Du, welchen Rang ich in der Armee habe?"

„Weiß es nicht und brauch' es nicht zu wissen," sagte das Mädchen finster, „wenn es ein einfacher Handwerker wäre, ließe sich vielleicht ein Wort darüber reden — wenn auch nicht mit Euch."

„Hoho," lachte Jablonsky, „möchtest wohl gar Kaiserin werden? Nun, der Platz ist bald frei, denn mit der Carlota geht's zu Ende."

„Schämt Euch, von der armen unglücklichen Frau so zu reden!“ rief das Mädchen heftig — „habt Ihr je Menschen wie dieses Kaiserpaar an der Spitze Eurer Regierung gehabt? — Nie — denn Ihr verdient sie nicht; aber Dank darf der Kaiser trotzdem nicht von Euch erwarten, denn er läßt Euch nicht rauben und plündern, wie Ihr's von je gewohnt gewesen.“

„Caracho,“ lachte der Herr Obristlieutenant, indem er scharf auf seinem Sitz herumrückte. — „Mädel, Du hast eine scharfe Zunge und weißt, daß Dir Nichts geschehen kann — aber laß Du das den Obrist hören.“

Das Mädchen warf verächtlich die Lippen empor, erwiederte aber kein Wort, sondern fuhr in ihrer Arbeit fort, und Jablonsky's Augen hingen in stiller Bewunderung an der schlanken und üppigen und dabei so geschmeidigen Gestalt. Da verdunkelte plötzlich der Körper eines Officiers das Fenster — es war Lopez, und auf einen Wink von ihm sprang Jablonsky von seinem Sitz auf und eilte nach der Thür, ohne daß ihm Mercedes auch nur einen Blick nachgeworfen hätte — was kümmerte sie der Officier — sie trug Haß und Bitterkeit im Herzen — keine Liebe.

„Nun, Obrist, wie stehen die Sachen?“ frug Jablonsky, als er hinaus auf die Straße kam — „etwas Neues?“

„Ja,“ sagte Lopez finster, „aber ich weiß nicht, ob es etwas Gutes ist. Marquez geht nach Mexico.“

„Caracho! soll sich durchschlagen?“

„Ja, und Verstärkung bringen — die fremden Truppen.“

„Hm — und wird er es thun?“

„Quien sabe, — ich traue ihm nicht — er hat sich ein paar Mal im Gespräch verschnappt. Wir werden wohl hier allein in der Falle sitzen bleiben.“

„Angenehm,“ sagte Jablonsky, „und die Lebensmittel werden knapp, das Geld rar, und keine Gelegenheit, neues anzuschaffen. Ich wäre für's Hinausbrechen. Wenn wir uns jetzt in einer andern Stadt festsetzen, können wir wieder von vorn anfangen.“

„Und wie wollen wir die Geschütze mit fortbringen? Es geht nicht.“

„Hier in dem verdammten Nest,“ sagte der treue Freund des Obristen, „passirt uns noch ein Unglück. Ich traue der Bande nicht. Wenn uns Marquez im Stiche läßt, sitzen wir fest, und

nachher unter der liberalen Regierung dürfen wir uns nur nach einer Anstellung als Lepero umsehen."

„Du scheinst Dir da schon eine Lepera ausgesucht zu haben," sagte Lopez mit einem Seitenblick auf den Burschen, der in seiner Officiersuniform ebenso aussah, wie ein Hausknecht im Frack.

„Hol' der Teufel das stolze, hochnasige Ding!" brummte Jablonsky; „merkwürdig übrigens, wie all' das Frauenzeug hier in Queretaro an dem Kaiser hängt. Ich glaube, sie ließen sich mit dem größten Vergnügen alle mit einander für ihn todtschlagen. — Was so ein Titel nicht thut!"

Lopez schwieg und schritt schweigend neben dem Gefährten die Straße hinab. — „Wir müssen's abwarten," sagte er endlich — „aber — hast Du lange keine Nachrichten von — draußen erhalten?"

„Es steht nicht besonders, wie es scheint. Die Soldaten bekommen schlechte Verpflegung, aber immer mehr neuen Zuzug. Hätte im Leben nicht geglaubt, daß Juarez noch so viele Leute auf die Beine bringen könnte."

„Es sind viele Amerikaner darunter.“

„Eine ganze Menge, und verwünscht gute Schützen dazu. Sie haben uns schon einzelne Posten weggeputzt.“

„Der Bote ist noch nicht zurückgekehrt?“

„Nein — und wird auch nicht,“ knurrte Jablonsky, „sie haben ihn gehangen.“

„Gehangen?“ rief Lopez erschreckt.

Jablonsky nickte. „Ich weiß es von einem Deserteur. Sie hielten es für einen Vorwand und den armen Teufel für einen Spion — aber que importe — er hat's überstanden.“

Lopez nickte langsam vor sich hin, aber die Kunde schien einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Mit einem kurzen „Hasta luego“ drehte er sich von Jablonsky ab und verfolgte seinen Weg allein die Straße hinan. —

Als Marquez den Obrist Lopez verlassen hatte, begegnete ihm bald darauf General Miramon zu Pferde, der ausgeritten war, um die Posten zu besichtigen. Als er Marquez bemerkte, stieg er ab, nahm sein Thier am Zügel und schritt neben dem Freund her.

„Nun amigo,“ sagte Marquez, „haben Sie noch Aufträge für mich in der Hauptstadt? Wie

es scheint, werde ich vom Kaiser genug bekommen, um ein Lastthier damit zu beladen."

„Keine von mir, Marquez," sagte kopfschüttelnd der junge General, „als daß Sie selbstverständlich meine Frau aufsuchen und ihr sagen, wie Sie uns hier verlassen haben."

„Und für das Ministerium? — für Monseñor?" sagte Marquez mit einem halb lauernden Blick.

Miramon schüttelte langsam den Kopf. „Nein, Marquez," sagte er endlich, „ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wir Beide andere Pläne im Kopf hatten, als wir dem Kaiser nach Queretaro folgten. Ich kannte damals Maximilian wenig oder gar nicht, und was ich von ihm in Orizaba gesehen, konnte mich nicht besonders günstig für ihn stimmen — das Vaterland galt mir höher."

„Und jetzt?" frug Marquez leise.

„Jetzt," rief Miramon, „bin ich fest entschlossen, bei ihm auszuharren in Freud' und Leid, und meine einzige Sehnsucht ist, daß wir die Hilfstruppen bald bekommen, um die liberalen Schufte zu Paaren zu treiben."

„Und was wird Monseñor dazu sagen?"

„Monseñor," erwiederte Miramon finster,

„wird einsehen lernen, daß es sich noch immer besser mit diesem Kaiser, als mit dem Indianer fährt. Maximilian ist ein Ehrenmann, und ich glaube und bin überzeugt, daß Mexico noch kein würdigeres Oberhaupt gehabt."

„Caramba," lachte Marquez, „auch nicht unter Präsident Miramon's Regierung?"

„Auch nicht unter der meinigen," sagte der junge Mann entschlossen und bestimmt. „Ich habe selber diese ewigen und zwecklosen Revolutionen satt und fürchte, Monseñor thut nicht wohl daran, sie immer nur mehr zu schüren. Ich wenigstens möchte nicht Präsident werden und dabei die Pflicht übernehmen, die leyes de reforma aufzuheben, denn ich weiß, daß ich meinen Sitz nur mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen und keinen Augenblick Ruhe hätte."

„Und glauben Sie, daß wir sobald Ruhe bekommen, amigo?"

„Ja," sagte Miramon rasch und bestimmt. „Bringen Sie uns bald die nöthige Verstärkung, dann zweifle ich auch keinen Augenblick daran, daß wir diese wild zusammengelesenen Schwärme Escobedo's werfen und vernichten oder noch besser, durch einen einzigen entscheidenden Sieg zu uns herüberziehen können. — Caramba, ich

hatte den Indianer schon fest und hätte dem Kaiser wahrlich keine Gelegenheit gegeben, ihn zu begnadigen, denn darin ist er schwach — aber die Zeit kehrt vielleicht zurück und dann mag er sich wehren."

„Hm," nickte Marquez leise vor sich hin, „so stehen also die Sachen — und wenn mich nun Monseñor direct fragt, was soll ich ihm sagen?"

„Daß er auf mich für seine Zwecke nicht mehr zählen darf," erwiederte Miramon bestimmt, „denn das einzige Ziel, dem er entgegenstrebt, könnte ich ihm so wenig erfüllen, wie der Kaiser."

„Und wenn er nun doch Jemanden fände, der es unternähme?"

Die Frage war nur leicht und flüchtig hingeworfen, Miramon sah aber rasch und fast erschreckt den Freund an und rief:

„Santa Anna? Die Herren werden nicht wahnsinnig genug sein, den Erbfeind Mexicos wieder in das Land zu rufen — das Elend, das ihm folgen würde, wäre unabsehbar — aber Thorheit," setzte er gleich darauf verächtlich hinzu — „der Blutsauger wird sich hüten, mexicanischen Boden wieder zu betreten."

„Und wenn er nun schon in diesen Tagen in Vera-Cruz gelandet sein sollte," erwiederte Mar=

quez — „die letzten Berichte, die ich erhielt, lassen es mich vermuthen."

„Berichte? von wem?"

„Que importe."

„Dann, beim ewigen Gott," rief Miramon heftig aus, „sind die Priester Landesverräther, und damit haben sie auch ihr ganzes Spiel bloßgelegt. Maximilian — ich oder Santa Anna — wer ihnen nur ihre Macht sicherte, war ihnen gleich, und zu derselben Zeit hielten sie also drei Eisen im Feuer, um das zu schmieden, was ihnen nur den größten Nutzen versprach. Hätten Sie nicht Lust, Präsident zu werden, Marquez?" setzte er mit unverkennbarer Bitterkeit im Tone hinzu.

Marquez schüttelte lachend den Kopf. „Wüßte nicht, daß ich besonderes Verlangen darnach trüge, und würde mich auf andere Weise zu versorgen suchen."

Miramon sah den General bestürzt an. Es lag Etwas in den boshaft lächelnden Zügen des Mannes, das ihm nicht gefiel. — „Sie kehren zurück, Marquez," rief er heftig aus — „gewiß? können wir uns fest darauf verlassen?"

„Caramba," lachte Marquez, „schon die Frage ist eine Beleidigung — habe ich Ihnen nicht

Allen mein Ehrenwort gegeben, in spätestens vierzehn Tagen wieder mit den fremden Truppen in Queretaro zu sein? Glauben Sie, daß ich mich in Mexico in die Ministerwirthschaft mischen möchte? So rasch ich die Leute rüsten kann, sitzen wir auf und denken den Herren Escobedo und Consorten nachher hier eine kleine Ueberraschung zu bereiten."

„Also ein Wort, ein Mann?"

„Nun, versteht sich von selber — in spätestens vierzehn Tagen bin ich zurück; halten sich aber die deutschen Regimenter dazu, so ist es sogar möglich, daß ich in etwa acht oder neun Tagen wieder da bin. Es soll uns schon kein Gras unter den Hufen wachsen."

„Gut," sagte Miramon, „dann kann sich noch Alles glücklich gestalten, denn mit den Burschen da draußen werden wir fertig. Wohin gehen Sie jetzt?"

„Um meine Vorbereitungen zu treffen und den alten Vidaurri ein wenig anzutreiben. — Wir müssen jedenfalls in der Nacht aufbrechen, damit ich nicht die ganze feindliche Armee auf den Hals bekomme.

* * *

Wenige Tage vergingen — Marquez war aus Queretaro mit etwa 1100 Mann und seinem wie Vidaurri's Stab ausgebrochen, und Deserteure, von denen fast jeden Tag Einzelne zu den Kaiserlichen überkamen, berichteten auch, daß er glücklich durchgeschlüpft sei. Hatte sich der Feind aber, der sogar vermuthete daß der Kaiser mit entkommen sei — über die Zahl der ausgerückten Truppen getäuscht, oder glaubte er vielleicht Queretaro jetzt mit einem Handstreich nehmen zu können, wo die liberale Armee sogar noch ansehnliche Verstärkung durch Riva Palacio und zwei andere Bandenchefs erhalten, aber sie fingen an sich da draußen zu rühren. Am zweiten Tag fand ein allgemeiner und für mexicanische Verhältnisse ungemein stürmischer Angriff auf Queretaro statt, der freilich von dem kleinen Häuflein der Belagerten mit außerordentlicher Tapferkeit und so energisch zurückgeschlagen wurde, daß die weiß gekleideten Soldaten da draußen die dunkeln Hänge aller Orten mit ihren Leibern deckten. Escobedo mußte seine stürmenden Massen zurückziehen und ließ Tausende von Todten und Verwundeten auf dem Plan.

Prinz Salm, Mendez, Miramon, Mejia, sie Alle hatten wie die Löwen gefochten, und wirk-

liche Begeisterung herrschte in dem kleinen Heer. Jetzt noch die deutschen Regimenter herbei, und Escobedo konnte, trotz seiner sechsfachen Ueberzahl, an seine eigene Sicherheit denken.

In Queretaro bereitete sich indessen ein ganz eigener Act vor, nämlich die Ordensverleihung, die in solchen Fällen, so kindisch sie auch manchmal sein mag, ihre Weihe erhält.

Die Generale Miramon, Mejia, Castillo, Arellano, Mendez und Valdez — und als besondere Auszeichnung für bewiesene Tapferkeit auch Obrist Prinz Salm in der ersten Reihe, erhielten die broncene Medaille für Tapferkeit — die auf der einen Seite das Brustbild des Kaisers, auf der andern in einem Lorbeerkranz die Inschrift: Al merito militar (dem militärischen Verdienst) trug, und welche der Kaiser einem Jeden selber an die Brust steckte; ebenso die übrigen Officiere, die bei der Action betheiligt gewesen waren. Unterofficiere und Gemeine erhielten die goldene und silberne Medaille, wie sie sich ausgezeichnet hatten.

Mit der broncenen Medaille war der Kaiser am geizigsten, und sie wurde an einem rothen Bande, das Brustbild nach außen, getragen.

Als sich der Kaiser nach Vertheilung der Or-

den entfernen wollte, ging General Miramon auf Obrist Pradillo, der die Orden trug, zu, nahm eine broncene Medaille, trat damit vor den Kaiser, und indem er sie demselben an die Brust steckte, sagte er folgende Worte:

„Eure Majestät haben Ihre Officiere und Mannschaften decorirt, als ein Zeichen der Anerkennung für Tapferkeit, Treue und Ergebenheit. Dem Tapfersten von Allen, welcher uns stets in allen Gefahren und Entbehrungen zur Seite stand, und uns mit dem erhabensten, glänzendsten Beispiele stets vorangegangen ist, nehme ich mir hiermit im Namen Eurer Majestät Heeres die Freiheit, dieses Zeichen der Tapferkeit und der Ehre zu verleihen, welches Sie mehr als jeder Andere verdienen."

Der Kaiser war sehr überrascht und gerührt von dem sinnreichen und schönen Acte, umarmte den General Miramon, nahm die Medaille an und trug sie seitdem als seine erste und vornehmste Decoration, allein gegen die Vorschrift, nicht das Portrait, sondern die Seite mit der Aufschrift nach außen.*)

*) Prinz Salm's „Queretaro", in welchem umfassenden Buche der Prinz auch eine so detaillirte, wie fesselnde Erzählung der einzelnen Kämpfe giebt.

Der Eindruck, den diese kleine, aber wirklich erhebende Feier auf das Militär nicht allein, sondern auf die ganze Stadt machte, war unbeschreiblich, Maximilian hatte sich ja schon durch sein schlichtes, freundliches Wesen die Herzen Aller gewonnen, und überall jubelte man ihm jetzt entgegen, wo er sich nur zeigte. Das Militär brauchte viel, und den Einwohnern von Queretaro wurden schwere Opfer auferlegt, um nur die nothwendigsten Bedürfnisse der Soldaten herbeizuschaffen, aber Niemand weigerte sich zu geben was in seinen Kräften stand; geschah es doch für den Kaiser, und ging er als Sieger aus diesem Kampfe hervor, so wußten sie auch, daß sie mit Vertrauen einer ruhigen und glücklichen Zeit für ihr Land entgegensehen konnten.

6.
Während der Belagerung.

Jubel und Festgelage, Illumination, Feuerwerk, Bälle und indianische Aufzüge in der Hauptstadt.

General Marquez — jetzt vom Kaiser zum lugarteniente (Stellvertreter) in Mexico ernannt (er verheimlichte den wirklichen Auftrag, in dem er gekommen war), brachte die besten Nachrichten aus Queretaro. Sie wären in allen Gefechten siegreich gewesen, und die liberalen Truppen so demoralisirt, daß sie nach jeder Schlacht mehr Ueberläufer bekamen, als sie Todte und Verwundete verloren hatten. Die Armee vergrößerte sich dadurch fortwährend und der Kaiser gedachte in nächster Zeit einen Hauptschlag gegen den Feind zu führen, der der Belagerung dort ein schleuniges Ende machen würde.

Marquez selber aber, anstatt seine vom Kaiser befohlenen Aufträge auszuführen, rüstete sich, um gegen den Puebla bedrohenden Porfeirio Diaz auszuziehen, und freudig folgten ihm dahin jetzt die deutschen Regimenter. In sofern nur kam er dem Auftrag Maximilian's nach, daß er den vollkommen untüchtigen, ja auch verrätherischen Lares absetzte und Vidaurri die Stellung eines Ministerpräsidenten und Finanzministers übertrug. Ibarran wurde zum Minister des Innern bestimmt.

Wie das jetzt in der Stadt lebte und schwirrte — Marquez brauchte freilich viel Geld zu seinen nächsten Operationen, aber die Reichen gaben es willig, denn sie erhofften nun bald eine bessere, glückliche Zeit, und selbst daß er die vom Kaiser streng abgeschaffte Leva wieder einführte, und aufgriff was er an militärfähiger Mannschaft aufgreifen konnte, wurde von den Conservativen vollkommen gebilligt. Sie selber waren ja nicht von der Maßregel betroffen, und zu einem letzten entscheidenden Schlag mußte auch Jeder sein Scherflein beitragen, sei es in Geld, sei es mit der eigenen Haut.

Die Geistlichkeit war indessen in Mexico selber übermüthiger denn je geworden, und mit

Marquez zur Hilfe, der sich ganz der klerikalen Partei angeschlossen hatte, regierte sie fast allein, beherrschte wenigstens die Familien vollständig.

Marquez selber konnte natürlich nicht die leyes de reforma wieder aufheben, denn er besaß kein weiteres Terrain als die Hauptstadt selber, aber er ließ die Pfaffen wenigstens nach Herzenslust wirthschaften. In keinem Hause, das früher der Geistlichkeit gehört hatte, wurden mehr die Sacramente gereicht oder irgend eine heilige Handlung verrichtet, ja Labastida ging sogar so weit, alle Bewohner desselben, bis zur Dienerschaft hinab, zu excommuniciren. — Eine Procession folgte dabei der andern durch die Straßen; die Glocken wurden fast den ganzen Tag geläutet und riefen ununterbrochen zum Gebet, und die Priester selber traten mit einem Stolz und Hochmuth auf, der unerträglich zu werden drohte.

Das Alles schwand aber in dem einen Gefühl baldigen Sieges, und mit einer wirklich fabelhaften Zuversicht gaben sich die Bewohner von Mexico in einer Zeit diesem Glauben hin, wo die kaiserlichen Truppen überhaupt nur noch drei oder vier größere Städte im ganzen Land besetzt hielten, und aller Orten und Enden, selbst

in der Hauptstadt, von Tag zu Tag enger eingeschlossen wurden. Aber die Hoffnung verläßt uns ja nie, und um so lieber und leichter vertraute man den endlich einmal günstigen Berichten des eingetroffenen Generals, da so lange Zeit verflossen war, in der nur ungünstige Berichte die Hauptstadt in steter, fast ununterbrochener Aufregung gehalten. Außerdem sprachen auch eine Masse Einzelheiten dafür, daß er die Wahrheit rede, denn hätte der Kaiser schon so viel Truppen in Queretaro entbehren können, wenn er sich nicht stark genug fühlte, dem Feind die Spitze zu bieten.

Mit Jubel sah man auch die treffliche Armee — Marquez, den man als einen tüchtigen General kannte, an der Spitze, dem Feind entgegen ziehen. Es waren zwei Infanteriebrigaden in der Stärke von 2000 Mann, und unter ihnen das 18. Regiment, befehligt vom Obristlieutenant Hammerstein, mit fast nur Oesterreichern und Belgiern, wie einem kleinen Theile mexicanischer Soldaten. Die Cavallerie bestand aus der Brigade Quiroga, einer ausgezeichneten Truppe, dem wackern Khevenhüller Husarenregiment, der vom Obrist Wickenburg befehligten Gensdarmerie und einem Regiment berittener

Cazadores, dabei mit 18 Geschützen — und wie kehrte sie zurück.

Am 30. März war Marquez mit dem zuverlässigsten Heer, das je in Mexico vereint gestanden, aus der Hauptstadt ausgerückt, und am 11. April, Nachts 10 Uhr, kehrte er auf abgehetzten Thieren, wenige Officiere zur Begleitung, ein Flüchtling, in die Stadt zurück — eilte in sein Hauptquartier, schloß sich in sein Zimmer ein und verkehrte mit Niemandem mehr. Allerdings wurden seine Officiere, ein paar Mexicaner, mit Fragen bestürmt, was aus dem ganzen Heere geworden, das sie mitgenommen, aber sie konnten keine andere Auskunft geben, als daß es vernichtet sei. — War es doch die einzige Entschuldigung, die sie für sich hatten, denn ließ es sich denken, daß sie selber nur in feiger Flucht entkommen seien und ihre Kameraden, die ganze ihnen anvertraute Truppe im Stiche gelassen haben sollten?

Und trotzdem war es so. Schon am nächsten Tag zogen die wackeren deutschen Truppen in geordnetem Zug, als ob sie von einem Manöver kämen, in die Hauptstadt ein. Sie waren halb verhungert, ja und zum Tode ermattet, ihre Reihen auch gelichtet, aber trotzdem schwenkten die Husaren,

ehe sie ihre Kaserne aufsuchten, nach der Plaza ihres Kaisers ein, und als sie in Sicht kamen, donnerte ein lautes Viva el emperador von ihren Lippen.

Und wilde Gerüchte zogen dabei durch die Stadt: Porfeirio Diaz sei im Anzuge — ja schon vor den Thoren. Die Läden wurden geschlossen, die Frauen flüchteten in die Häuser, und es brauchte Stunden lang, bis man sich überzeugte, daß die Gefahr wohl drohe, aber keineswegs so nahe sei, um sie unmittelbar zu gefährden. — Weiter aber verlangten die Bewohner auch Nichts, um sich ganz wieder ihrem gewöhnlichen Zuwarten hinzugeben — und doch hatten sie in der Gefahr geschwebt. Wäre General Diaz nämlich scharf nachgerückt, so fiel die Hauptstadt Mexico jedenfalls in seine Hände, denn die mexicanischen Truppen zeigten sich in dieser Zeit vollständig demoralisirt. Porfeirio Diaz war aber selber durch die Tapferkeit der deutschen Truppen geschädigt worden und brauchte geraume Zeit, um nur seine Todten zu beerdigen und seine Verwundeten unterzubringen. Dann aber zog er langsam gegen die Hauptstadt vor — Puebla war gefallen, und er konnte nun

seine sämmtlichen Truppen dazu verwenden, Mexico selber zu belagern.

In Rodriguez' Hause, der in diesem Augenblick, und besonders seit der letzten Schwenkung Maximilian's zu Gunsten der Conservativen, wieder einmal fest am Kaiserthum hielt, hatte sich indessen Manches verändert, und besonders war durch den gezwungenerweise lange ausgedehnten Besuch seines Schwagers San Blas viel Leben und Bewegung in das Haus gekommen. Mexicanische Gastfreundschaft kennt aber keine Grenzen, und so oft San Blas auch ganz ernstlich gewillt war, mit seiner Familie in eins der jetzt ziemlich verlassenen Hôtels zu ziehen, so oft erklärte Rodriguez, daß San Blas sich von dem Augenblick an nicht weiter als sein Verwandter geriren solle, denn er würde jede Verbindung mit ihm abbrechen.

Platz genug hatte er im Haus, um noch eine solche Familie aufzunehmen, zu leben gab es auch noch genug, obgleich die Lebensmittel seit der Belagerung schon bedeutend im Preis gestiegen und im Allgemeinen oft schwer zu beschaffen waren, was also konnte ihn veranlassen, in ein Hôtel zu ziehen? Gar nichts, und wie hätten sich die Familien in Mexico nachher darüber auf-

gehalten. Es wäre unerhört gewesen, und er durfte ihm das gar nicht anthun.

San Blas wußte dabei, daß er selber unter ähnlichen Verhältnissen auch genau so gehandelt haben würde und weigerte sich denn auch nicht länger, seines Schwagers Gastfreundschaft anzunehmen, der noch außerdem erklärte, daß er Ricarda auf keinen Fall hergeben könne — San Blas möge machen, was er wolle, aber das Mädchen bliebe unter jeder Bedingung im Haus.

San Blas hatte in Mexico selber einen alten Freund aus früheren Zeiten gefunden, oder vielmehr einen jüngeren, denn er zählte mindestens fünfzehn Jahre weniger als er — den General O'Horan, früheren Präfecten von Tlalpam, jetzigen der Hauptstadt, der sich in letzter Zeit besonders dadurch ausgezeichnet, daß er eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers entdeckte und in energischer, fast zu grausamer Weise dagegen einschritt.

Es gingen allerdings verschiedene Gerüchte um, nach denen die ganze Verschwörung bezweifelt und O'Horan bezichtigt wurde, daß er eine Anzahl von Leuten habe in aller Geschwindigkeit hängen lassen, weil er von ihnen Aussagen be-

fürchtete, die ihn selber compromittiren konnten. Wer aber hatte in dieser Zeit der Parteileidenschaften keine Feinde, und da ihm gar nichts bewiesen werden konnte (die Leute waren alle todt), so schwieg auch das Gerücht, da sich außerdem noch O'Horan der Sache des Kaiserreichs treu ergeben zeigte und als ein entschieden ausgesprochener Feind der Liberalen auftrat.

General O'Horan war, was man einen schönen Mexicaner nennt — ein Mann in seinen besten Jahren, mit einem intelligenten Gesicht und scharfen, fast zu unruhigen dunkeln Augen, dabei lebendig und ein vortrefflicher Gesellschafter, ohne besondere Bildung wohl, aber mit einer natürlichen Art von Mutterwitz begabt; selbst Rodriguez fühlte sich wohl in seiner Gesellschaft oder sah ihn doch wenigstens gern in seinem Hause, in dem er bald, wenn auch nicht ein täglicher, doch jedenfalls sehr häufiger Gast wurde.

Seine Vergangenheit konnte man allerdings nicht ganz rein nennen; es wurde ihm Manches zur Last gelegt, und mit besonderer Unbefangenheit hatte er schon verschiedene Male, je nach Befinden, die Parteien gewechselt, ja sollte früher sogar ein leidenschaftlicher Liberaler gewesen sein. Aber lieber Gott — wie wenig Menschen in

Mexico hatten überhaupt eine „reine“ Vergangenheit, und die Parteien zu wechseln, konnte in einem Lande nicht als Verbrechen gelten, wo das besonders unter den Generalen überhaupt zu den Alltäglichkeiten gehörte.

O'Horan bekleidete übrigens jetzt eine angesehene und bevorzugte Stellung in Mexico, galt sehr viel bei Marquez und schien sich — wie blieb ziemlich gleichgiltig, was ja in Europa ebenso der Fall ist — ein bedeutendes Vermögen erworben zu haben. Er lebte wenigstens auf vornehmem Fuß, hielt sich ein paar prachtvolle Reitpferde und galt überall in der Hauptstadt für einen „Caballero“.

Uebrigens konnte es in Rodriguez' Hause nicht lange ein Geheimniß bleiben, daß seine Besuche nicht allein dem befreundeten San Blas, sondern vorzugsweise dessen Tochter Ricarda galten, gegen die er sich äußerst liebenswürdig zeigte, ohne sich selber freilich einer besondern Auszeichnung rühmen zu können.

San Blas hatte es jedenfalls eben so gut bemerkt, schien aber diese halbe Bewerbung nicht ungern zu sehen. Er mochte den General gern leiden und — hoffte durch ihn eine Ableitung für eine in Ricarda's Herzen aufglimmende

Leidenschaft — vielleicht jetzt nur noch ein Interesse, das sie, wie ihm nicht entgangen war, an dem jungen belgischen Officier gewonnen. Die Fremden hatten ihm aber in Mazatlan sein Haus zerschossen und seine besten Pferde aus dem Stall geholt — er konnte ihnen das nicht vergessen, und wenn er sich auch gestehen mußte, daß van Leuwen vollkommen unschuldig dabei gewesen, ja nicht einmal Franzose war, so — sprach er doch französisch und war auf einem französischen Schiff in ihr Land gekommen — sah auch wie ein Franzose aus und — er behielt nun einmal ein Vorurtheil gegen ihn.

Uebrigens hatten sie sehr lange Nichts von van Leuwen gehört, und San Blas gab sich schon der stillen Hoffnung hin, daß er — ebenso wie tausend Andere seiner Landsleute, wie überhaupt der Fremden, einfach verschollen wäre. Man erinnerte sich wohl noch seiner dann und wann, aber er wurde doch nicht weiter gesehen und moderte vielleicht in irgend einer wilden Bergschlucht im Lande drinnen. Die unruhige Zeit in der Hauptstadt nahm auch in diesen Tagen die Aufmerksamkeit fast Aller viel zu sehr in Anspruch, und nur Ricarda allein hatte vielleicht des Verlorenen gedacht.

Ein junger Officier, den linken Arm in der Binde, den Kopf mit einem Tuch umwunden, und dabei bleich und erschöpft, stieg mühsam die Treppe in Rodriguez' Haus hinauf und bat den Diener, ihn bei dem Hausherrn zu melden. Ehe dieser aber im Stande war den Auftrag auszuführen, öffnete sich eine Seitenthür und Ricarda, bleich und erregt, trat heraus und eilte auf ihn zu.

„Señor," rief sie aus — „um der heiligen Jungfrau willen, was ist Ihnen geschehen? — Sie sehen todtenbleich aus."

Das war allerdings in dem Moment der Fall gewesen, als er die Treppe erstiegen hatte, jetzt freilich färbten sich seine Wangen wieder ein wenig, als er das junge Mädchen erkannte und ihr mit einem glücklichen Lächeln die Hand entgegenreichte.

„Nichts als ein wenig Blutverlust, Señorita," sagte er dabei. — „Sie haben uns draußen tüchtig zusammengehauen und ich — scheine wirklich Unglück in der militärischen Carrière zu haben. Während Hunderte meiner Kameraden aus dem wildesten Melée keine Schramme mit nach Hause gebracht, bin ich selber fünf verschiedene Male verwundet worden, und kann noch

Gott danken, daß ich die Kraft behielt, im Sattel zu bleiben."

„Dieser unglückselige Krieg — aber wollen Sie nicht eintreten? — Ruhe thut Ihnen Noth. — Wir hatten schon gehört, daß Sie verwundet wären."

„Wenn Sie mich nur noch einen Augenblick entschuldigen — mein Bein ist durch das Treppensteigen ein wenig steif geworden."

„Ich führe Sie" — sagte Ricarda herzlich, indem sie seinen Arm ergriff — „stützen Sie sich nur fest auf mich — ich lasse nicht nach — kommen Sie."

Van Leuwen wollte sich sträuben, aber es half ihm Nichts — es ging auch schon viel besser. Die Wunden waren glücklicherweise sämmtlich nicht gefährlich gewesen, und seine gesunde Natur überwand das Alles.

„Caramba, Don Guillelmo," rief ihm aber Rodriguez entgegen, als er ihn in der Thür mit seiner Begleiterin erblickte. — „Sie sind ja über und über eingebunden. Alle Wetter! Ihnen haben sie bös mitgespielt."

„Ja, Señor," nickte der junge Officier — „ich sagte es auch schon zur Señorita — ich habe Unglück im Feld, und wenn ich diesmal noch

gesund aus Mexico hinauskomme — was bis jetzt freilich den Anschein nicht so hat, so hänge ich den Soldatenrock und Säbel an den Nagel. Meine Haut ist jetzt schon ziemlich wie ein Sieb."

Im Zimmer befanden sich noch San Blas, der den jungen Officier ziemlich kühl grüßte, und General O'Horan, der Präfect von Mexico.

„Ich weiß nicht, ob sich die Herren kennen — Capitano van Leuwen und General O'Horan — der Präfect dieser guten Stadt und ein intimer Freund unseres Hauses — bitte, nehmen Sie aber Platz, Capitän — Sie sehen wirklich angegriffen aus."

„Sie hätten noch nicht ausgehen sollen, lieber Capitän," sagte auch Señora Rodriguez, die ihn freundlich grüßte und ihm einen Stuhl hinschob, „daß Ihnen auch das Ihr Arzt erlaubt hat!"

„Ich bin vollkommen wohl, Señora," lächelte der junge Officier — „nur zu Fuß will das Bein nicht recht mit fort, und könnte ich die benachbarten Schwefelquellen besuchen, so wäre ich in acht Tagen wieder vollständig hergestellt, aber die Liberalen scheinen die Cur nicht für nöthig zu halten, denn sie lassen Niemanden hinaus — die Stadt ist ja eng eingeschlossen."

„Und halb ausgehungert dazu," setzte Ricarda hinzu.

„Nun," sagte van Leuwen bitter — „wenn wir noch ein paar solche Züge mit General Marquez an der Spitze unternehmen, so werden Sie wenigstens uns Soldaten los, denn der General hat eine ausgezeichnete Geschicklichkeit entwickelt, eine Armee zu ruiniren."

„General Marquez ist ein ausgezeichneter Feldherr," erwiederte O'Horan, dem nicht entgangen war daß Ricarda's Blicke länger auf der Gestalt des jungen Officiers verweilten, als ihm angenehm sein mochte — mit einiger Schärfe.

„Das mag sein," nickte van Leuwen düster vor sich hin, „ausgezeichnet hat er wenigstens manöverirt, um die fremden Truppen aufzureiben. — Er ist entweder ein Schuft oder eine Memme."

„Señor," rief der Präfect, von seinem Stuhle emporfahrend, „wie können Sie es wagen, in solcher Art von dem Höchst-Commandirenden, dem Lugarteniente des Kaisers, zu reden?"

„Das ist die allgemeine Stimme über ihn in allen deutschen Regimentern," sagte van Leuwen gleichgiltig, „und bannte uns nicht unser dem Kaiser gegebenes Wort nach Mexico, die Stadt

zu halten, wir marschirten heute noch mit klingendem Spiele hinaus und ließen Ihren Lugarteniente sehen, wie er allein fertig würde."

„Das ist Rebellion!"

„Nennen Sie's, wie Sie wollen," sagte van Leuwen verächtlich — „es war Verrath, wie uns Marquez behandelt hat."

„Er mußte in die Stadt zurück, um diese gegen den Feind zu behaupten."

„Und war allerdings in großer Eile das zu bewerkstelligen," lachte van Leuwen. — „Außerdem aber," setzte er finster hinzu, „geht ein Gerücht in der Stadt, daß er noch ein anderes faules Spiel treibe, denn General Arellano aus Queretaro ist vor einiger Zeit in diesen Mauern gesehen worden und seit der Zeit verschwunden. Was für Nachrichten hat er gebracht? — kein Mensch erfährt es, und ich fürchte fast, unser General spielt ein gefährliches Spiel mit seiner eigenen Armee."

„Es ist unerhört," rief O'Horan empört aus, „daß ein unterer Officier solche furchtbare Anschuldigungen gegen seinen Vorgesetzten in die Welt streuen darf. Herr! wissen Sie, daß Sie Kerkerstrafe für dieses Vergehen verdient haben?"

„Herr Präfect,“ sagte van Leuwen verächtlich, „ich bin jetzt nicht im Dienst, und wir Deutschen haben nun einmal unsere eigene und sehr bestimmte Meinung über diesen Herrn General gefaßt, den seine Landsleute selber nicht anders nennen, als den Schlächter von Tacubaya.“

„Señores,“ sagte O'Horan jetzt ernstlich aufstehend, „Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich solchen Reden gegenüber es nicht mit meiner Pflicht vereinbaren kann, länger in dieser Gesellschaft zu bleiben! Möglich auch, daß Sie Beide mir später einmal die Verleumdungen dieses jungen unüberlegten Mannes bezeugen müssen. Auf dem Statthalter Seiner Majestät darf kein solcher Makel haften, und herrscht wirklich ein solcher rebellischer Geist in dem ganzen Fremdencorps, so ist es die höchste Zeit, daß dagegen energisch eingeschritten wird.“

„Aber bester O'Horan,“ rief Rodriguez, „Sie dürfen, was junges, hitziges Blut sagt und vorsprudelt, nicht so ernst auffassen. Die Leute sind in dem letzten Treffen arg mitgenommen, und haben sich wirklich brav gehalten.“

„Sie haben nur ihre Pflicht gethan,“ sagte O'Horan giftig.

„Und das ist mehr, als der Lugarteniente von sich sagen kann," bemerkte van Leuwen trocken.

„Genug und übergenug — hasta luego, Señores — Señoritas; ich lege mich Ihnen zu Füßen," und damit verließ er hastig und zum äußersten gereizt den Saal.

Rodriguez schüttelte, als er die Thür hinter sich in's Schloß gedrückt, den Kopf. Er sah Ricarda's angstvollen Blick auf van Leuwen geheftet und sagte:

„Mein lieber van Leuwen, ich fürchte, Sie haben sich einen hier in der Stadt sehr einflußreichen und mächtigen Mann höchst unnöthigerweise zum Feind gemacht, und sich selber bei der Sache in Gefahr gebracht. O'Horan geht jedenfalls direct zu Marquez, und dieser — ist zu Allem fähig."

„Nur dazu nicht, mit unseren Regimentern anzubinden," sagte van Leuwen trotzig; „die Erbitterung gegen ihn ist furchtbar, und nur die Liebe zu unserem Kaiser und das ihm gegebene Wort hat uns bis jetzt abgehalten, direct trotz allen Befehlen dieses Schlächters von Tacubaya hinauf nach Queretaro zu marschiren und selber zu sehen, wie es dorten steht."

„Sie erwähnten vorher," sagte San Blas, der indessen kein einziges Wort gesprochen, wohl aber O'Horan wie van Leuwen scharf beobachtet hatte, „des Generals Arellano. Wer will ihn gesehen haben?"

„Mexicanische Officiere, Señor, die ihn genau kennen. — Er ist bemerkt worden, wie er Abends spät in den Convent Santiago trat; selbst die wachthabenden Soldaten, die früher unter ihm gedient, haben ihn erkannt, aber von dem Augenblick an blieb er spurlos verschwunden und wir fürchten jetzt mit Recht, daß er böse Nachrichten oder doch Befehle gebracht, die uns selbst betreffen, ohne daß sich General Marquez bemüssigt sähe sie bekannt zu machen."

„Aber was könnte er dabei haben?"

„Quien sabe," — aber glauben Sie mir, Señor, wir haben volle Ursache, den Mexicanern, wenn es auch Ihre Landsleute sind, nicht mehr zu trauen, denn wir wissen gut genug, daß sie uns hassen und jetzt nur noch unsere Zahl und Macht fürchten. Nicht ungegründet ist der Verdacht, daß uns Marquez absichtlich im Stich gelassen. Wer weiß denn, welchem von seinen Plänen wir im Wege stehen, und was diesen Freund von ihm, den Präfecten von Mexico

betrifft, so circuliren über ihn ebenfalls absonderliche Gerüchte."

„Welcher Art?" frug San Blas rasch.

„Zuerst wird bestimmt behauptet, daß jene ganze Verschwörung in Tlalpam damals, wobei es auf eine Ermordung des Kaisers sollte abgesehen sein, gar nicht existirt hat. Zwölf Personen sind allerdings auf O'Horan's Befehl aufgehängt worden —"

„Aber lieber Freund, das ist ein altes Märchen."

„Aber der Dreizehnte nicht," fuhr van Leuwen fort, „der ebenfalls um die Sache wußte und nach dessen Aussage jetzt O'Horan selber der Vierzehnte gewesen sein sollte. Es handelte sich auch gar nicht um die Ermordung, sondern nur um die Gefangennehmung des Kaisers, die aber verrathen wurde, und damit seine Vertrauten ihn nicht — was sie jedenfalls gethan hätten, verriethen, ließ er sie einfach hängen."

„Und wer ist dieser Dreizehnte?"

„Ein junger Liberaler, der glücklich zu Juarez entkommen ist und gegen Gefangene selber die Aussage gemacht hat. Kommen die Liberalen je nach Mexico herein, so ist O'Horan der Erste,

der erschossen wird, darauf können Sie sich verlassen."

„Weil er treu am Kaiser gehangen?"

„Nein, weil er zwölf Liberale gehangen, die ihm gefährlich zu werden drohten."

„Und der Rache eines solchen Mannes haben Sie sich ausgesetzt?" sagte Ricarda besorgt.

„Haben Sie keine Angst, Señorita," lächelte aber van Leuwen, „gerade solche Burschen sind feig, und er wird es nicht wagen, irgend Etwas gegen Einen von uns Fremden zu unternehmen — selbst Marquez nicht."

„Marquez ist zu Allem fähig," sagte Rodriguez, „er brandschatzt jetzt die Stadt, und uns sind hier wenigstens bedeutende Contributionen auferlegt, aber ebenso den Fremden — alle Läden der Groß- und Kleinhändler stehen ja geschlossen, und kein Mensch ist mehr seines Eigenthums sicher."

Ein dumpfes Murmeln und Geschrei tönte von der Straße herauf, und als Ricarda an ein Fenster eilte, sah sie eine Menschenmenge, die sich schräg gegenüber gegen ein Haus warf, die Läden aufbrach und die Thür einschlug. Es war das der Laden eines der Franzosen, der Lebensmittel und Getränke, besonders Delicatessen,

feinere Weine und Liqueure hielt, und wenige Minuten später stürmte schon die Masse in das Haus hinein, und kam bald mit Beute beladen wieder heraus. — Es war der Beginn einer Reihe solcher Verzweiflungsacte, deren sich das halb ausgehungerte Volk, die Leperos und ähnliches Gesindel mit voller Lust und vom Präfecten unbelästigt hingaben.

Van Leuwen war ebenfalls an das Fenster zu Ricarda getreten. — „Da fängt es an," sagte er, „und wir werden Mühe haben einen Aufruhr zu dämpfen. Das Volk verlangt schon seit gestern die Uebergabe der Stadt an Porfeirio Diaz, aber Marquez weigert sich auf das bestimmteste und darf sich darin auch auf uns Fremde verlassen."

„Sie wollen wieder fort?"

„Ich muß. — Ich will in meine Kaserne gehen. Man kann nicht wissen, was für Befehle gegeben werden."

„Aber Sie können doch keinen Dienst thun?"

„Wenn es sein muß, gewiß — zu Pferd, und mit dem rechten Arm gesund, geht es vortrefflich — der linke ist nicht so weit verletzt, daß ich nicht mit der linken Hand die Zügel halten könnte."

„Sie werden sich tödten," hauchte Ricarda.

„Und würden Sie um mich trauern, Señorita?"

Ricarda antwortete ihm nicht, aber ihr Blick traf ihn, und mit freudig blitzenden Augen rief er aus: — „Jetzt ist Alles gut, Ricarda, und recht von Herzen danke ich Ihnen dafür!"

„Für was, Señor?" sagte San Blas, der hinübergetreten war und seiner Tochter Arm ergriff.

„Für ein freundliches Wort, Señor," sagte der junge Mann bewegt, „und glauben Sie mir, sie sind uns spärlich genug in der letzten Zeit zugetheilt worden. Für wen vergießen wir unser Blut? Für unsern Kaiser, dessen ganzes und einziges Streben es ist, Mexico glücklich zu machen, und wie wird ihm, wird uns dafür gedankt? Nur mißtrauisch betrachtet man überall die Fremden, als ob wir gerade als Eroberer in das Land gekommen wären. Glauben Sie mir — wenn wir Mexico einmal wieder verlassen, werden nur Wenige an das Land mit Liebe und Dankbarkeit zurückdenken." —

Ueber das Pflaster der Straße klapperten die scharfen Hufschläge einer Reiterpatrouille — es waren Khevenhüller-Husaren, die im scharfen

Trab die Calle San Francisco herabkamen und im Nu den Pöbelhaufen zusammentrieben. Der ganze in Angriff genommene Laden war freilich schon so ziemlich ausgeraubt, aber sie verhüteten doch weitere Excesse, und ließen dann einen Theil ihrer Patrouille dort zurück, während der Rest weiter ritt, um die benachbarten Straßen abzufegen.

Van Leuwen hatte sich der Familie empfohlen und stieg langsam die Treppe hinunter — sein, durch einen Streifschuß verwundetes Bein hinderte ihn besonders auf der Treppe. Die Straße lag wie verödet, denn die Leperos hatten sich vor der drohenden Soldatentruppe scheu nach anderen Stadttheilen zurückgezogen. Weit war er aber noch nicht auf seinem Weg zur Kaserne gegangen, als er den Präfecten O'Horan bemerkte, der mit vier Mann zur Begleitung ihm entgegenkam und ihn rasch, schon an der Uniform und dem in der Binde getragenen Arm erkennen mußte. Quer über die Straße schritt er auch direct auf ihn zu, und ihn mit einem triumphirend lächelnden Blick betrachtend, sagte er:

„Señor Capitano — Sie werden sich wohl noch der Worte erinnern, die Sie vor kaum einer halben Stunde äußerten — Sie sind mein Gefangener."

„In wessen Namen?“ rief van Leuwen heftig aus, und seine rechte Hand fuhr rasch und zornig nach dem Korb seines Säbels — im Nu fielen ihm aber die Häscher in den Arm und der Präfect rief höhnisch:

„Wenn es Sie zu wissen interessirt, Señor — im Namen des Kaisers.“

„Das ist eine niederträchtige, infame Lüge!“ schrie der Officier, indem er gewaltsam seinen rechten Arm — wenn auch vergebens, frei zu bekommen suchte — „Schuft, verdammter, dafür sollst Du mir büßen!“

Aber sein Sträuben half ihm Nichts, die Burschen hatten den überdies wundenschwachen Mann zu fest und sicher gepackt, und wenn sich auch die wenigen Menschen, die sich auf der Straße befanden, wunderten, was die Polizei mit einem Officier der deutschen Husaren zu thun haben könne, so dachte doch Niemand daran, sich hinein zu mischen. Es war nun einmal eine wilde, tolle Zeit in der Stadt, Aufruhr an allen Ecken und Enden, und wohin man den Blick wandte, Verrath oder Mißtrauen — wer wußte denn, oder kümmerte sich auch nur darum, was der da verbrochen hatte und was man von ihm wollte.

Da klapperten hinter ihnen die Hufe einer herankommenden Husarenpatrouille, und General O'Horan, gerade mit keinem besonders guten Gewissen und den Husaren auch nicht recht trauend, wollte mit seinem Gefangenen rasch in das nächste Haus treten — aber die Hausthür war verschlossen. Er pochte heftig an, doch Niemand öffnete ihm — die Leute wollten mit den Vorgängen auf der Straße Nichts zu thun haben, und dachten gar nicht daran, sie zu sich herein und in das Innere des Hauses zu lassen.

Die Husaren waren indessen auch schon zu nahe in einem scharfen Trabe herangekommen, denn sie hatten die rothe Uniform eines der Ihrigen erkannt, den sie zu ihrem Erstaunen in den Händen der Civilbehörde sahen. Ueber die Gewaltthätigkeit der Handlung ließ ihnen aber der Gefangene selber schon keinen Zweifel. Ihm war die herantrabende Patrouille ebenfalls nicht entgangen, und wie er sie nur in Rufes Nähe wußte, schrie er ihnen auch schon sein: „Zu Hilfe, Kameraden!" entgegen.

Rittmeister Schindler von den Khevenhüllern commandirte den kleinen Zug, war aber, sein Pferd schon scharf im Zügel und den blanken Säbel überdies in der Faust, mit wenigen Sätzen

bei der Gruppe, die den jungen Officier noch immer gefaßt hielt, und frug hier mit seinem sehr gebrochenen Spanisch, was das bedeuten sollte.

„Schindler," rief ihm van Leuwen in deutscher Sprache zu, „thun Sie mir einmal den Gefallen und hauen Sie dem Schuft, dem Präfecten, eins mit der flachen Klinge um die Ohren, das verstehen die Canaillen am allerschnellsten." Schindler aber, der den Präfecten ebenfalls erkannte, war doch zu vorsichtig, um den bescheidenen Wunsch gleich so ohne Weiteres zu erfüllen. — O'Horan selber antwortete auch sofort:

„Der Herr hier ist mein Gefangener, im Namen des General Marquez, des Stellvertreters des Kaisers. Er hat verrätherische Reden geführt."

„Caracho!" rief der Rittmeister, der die spanische Sprache besser verstand, als er sich darin auszudrücken wußte — „weiter Nichts, und da werft Ihr Euch zu Fünfen auf einen verwundeten Officier? Laßt ihn los, Carachos, oder ich haue Euch mit der Plempe über die Schädel, daß Euch die Haare vom Kopf herunterfliegen."

„Señor!" rief O'Horan fast außer sich vor Wuth. „Ich bin Präfect in Mexico, und wenn

Sie sich unterstehen, in meine Rechte einzugreifen..."

Van Leuwen indessen hatte kaum seinen rechten Arm frei bekommen, als er auch den Säbel aus der Scheide riß.

„Hund von einem feigen nichtswürdigen Mexicaner," schrie er den erschrocken zurückweichenden Präfecten an, „öffne den verrätherischen Mund noch zu einem einzigen Worte, und ich stoße Dir den Säbelkorb in die Zähne — fort oder beim Himmel ich vergesse, daß Du an den Galgen gehörst, und gebe Dir einen ehrlichen Soldatentod."

„Wenn Ihr was von uns wollt," sagte aber auch der Rittmeister finster, „so meldet Euch beim Grafen Khevenhüller und beklagt Euch bei dem. Das wäre noch schöner, wenn wir uns auch noch sollten von der Polizei in den Straßen abfangen lassen. Wir müssen so schon Eure Dienste thun. — Geht und treibt Euer eigenes Gesindel auseinander, da habt Ihr genug Arbeit. — Herr van Leuwen, nehmen Sie ein Pferd von Einem meiner Leute. — Sie sind noch so schwach auf den Beinen."

O'Horan, der dem jungen hitzköpfigen Belgier nicht recht traute, war ein paar Schritte zurückgetreten. Jetzt rief er dem Rittmeister zu:

„Sie haben mir über diese Mißhandlung der öffentlichen Gewalt Rechenschaft zu geben!"

Die Officiere kümmerten sich aber gar nicht um ihn, die Husaren lachten und der kleine Zug verfolgte jetzt langsam seinen Weg nach der Kaserne zu. Von einzelnen Balconen aus aber, auf welche hier und da Damen herausgetreten waren, winkten sie den Husaren, die sich erst wieder vor ganz kurzer Zeit so besonders ausgezeichnet hatten, mit ihren Tüchern zu, und Rittmeister Schindler dankte auf das huldvollste mit seinem Säbel.

Die nächsten Tage verliefen, außer einigen Brodkrawallen, zu denen das arme Volk durch Hunger getrieben wurde, und bei welchem sich hier und da die Polizei selber betheiligte, ziemlich ruhig. Einzelne Gebäude wurden erbrochen, sogar das große Theater, von dem es hieß daß Maisvorräthe darin aufgestapelt seien, obgleich man freilich nur sehr wenig fand.

Aber mehr noch fast als leibliche Noth, die jetzt unter allen Schichten der Bevölkerung fühlbar wurde, quälte die Einwohner von Mexico die Ungewißheit über Alles, was außerhalb vorging und nur in dumpfen, beunruhigenden Gerüchten nach innen seine Bahn fand. — Woher die Nachrichten kamen, man wußte es nicht —

es war, als ob sie in der Luft lägen; aber bald flüsterte man sich von Mund zu Mund zu — Queretaro sei genommen und der Kaiser gefangen. — Andere wieder hatten „von irgend wem" gehört, daß Santa Anna in Vera-Cruz gelandet sei und dann ein neuer Bürgerkrieg vor der Thür stand.

Andere Gerüchte durchliefen aber auch wieder die Stadt, die gerade das Gegentheil behaupteten. Nach diesen sollte der Kaiser Escobedo's Armee vollständig geschlagen haben und im Anrücken auf die Hauptstadt sein — woher sie kamen? — wer wußte es, wer kümmerte sich darum — man glaubt ja so gern, was man wünscht.

Wieder hieß es: das von den Liberalen genommene Puebla habe sich für das Kaiserreich erklärt und die Besatzung vertrieben; dann: die Hälfte des Belagerungsheeres sei abgegangen, um den von Osten und Norden anrückenden Feind zu bekämpfen und sich mit den geschlagenen Truppen zu vereinigen, kurz, es war ein Gewirre von unverfolgbaren Gerüchten, von denen sich bis jetzt noch keins auf irgend eine thatsächliche Weise bestätigte, daß es die Bewohner der eingeschlossenen Hauptstadt fast zur Verzweiflung trieb.

Dabei wurde Mexico aber immer schärfer beschossen und enger eingeschlossen, und fast zu jeder Stunde am Tag flogen die Kugeln in die Stadt hinein und verwundeten und tödteten Einzelne — aber man hatte sich so daran gewöhnt, daß man die Gefahr zuletzt fast gar nicht mehr achtete und viel begieriger geworden war, Neues draußen und aus erster Hand zu hören, als seine Glieder sicher hinter festen Mauern zu wissen.

Die Alameda, der eigentliche Spaziergang der Mexicaner, war allerdings in den ersten Tagen der Belagerung, besonders da auch dort einige Kugeln einschlugen, völlig verödet gelassen und kein Mensch wagte sich dort hinaus — jetzt schwärmte es wieder in den Abendstunden von Besuchern, und selbst Damen scheuten sich nicht, oft unter schwirrenden Kugeln hin, unter den schattigen Bäumen derselben ihre Promenade zu machen, um da und dort Bekannte zu treffen, die ihnen doch vielleicht etwas Bestimmtes mittheilen konnten.

Dahinein brachte der „Diario del Imperio" eine Nachricht, die Allen wieder neuen Muth gab: „Glaubwürdige Personen," hieß es, „welche von Maravatio abgingen, versichern, daß am 13.

Escobedo einen allgemeinen und heftigen Sturm auf Queretaro unternommen, von den Kaiserlichen aber total zurückgeschlagen worden sei und 400 Mann verloren habe. Escobedo's Truppen seien nicht mehr zum Stehen zu bringen gewesen und desertirten in Masse."

Man glaubte es die ersten Stunden und zweifelte dann wieder daran.

Darnach erschien ein kaiserliches Handbillet in demselben officiellen Blatte, welches ankündigte, daß sich Seine Majestät schon auf dem Wege nach Mexico befinde, der große Train aber, wie die den Colonnen massenhaft angeschlossenen Familien von Queretaro die Ankunft verzögerten.

Es war kaum möglich, an diesem Gerücht zu zweifeln, aber trotzdem stiegen wieder Zweifel auf, denn Kaufleute aus Mexico, welche directe Briefe erhielten, berichteten an Obrist Kodolich, daß Queretaro am 15. Mai bestimmt gefallen und der Kaiser ein Gefangener der Liberalen sei — aber es waren nur Geschäftsbriefe, auf die sie sich beriefen — keine bestimmte Ordre, kein Befehl vom Kaiser selber, die Waffen niederzulegen, und die wackeren Oesterreicher konnten auf solche, wenn auch fast zu glaubhafte Berichte die Stadt nicht übergeben. Noch war eine Möglichkeit

vorhanden, daß auch die Kaufleute getäuscht seien, wenn auch die schlimme Nachricht mehr und mehr Glauben in der Hauptstadt fand.

Da plötzlich läuteten eines Tages alle Glocken — Kanonendonner erschallte, so daß die Liberalen draußen glaubten, es sei in der Stadt eine Revolution ausgebrochen, und zu stürmen versuchten. Aber sie wurden in entschiedener Weise zurückgewiesen, denn Jubel herrschte in der ganzen Armee — und weshalb?

General Arellano hatte sich — wie es hieß, der Armee des Kaisers vorausgeschlichen und war verkleidet in die Stadt gekommen. Er brachte die günstigsten Nachrichten. Queretaro mußten die Kaiserlichen allerdings aus Mangel an Lebensmitteln räumen. Escobedo aber sei vollständig geschlagen und siegreich zog das kaiserliche Heer seiner Hauptstadt wieder zu.

An dem Abend war große Illumination in der Stadt und ein prachtvolles Feuerwerk sandte die flammenden Raketen dem sternenhellen Himmel zu. Die Belagerungstruppen draußen vor den Wällen zerbrachen sich den Kopf, was da drinnen so Glückliches passirt sein könne, ja hörten sogar mit der Beschießung der Stadt auf, um erst einmal Näheres zu erfahren.

Marquez ritt von seinem Stab begleitet durch die Stadt, und sein sonngebräuntes finsteres Gesicht, das jetzt noch eine häßliche Schußnarbe entstellte, da er sich erst kürzlich den früher getragenen Vollbart abrasirt, strahlte vor Vergnügen.

Die Mexicaner sind leicht erregt. Obgleich die Leute fast Nichts mehr zu essen hatten, wurden doch überall gleich Bälle und Festivitäten arrangirt. Die Indianer hielten Aufzüge in den Straßen, und man gab sich dem vollen Jubel eines baldigen Sieges hin.

7.
Der Verrath.

Hatte die Garnison wie die Bewohner der Hauptstadt Mexico mit dringender Noth und einiger Ungewißheit zu kämpfen, so war Beides nicht minder in dem eng eingeschlossenen Queretaro der Fall. In Mexico erwartete man stündlich die Ankunft des Kaisers — hier dagegen die des General Marquez, und wie die Regierung dort falsche aber ungünstige Nachrichten verbreiten ließ, um die Soldaten nicht zu entmuthigen und das Volk zu beruhigen, so war das Nämliche auch hier der Fall.

Der Kaiser selber, wie die oberen Generale zweifelten jetzt, nachdem Marquez schon über sechs Wochen ausgeblieben, nicht mehr an seinem, wie an Vidaurri's Verrath, aber trotzdem hielten

sie es geheim, und nicht einmal seinem Leibarzt Doctor Basch theilte der Kaiser seine Ueberzeugung mit, sondern suchte auch ihn guten Muthes zu erhalten.

Bis dahin hatte sich nun der Kaiser noch immer auf das entschiedenste geweigert Queretaro aufzugeben, trotzdem daß ihm selber der größte Theil seiner Generale zuredete sich nach der benachbarten Sierra Gorda durchzuschlagen, wo General Mejia besonders von den Indianern verehrt wurde. Maximilian nannte den Platz selber zuweilen eine „Mausefalle", hielt es aber einestheils nicht mit seiner militärischen Ehre vereinbar, da er das schwere Geschütz in Feindes Hand lassen mußte, und zeigte sich auch um das Schicksal der Stadt selber besorgt, die so treu und aufopfernd zu ihm gehalten. Aber jetzt drängte ihn doch Alles zu einem entscheidenden Schritt, und er fing selber an verbittert gegen ein Volk zu werden, das ihm nur all' seine Treue mit Verrath und Undank lohnte.

Wie hatte Lares und sein Ministerium Wort und Handschlag gegeben, ihn treu und aufrichtig zu unterstützen und ihm nach besten Kräften zu dienen, und was hatten sie gethan? Die Truppen, die er nachgesandt verlangte, schickten sie

nicht ab, wahrscheinlich weil sie wußten, daß sie sich in der Hauptstadt besser und sicherer auf diese fremden Soldaten verlassen konnten, als auf ihre eigenen. — Marquez dann, der Elende, und selbst Vidaurri, den er vor allen Anderen treu gehalten — wie hatten sie ihm gelohnt — nur dadurch, daß sie ihn vollständig im Stiche ließen, um ihre eigenen — vielleicht verrätherischen, jedenfalls selbstsüchtigen Pläne zu verfolgen. — Und durfte er selbst hier in der Festung Allen trauen? Die Generale waren stets uneinig untereinander, besonders Mendez und Miramon, und oft kamen ihm Andeutungen zu, daß Der oder Jener es nicht ehrlich mit ihm meine.

Gegen Miramon besonders hatte er ja noch immer selber von früher her einen, wenn auch durch nichts Directes begründeten, doch auch nicht ganz grundlosen Verdacht, und nur das stets offene Benehmen des „jungen Generals", wie er ihn im Gespräch mit Anderen gewöhnlich nannte, zerstreute immer wieder jedes Mißtrauen, dem er dann und wann doch vielleicht Raum geben wollte. Zu einem vollen Gefühl der Sicherheit kam er indessen nie, und trotzdem konnten die gerade, von denen er sich vollständig überzeugt halten durfte, daß sie es wirklich treu und

ehrlich mit ihm meinten, wie Doctor Basch, Obrist Prinz Salm und sein wackerer indianischer General Mejia, nie einen wirklichen Einfluß bei ihm gewinnen. Sie durften sich im Gegentheil fest davon überzeugt halten, daß, wer nach ihnen zum Kaiser kam und eine bessere Ueberredungsgabe besaß, auch sicher ihre Rathschläge wieder in den Schatten stellte, oder ganz über den Haufen warf.

Wie lange schon hatten ihm diese gerathen, die unglückselige Festung, die wohl ein wichtiger Punkt für das ganze Reich war, zu einer Zeit aber, wo das Reich schon eigentlich gar nicht mehr dem Kaiser gehörte und er sich nur noch im Besitz weniger Städte befand, im Stich zu lassen — Er wollte nicht hören, bis er jetzt endlich doch fühlte, daß er hier Nichts in der Gottes Welt that und thun konnte, als sich selber am Leben zu halten und die Seinigen in nutzlosen Scharmützeln nach und nach zwar langsam, aber sicher aufzureiben. Jetzt endlich entschloß er sich dem immer heftigeren Drängen des alten Mejia und des Prinzen Salm nachzugeben.

In einem Kriegsrath wurde festgestellt, den Feind am nächsten Morgen an zwei bestimmten Punkten anzugreifen und zu beschäftigen und wo möglich dabei zurückzuschlagen. Dann, sobald

man ihn in Verwirrung gebracht, sollte das ganze Heer, nur mit Zurücklassung der schweren Geschützstücke, aufbrechen und direct in die benachbarte Sierra Gorda eindringen, die Mejia's Heimath bildete, und wo er von den dort hausenden zahlreichen Indianerbanden allgeliebt und verehrt war.

Der Ausfall fand statt, und zwar mit so unerwartet günstigem Erfolg, daß die ganze Belagerungs-Armee in Verwirrung gerieth. Castillo und Miramon leiteten den Angriff. Major Pittner mit den Cazadores nahm gleich im ersten Anlauf die erste feindliche Linie und die dortige Batterie — und rollte mit Miramon zur Unterstützung die ganze feindliche Linie auf. Die Liberalen suchten ihr Heil in wilder Flucht, 15 Geschütze, 7 Fahnen und 547 Gefangene mit 21 Officieren fielen den Kaiserlichen in die Hände; dazu Massen von Munition, Waffen, Gepäck und Proviant.

Auch Castillo drang siegreich vor und nahm 6 Geschütze, und die Niederlage des Feindes schien vollkommen.

Anstatt aber nun diesen unerwartet günstig ausgefallenen Schlag zu benutzen und den schon in den kleinsten Theilen vorbereiteten Plan zum

Durchbrechen der feindlichen — jetzt völlig aufgelösten Linien auszuführen, zeigte der Kaiser auf's Neue Lust seine Stellung zu behaupten, denn er konnte das ihm unangenehme Gefühl nicht abschütteln, gewissermaßen vor dem Feind zu fliehen.

„Wahrhaftig, Mejia," sagte er zu dem alten treuen Indianer, der ihn drängte den Moment zu benützen, „mir will es nicht in den Kopf, vor einem Maulthiertreiber das Hasenpanier zu ergreifen, und Escobedo ist ja doch nichts weiter."

„Majestät," sagte Mejia in seiner trockenen und derben Weise, „haben sich schon mehrfach in ähnlicher Art geäußert, aber doch wohl nur den europäischen Begriff von Maulthiertreibern mit herübergebracht. Hier in Mexico und in all' den südlichen Ländern ist ein richtiger Arriero stets ein sehr geachteter Mann, und man kann nur die tüchtigsten Leute dazu gebrauchen. Dabei haben sie genaue Terrainkenntniß, das Wichtigste in Mexico für einen General, und daß es Escobedo auch nicht an Muth fehlt, hat er uns schon ein paar Mal bewiesen. Wir sitzen außerdem hier eingekeilt, während er da draußen fortwährend neue Zuzüge bekommen kann und das

ganze Land zur Verfügung hält. Der Platz wird hier zu warm für uns — doch wozu das Alles noch einmal wiederholen, was schon über und über besprochen und berathen wurde. Nur dessen können Sie versichert sein, ein günstigerer Moment, um den Kopf hier ehrenvoll aus der Schlinge zu ziehen, kommt nicht wieder."

„Aber mein guter Mejia," sagte der Kaiser, „es hat sich ja doch heute deutlich gezeigt, daß uns der Feind, wenn wir nicht bleiben wollen, gar nicht halten kann. Er verfügt über größere Truppenmassen, ja, aber sie sind vertheilt, und wo wir jetzt mit ihm zusammentrafen, haben wir ihn doch vor uns her gejagt."

Mejia zuckte einfach mit den Achseln. Er war kein großer Redner, und wozu noch einmal wiederholen, was er schon Alles gesagt hatte.

Vergebens bemühte sich auch jetzt Prinz Salm den Kaiser zu überreden, ohne weiteres Zögern den Zug in die Sierra Gorda anzutreten. Der siegesgewisse Miramon, der selber keinen Moment an dem Erfolg zweifelte, wo sie heute einen so glänzenden Sieg errungen, bestärkte den Kaiser nur in seinem Vertrauen und überredete ihn leicht, seinen Abmarsch noch zu verzögern — glaubte er doch selber, daß er das mit

diesen wackeren Truppen zu jeder Stunde, und wann er es für gut finden sollte, ermöglichen würde.

Dadurch versäumte man die Zeit. — Der Sieg sollte verfolgt und noch ein neuer Angriff unternommen werden, aber dem Feinde waren lange Stunden gelassen, um von Escobedo's Hauptquartier mächtige Verstärkungen herbei zu ziehen, und Miramon's neue Angriffs-Colonnen wurden jetzt zurückgeworfen.

Der Kaiser war selber an der Spitze seines Heeres — er wollte nicht weichen — in einem wahren Kugelregen feuerte er selber die Truppen an -- umsonst — sie waren nicht zu halten, und der Letzte von den Seinigen, nur von dem Prinzen Salm und Miramon begleitet, ritt er im Schritt in die Stadt zurück.

Allerdings glaubte der Feind jetzt vielleicht den günstigen Moment erfaßt zu haben, um die Stadt gleich selber mit zu nehmen, mußte seinen Uebermuth aber schwer büßen. Er wurde mit furchtbaren Verlusten zurückgeworfen und besetzte nun wieder die Höhen, welche die Kaiserlichen heute Morgen erst genommen.

Diesem Hauptausfall folgten noch einige kleinere, meist mit Erfolg gekrönte, aber die Si-

tuation blieb deshalb dieselbe — nur mehr Verwundete bekam man, nur enger schloß der Feind, der immer mehr Zuzug erhielt, die Stadt ein.

Der Kaiser war in dieser Zeit sehr niedergedrückt — die Stadt wurde unaufhörlich beschossen, und Granaten platzten überall in den Straßen. Er achtete es nicht — es war oft als ob er den Tod förmlich suche, so wanderte er ruhig und stundenlang an den gefährdetsten Stellen umher, aber er war wie gefeit, und wenn um ihn in unmittelbarer Nähe selbst Granaten platzten, berührte ihn doch nie auch nur ein Splitter.

Dieser Zustand wurde aber auf die Länge der Zeit unerträglich — die Lebensmittel hatten in der Stadt in einem Grade abgenommen, der das Schlimmste befürchten ließ. Man beschloß endlich in einem wieder gehaltenen Kriegsrath in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai mit dem ganzen Rest der kleinen Armee durchzubrechen und die Sierra zu gewinnen.

Diesmal aber war es Mejia — der um einen Aufschub, und zwar nur von 24 Stunden bat. Man beabsichtigte während des Abzuges eine Anzahl von Indianern zu bewaffnen, die indeß die Wälle besetzen und den Feind glauben machen

sollten, daß das eigentliche Heer noch in Queretaro stehe. — Mejia wünschte noch mehr Gewehre herbeizuschaffen — es kam ja nicht auf 24 Stunden an.

An dem nämlichen Abend ließ sich Obrist Lopez bei dem Kaiser, bei dem sich gerade Prinz Salm befand, melden und bat um nur wenige Minuten Gehör.

Der Kaiser hatte den Obristen gern — Lopez besaß, bei einer hübschen persönlichen Erscheinung, etwas Gewinnendes und selbst Elegantes in seinem ganzen Wesen, das nicht ohne Einfluß auf Maximilian geblieben war. Wußte er doch auch dabei, daß gerade Lopez ihm vor allen Anderen in vielen Stücken zu großem Dank verpflichtet war, und hielt sich von seiner Treue desto fester überzeugt.

Der Kaiser hatte ein kleines Wachtelhündchen, das er gewöhnlich Baby nannte, und das mit großer Treue an ihm hing.

Es war auch mit allen Menschen freundlich und biß nie, konnte aber sonderbarerweise gerade Lopez nicht leiden und knurrte jedesmal, sobald er in seine Nähe kam. Heute, wie er nur die Stube betrat, und ehe der Obrist ein Wort sagen konnte, fuhr Baby wüthend von sei-

nem Lager auf und gegen den Officier an, und bellte und schien so außer sich, daß es der Kaiser kaum beruhigen konnte.

„Aber was Tausend, Baby — was hast Du nur heute," sagte Maximilian, indem er es selber aufnahm und leicht klopfte — „was fällt Dir denn ein? Kehren Sie sich nicht daran, Lopez — wer weiß denn, was dem kleinen ungezogenen Ding durch den Kopf gefahren ist — was führt Sie zu mir?"

„Eine Bitte, Majestät!" sagte der Obrist, der sichtlich durch den Zorn des kleinen Thieres in Verlegenheit gerathen war, „ich wollte Majestät ersuchen, daß Obristlieutenant Jablonsky von der Cavallerie mit seinen Leuten eine Linie der Cruz am Pantheon besetzen dürfe. Die Infanterie ist überdies so enorm mit Wachen überladen, und die Cavallerie im Gegentheil geschont worden, daß man ihr wohl eine Erleichterung gönnen kann."

„Gern, gern," sagte der Kaiser freundlich — „ich bin Ihnen sogar dankbar dafür, lieber Obrist. Sonst steht Alles gut? Keine Neuigkeiten?"

Des Obristen Augen blitzten für einen Moment auf — aber es war auch in der That

nur ein Moment, und mit ruhiger Stimme erwiederte er:

„Nicht, daß ich wüßte, Majestät —, das Neueste, was wir haben, sind die Granaten, die uns der Feind so freigebig in die Stadt schüttet."

Der Kaiser winkte wehmüthig lächelnd mit der Hand. „Wir werden ihm die Mühe bald ersparen, lieber Obrist — also richten Sie es so ein, wie Sie es für gut finden. — Daß mir die Leute aber wachsam sind!"

„Majestät können sich fest auf sie verlassen."

„Merkwürdig," sagte der Kaiser zu Prinz Salm, als Lopez das Zimmer verlassen hatte, „daß mein kleiner Baby den Obristen nicht leiden mag. Wenn ich abergläubisch wäre, würde ich das Gefühl theilen."

„Es ist sonderbar," sagte der Prinz, „aber Hunde haben manchmal einen richtigen Instinct. Uebrigens halte ich den Obristen selber für ehrlich. Wenn er es nicht wäre, Majestät, welchem Mexicaner sollten Sie nachher noch trauen?"

Der Kaiser seufzte, aber er erwiederte nichts weiter, und als auch Doctor Basch das Zimmer betrat, nahm das Gespräch bald eine andere Wendung.

Obrist Lopez indessen ging in die Stadt hinab, aber in düsterem unheilvollen Sinnen. Die Arme verschränkt, den Kopf gesenkt, das fast glühende Auge auf den Boden geheftet, schritt er in sein Grübeln vergraben vorwärts und achtete nicht auf das, was um ihn her vorging.

„Hallo, Lopez — so in Gedanken?" — rief ihn da plötzlich eine Stimme an — Obrist Guzmann, der dicht an ihm vorüberging, ohne daß er ihn bemerkt hätte — „ist Etwas vorgefallen?"

„Vorgefallen?" sagte Lopez, rasch und fast erschreckt den Kopf hebend — „nein — nicht, daß ich wüßte — wenigstens nicht hier im Lager."

„Sie kennen die Nachrichten von Europa, die heute eingetroffen sind?"

„Von der Kaiserin?" rief Obrist Lopez heftig, und seine ganze Gestalt bebte — „wohl kenne ich sie — aber ihr ist wohl. Sie hatte keine Freude und kein Glück im Leben — mag sie Frieden im Tode finden — aber wer brachte die Nachricht?"

„Ein Deserteur — Escobedo soll eine Depesche erhalten haben."

„Arme Frau," sagte Lopez düster — „sie

opferte sich für Mexico, während dieser Schatten-kaiser sich zu einem Bandenführer herabwürdigte."

„Lopez?" rief Obrist Guzmann erschreckt — „was fällt Euch ein — hat der Kaiser nicht wie ein tapferer Soldat sein Recht vertheidigt?"

„Ja," sagte Lopez, dem die Worte vielleicht nur in der Uebereilung entschlüpft waren — „das hat er allerdings — er ist tapfer."

„Und theilt alle Entbehrungen seines Heeres willig?"

„Auch das thut er —"

„Und ist ein besserer Mexicaner als Juarez und Ortega zusammen."

„Möglich," sagte Lopez finster — „aber er war ein schlechter Gatte —"

„Ein schlechter Gatte? Was fällt Euch ein? Die Kaiserin hing mit unendlicher Liebe an ihm."

„Aber er war kalt und unfreundlich gegen sie."

„Thorheit — wer hat Euch das Märchen aufgebunden? Außer sich war er, als er von ihrer Krankheit hörte, und man verheimlicht ihm ja auch deshalb nur ihren jetzt erfolgten Tod."

„Ich weiß es," sagte Lopez düster — „es — es mag sein, daß ich mich irre. Seine Umgebung sprach nur davon."

„Seine Hausdiener? — eine schöne Bande, die er sich da mitgebracht hat. Sie stehlen wie die Raben. Als ich in Cuernavaca einmal bei ihm war, hatte er nicht einmal Butter in der Hofhaltung, und als er in das Dorf schickte, wollten sie ihm ohne Geld keine schicken. Sein Verwalter, oder was der Kerl war, hatte wochenlang die Butter gekauft, nicht bezahlt und dann für baar Geld wieder verkauft, also doppelt gestohlen, und die kaiserliche Hofhaltung bekam Nichts. Das sind auch die Halunken, die, wenn das Kaiserthum einmal zusammenbricht, mit gefüllten Geldbeuteln und Koffern nach Hause zurückkehren und dann noch womöglich eine Pension für die „treuen Dienste" verlangen, die sie geleistet. — Hol' sie der Teufel!"

Lopez erwiederte Nichts darauf; er war still und in sich gekehrt, und als er bald darauf Jablonsky begegnete, nahm er dessen Arm und schritt mit ihm die Straße hinab.

* * *

Der Ausfall war auf die nächste Nacht verschoben worden, aber schon in dieser sollte Alles gerüstet bleiben, und der Kaiser hatte sogar befohlen, daß die Leib-Escorte und die Husaren

ihre Thiere gesattelt ließen. Sie konnten sich nachher über Tag ausruhen und reichlich Futter bekommen.

Die Vorbereitungen waren vollständig getroffen, Alles reise- und marschfertig, und das kleine Gepäck lag schon bereit, um im letzten Moment auf Pferden und Maulthieren mitgenommen zu werden.

Doctor Basch war noch spät beim Kaiser.

„Ich bin sehr erfreut," sagte er ihm, „daß es endlich einmal zum Schluß kommt. Ich habe auch die beste Hoffnung. Theilweise baue ich auch auf mein stetes gutes Glück, das mich bis jetzt noch nicht verlassen hat, und — halten Sie es für ein Vorurtheil oder nicht — aber morgen ist der Namenstag meiner Mutter, und ich glaube, der wird mir Glück bringen."

Eilf Uhr Nachts war es, als Lopez, völlig angekleidet, in seinem kleinen Gemach mit raschen, hastigen Schritten auf und ab ging — sein Säbel wie seine Revolver lagen auf dem Tisch und neben ihnen ein Geldgurt mit Silber gefüllt, das er aus der Reisekasse des Kaisers bekommen hatte, um es für diesen zu sichern.

Da klopfte es leise an die Thür, und auf sein heftiges entra öffnete Jablonsky dieselbe.

„Caracho!“ sagte dieser leise, indem er sich scheu im Zimmer umsah — „was ist nun im Wind? — der Kaiser schickt und verlangt nach Euch.“

Lopez wurde todtenbleich — endlich stammelte er: „Zu dieser Stunde der Nacht?“

„Seine Majestät haben oft wunderliche Ideen,“ sagte der Bursche, „aber diesmal begreife ich selber nicht was es sein kann. Der Teufel wird doch nicht etwa sein Spiel gehabt haben?“

„Wer ist draußen?“

„Mein eigener Schwager Pedro, der heute bei ihm die Wache hat, aber er behauptet, auch nichts weiter zu wissen, als daß ihn der Kaiser abgeschickt habe, Euch zu rufen.“

Lopez blieb secundenlang, den Blick auf den Gefährten geheftet, im Zimmer stehen — endlich sagte er mit finsterer Entschlossenheit in den strengen Zügen, indem er seinen Degen umschnallte und seine Revolver in seine Uniform hineinschob:

„Was kommen soll, kommt doch — vielleicht nur etwas früher — ich gehe.“

„Und wenn sie Euch zurückbehalten — was wird nachher?“

„Unsinn — es ist nicht möglich, daß sie auch

nur eine Ahnung haben — aber führe mein Pferd unten an die Thür und halte es dort bereit."

„Und ich bleibe dann in der Falle sitzen."

„Du kannst das Deinige auch mitbringen. Vorwärts — wir dürfen ihn nicht lange warten lassen. Er ist außerdem immer mißtrauisch —"

„Und hat doch so wenig Grund dazu," lachte Jablonsky — „aber vamonos compañero. In einer Viertelstunde wissen wir woran wir sind — was wird mit dem Gelde da?"

Lopez zögerte — Einen Moment war es, als ob er es dem Freunde übergeben wollte, aber ob er auch diesem nicht traute, er schnallte es selber um, und rasch schritt er dann hinaus, um dem Befehl des Kaisers nachzukommen. — Seine Befürchtungen aber, welche er auch gehabt haben mochte, zerstreuten sofort die freundlichen Worte, mit denen ihn sein kaiserlicher Herr begrüßte.

„Ich konnte mir doch denken, lieber Lopez," sagte er, „daß Sie noch nicht schliefen, und — wollte Ihnen gern noch eine kleine Freude bereiten, denn morgen in dem Wirrwarr werden wir an Anderes zu denken haben. Hier," fügte er hinzu, indem er von seinem Tisch eine der

Bronce-Tapferkeitsmedaillen nahm und sie dem bestürzt vor ihm stehenden Officier an die Brust heftete — „nehmen Sie dies Ehrenzeichen, das ich Ihnen schon längere Zeit zugedacht. — Eigentlich hat sie jeder Einzelne meiner wackeren Soldaten verdient, aber ich kann ja nicht Alle decoriren."

„Majestät sind so gnädig," stammelte Lopez auf's tiefste beschämt.

„Aber eine Bitte habe ich dafür an Sie, und ich verlasse mich fest darauf, daß Sie dieselbe erfüllen — eine ernste Bitte, Lopez!"

„Bedarf es da noch einer Versicherung, Majestät?"

„Gut," sagte der Kaiser, als er vor ihm stand, ihm die rechte Hand auf die Schulter legte und ihm still in's Auge sah. — „So hören Sie, Lopez. Ich — möchte den Feinden nicht gern lebendig in die Hände fallen — versprechen Sie mir, daß, wenn ich beim Durchbrechen durch die Armee vielleicht verwundet würde und in Gefahr wäre gefangen zu werden — Sie — mit einer mitleidigen Kugel mein Leben enden wollen — nur nicht Gefangener werden — versprechen Sie mir das!"

„Majestät," rief Lopez jetzt wirklich bestürzt

— „aber was könnte Ihnen, selbst als Gefangener, geschehen?"

„Nur nicht gefangen, Lopez!" rief Maximilian in unverkennbarer Aufregung — „nur nicht gefangen. Geben Sie mir Ihr Wort als Ehrenmann, daß Sie mich lieber tödten wollen."*)

Lopez zögerte noch immer, in die dargereichte Hand einzuschlagen.

„Und wenn ich Sie nun darum bitte," sagte der Kaiser, „ich hätte ja noch andere Freunde, aber ich fürchte wohl mit Recht, daß sie Vorurtheil oder Weichherzigkeit davon abhielte. Schlagen Sie ein, Lopez."

„Gut denn, Majestät," sagte der Obrist, indem er seine Hand in die des Kaisers legte, mit entschlossener Stimme, und sein Auge blitzte dabei in unheimlicher Gluth. — „Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Verlassen Sie sich auf mich."

„Ich danke Ihnen — ich wußte es," nickte der Kaiser befriedigt, indem er die Hand zurückzog — „und nun, mein lieber Lopez, legen Sie sich noch ein paar Stunden schlafen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Sie mich sehr

---

*) Nach des Kaisers eigener Aussage.

beruhigt haben. Ich gehe Allem, was jetzt kommen mag, mit fester Zuversicht entgegen."

Der Kaiser schritt noch lange in seinem Zimmer auf und ab. In seinem Vorzimmer hatte von zehn Uhr Abends an ein Mexicaner, aber ein treuer Bursche, der an dem Kaiser von ganzem Herzen hing, die Wache. Um ein Uhr hatte sich Maximilian niedergelegt, aber um halb drei Uhr schon mußte Pedro den Doctor Basch wecken, da er einen heftigen Kolikanfall bekommen, der sich aber nach etwa einer Stunde gab.

Es mochte halb Fünf sein, als die Thür leise geöffnet wurde, und Pedro, der sich dahin wandte, erkannte zu seinem Erstaunen seinen Schwager Jablonsky, der mit leisem Schritt in das Zimmer schlich.

„Schläft der Kaiser?" frug er flüsternd.

„Ja," nickte Pedro — „was willst Du, Antonio?"

Jablonsky sah sich scheu um. „Dem Kaiser eine Mittheilung machen," flüsterte er zurück.

„Jetzt?" sagte Pedro kopfschüttelnd — „der Kaiser ist eben erst eingeschlafen — er war krank. Du kannst jetzt nicht zu ihm — komm morgen wieder."

„Ich kann nicht — es ist wichtig," sagte aber

der Obristlieutenant, und seine dunkeln Augen blitzten dabei im Zimmer umher, ohne denen Pedro's zu begegnen — „nur wenige Worte sind es — dann — mag er schlafen."

„Höre, mein Bursche," sagte der ältere Mexicaner, der ihn indessen aufmerksam und auch mißtrauisch betrachtet hatte — „was hast Du denn eigentlich? — Du kommst mir so sonderbar vor!"

„Ich? — Nichts — was soll ich haben — aber laß mich hinein, Pedro," flüsterte er ihm zu — „es soll Dein Schaden nicht sein — ich muß den Kaiser sprechen, der Feind ist in der Stadt und doch Alles verloren."

„Der Feind!" rief Pedro entsetzt.

„Pst — nicht so laut — wir dürfen ihn nicht erschrecken," meinte Jablonsky, „ich komme gleich zurück."

„Halt, Compañero," sagte da Pedro, indem er seinen Arm ergriff — „ist der Feind wirklich in der Stadt, so muß der Kaiser allerdings geweckt werden und Du magst ihm Deine Nachricht bringen, aber" — setzte er drohend hinzu, indem er einen Revolver von dem nächsten Tische nahm, „hüte Dich, amigo — mit Dir ist nicht Alles richtig!"

„Aber Pedro!" rief Jablonsky bestürzt —

„sei vernünftig — es ist doch Alles vorbei — Du sollst —“

„Wird dem Kaiser da drinnen ein Haar gekrümmt — und die Thür bleibt offen — so schieße ich Dich über den Haufen wie einen tollen Hund.“

„Aber Pedro, bist Du wahnsinnig?“ flüsterte Jablonsky zurück.

„Vollkommen bei Verstand, amigo,“ nickte der Bursche — „geh und mache Deine Meldung rasch, aber hier an der Thür halte ich Wache — lebendig verläßt Du das Zimmer nicht wieder, wenn Du böse Absichten hast, und sagst Du noch ein Wort, so rufe ich die Wache — vorwärts, wenn Du einen Auftrag hast.“

Jablonsky biß die Zähne zusammen, aber er kannte den starrköpfigen Burschen gut genug — zögerte er, so wurde dessen Mißtrauen überhaupt nur noch gerechtfertigter, und mit einem halblaut gemurmelten Caracho betrat er das Schlafzimmer des Kaisers. Wohl warf er noch einmal den Blick zurück, aber in der Thür stand Pedro, mit dem Revolver in der Hand, und den Arm des Schlafenden jetzt ergreifend und schüttelnd, rief er mit lauter Stimme:

„Majestät — stehen Sie auf! Der Feind ist in der Cruz!“

„Der Feind?“ rief der Kaiser, der halb angekleidet auf seinem Bette lag, indem er rasch emporfuhr — „in der Cruz?“

„Wir sind verrathen — fort, so schnell Sie können — ich will die Uebrigen alarmiren“ — und hinaus stürzte er, indeß Pedro selber über die furchtbare Nachricht entsetzt stand — und doch herrschte eine durch Nichts unterbrochene Stille in dem weiten Gebäude.

Unmittelbar nachher wurden Doctor Basch und dann Prinz Salm, aber diese durch den Obristen Lopez alarmirt, der verstört zu ihnen in das Zimmer drang und sie beschwor, den Kaiser zu retten, — und ringsumher diese fabelhafte Ruhe — kein Posten auf seinem Platze, der Markt selbst war menschenleer und öde, und kein Soldat zu sehen.

Prinz Salm und Doctor Basch eilten zum Kaiser — sie fanden ihn schon vollkommen angekleidet, den Säbel umgeschnallt, in jeder Hand einen Revolver, aber so ruhig, als ob es einen Spaziergang gelte.

„Salm, wir sind verrathen!“ rief er dem Prinzen zu — „lassen Sie Husaren und Leib-Escorte ausrücken. — Wir wollen nach dem Cerro

und sehen, wie wir die Sache in Ordnung bringen. Ich werde gleich folgen."

Der Prinz erfüllte die Aufträge — als er zurück eilte, traf er den Kaiser, aber schon traten ihm feindliche Soldaten entgegen, die Maximilian aufhalten wollten. Obrist Don José Rincon Gallardo commandirte die Truppe. Er erkannte auch jedenfalls im Augenblick den Kaiser, wandte sich aber an seine Soldaten und sagte: „Que pasen — son paysanos" (können passiren, sind Landsleute (Freunde).

Die Soldaten traten zur Seite — der Kaiser mit seiner Begleitung schritt vorüber, und als der Prinz den Kaiser fragend ansah, sagte dieser lächelnd:

„Sehen Sie, es schadet niemals, wenn man Gutes thut. Man findet zwar unter Zwanzigen neunzehn Undankbare, aber doch hier und da einen Dankbaren. Das hat sich soeben bewährt. Die Mutter des feindlichen Officiers, der uns passiren ließ, war sehr häufig bei der Kaiserin, die ihr viele Wohlthaten erwiesen hat. — Thun Sie Gutes, Salm, wenn immer Sie können." *)

Der Kaiser zog sich jetzt mit seinen Beglei-

*) Prinz Salm's „Querétaro".

tern nach dem Cerro de las Campanas hinüber, ohne daß er von feindlichen Truppen aufgehalten worden wäre — als Lopez, beritten und bewaffnet, hinter ihm hergesprengt kam und in ihn drang, sich in das Haus des Banquiers Rubio zu flüchten; allein der Kaiser, der noch immer keine Ahnung von dem schändlichen Verrath dieses Buben hatte — sagte entschlossen: „Nein — ich verstecke mich nicht!“ — ja er wollte nicht einmal seinen ihm wahrscheinlich von Lopez gebrachten Schecken besteigen, weil seine Begleiter dann hätten gehen müssen.

Auf dem Cerro de las Campanas stellte sich der kleine Trupp endlich, um den sich ein Bruchtheil der Armee gesammelt hatte — waren doch die mexicanischen Truppen, nach Art dieser Kriegführung, schon fast sämmtlich zu den Feinden übergegangen. Was sollten sie sich für eine verlorene Sache todtschießen lassen, und militärisches Ehrgefühl war ein Wort, das sie nicht einmal dem Namen nach kannten.

Indessen hatte General Miramon versucht, Truppen zu sammeln und Widerstand zu leisten, um eine der Straßenecken bog aber feindliche Cavallerie, und der Officier, seinen Revolver auf den General abdrückend, verwundete ihn im

Gesicht, daß er zu Boden stürzte. Man trug ihn allerdings in das Haus des ihm befreundeten Doctor Licea, der ihn aber natürlich augenblicklich an die Liberalen verrieth. Er konnte sich doch nicht selber in Ungelegenheit bringen, eines Freundes wegen!

Die Feinde rückten jetzt gegen den Cerro vor und begannen ihn zu beschießen. — Der Prinz stand neben dem Kaiser.

„Jetzt, Salm, eine glückliche Kugel!" flüsterte ihm dieser zu — aber sie kam nicht. — Er wandte sich an Mejia und frug ihn, ob es möglich sei, sich durchzuschlagen. — Zu spät — der Platz war von Feinden umzingelt, ein Durchhauen zur Unmöglichkeit geworden — selbst Widerstand wäre hier Wahnsinn gewesen. Die weiße Flagge mußte aufgezogen werden, und der Kaiser Maximilian war Gefangener in den Händen seiner Feinde.

In Mexico.

Charakterbild aus den Jahren 1864—1867

von

Friedrich Gerstäcker.

Vierter Band.

(Zweiter Theil.)

Jena,

Hermann Costenoble.

1871.

8.

General Marquez.

In der Hauptstadt Mexico blieb in den nächsten Tagen anscheinend Alles beim Alten, wenn auch der Kaufmannsstand, durch Privatbriefe unterrichtet, keinen Augenblick mehr an der Einnahme Queretaros und der Gefangenschaft des Kaisers zweifelte. Die Einnahme der Festung bestritt die Regierung nicht, aber dagegen erklärte das „Diario del Imperio" auf das bestimmteste und brachte immer neue, angeblich authentische Berichte, daß der Kaiser mit seiner ganzen Armee Queretaro geräumt habe und sich auf dem Marsch nach Mexico — ja endlich schon ganz in der Nähe befinde.

Bei den deutschen Obristen war indessen eine Dame, die Prinzeß Salm, die Gemahlin des in

Queretaro befindlichen Prinzen Salm, außerordentlich thätig gewesen, um sie zur Uebergabe zu bewegen und zu dem Zweck zwischen Mexico und dem Hauptquartier des Porfeirio Diaz fortwährend, bald zu Pferd, bald zu Fuß hin und her gewechselt. Sie hatte genaue Nachrichten von Queretaro und fürchtete natürlich für das Leben ihres Gatten, wie das des Kaisers, wenn hier längerer Widerstand geleistet würde. Die deutschen Obristen Kodolich und Graf Khevenhüller lehnten aber natürlich ein derartiges Ansinnen auf das entschiedenste ab, bis sie nicht erst die volle Gewißheit hätten, daß der Kaiser wirklich gefangen sei; wonach die Sache dann allerdings verloren und weiteres Blutvergießen nutzlos und selbst verbrecherisch gewesen wäre.

General Diaz bekam das ewige Drängen ohne Erfolg aber auch satt, er mißtraute der Señora außerdem, die fortwährend mit seinen Officieren, bei denen er Bestechung fürchtete, verkehrte. Er verweigerte jede Unterhandlung weiter mit ihr und ertheilte ihr nur widerstrebend, und auf die Bitten einflußreicher Leute hin, die Erlaubniß, nach Queretaro zu gehen und sich dort von dem Stand der Dinge zu überzeugen.

Dies war die Situation, als am 28. Mai in

der Hauptstadt die Nachricht zur öffentlichen Kenntniß gelangte, daß eine telegraphische Depesche des Kaisers aus Queretaro eingetroffen sei, worin der preußische Gesandte, Baron Magnus, aufgefordert wurde, sich in Begleitung der Advocaten Riva Palacio (Vater des Juaristischen Generals) und Martinez de la Torre — Beide bekannte Liberale — zum Kaiser nach Queretaro zu begeben, da er in den nächsten Tagen vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Gleichzeitig eintreffende Privatbriefe bestätigten Alles; Marquez aber, den man mit Recht beschuldigte, an ihn gerichtete, eigenhändige Privatbriefe des Kaisers unterschlagen zu haben — erklärte das Telegramm an Baron Magnus für gefälscht und legte der Abreise der Advocaten wie Diplomaten mehrere Tage Hindernisse in den Weg, bis es die fremden Gesandten endlich doch durchsetzten und der preußische, belgische, österreichische und später auch der italienische Gesandte am 1. und 2. Juni die Hauptstadt verließen. — Eulalio Ortega, ebenfalls ein tüchtiger und gleich so der liberalen Partei getreuer Advocat, schloß sich ihnen an.

Die Noth in der Stadt nahm indessen mehr und mehr überhand, das Volk rottete sich zu=

sammen, und der Präfect General O'Horan stellte sich verschiedene Male selber an die Spitze solcher Raubbanden, und erbrach Läden und Häuser, wo man aufgespeicherte Lebensmittel vermuthen durfte. — Dabei wurde die Stadt auf das hartnäckigste von außen her beschossen, und viele unglückliche Menschen ereilte eine Kugel mitten in der Straße. — Was kümmerte das aber Marquez — er verkehrte außer mit O'Horan fast mit Niemandem, und hielt sich abgeschlossen von Allen, allein über seinen dunkeln, verrätherischen Plänen brütend.

Padre Fischer spielte indessen in Mexico eine sehr unglückliche Rolle, denn wie gern und häufig die Conservativen wie Klerikalen noch in Orizaba seinen Rath gesucht und seine Hilfe erbeten hatten, so schienen sie Beides jetzt vollkommen entbehren zu können, denn — man brauchte ihn nicht mehr. Der Kaiser war so ziemlich aufgegeben worden — in gut unterrichteten Kreisen wußte man schon genau, wie es mit ihm stand und daß von daher keine Hilfe mehr kommen konnte — wozu also sollte der ebenfalls bei Seite gesetzte Padre dienen — er konnte nur noch lästig werden.

Allerdings hatte ihn der Kaiser in Mexico

gewissermaßen als Aufsicht für das Ministerium zurückgelassen, mit dem Auftrag, genauen Bericht über dessen Thätigkeit zu geben. Man ließ ihn aber schon unter Lares gar nicht mehr zu den Berathungen, und das jetzige, von Marquez eingesetzte, Ministerium hatte überhaupt keine Verpflichtungen gegen ihn — oder wenn doch, so setzte es sich über dieselben hinweg.

Padre Fischer mochte aber schon selber ahnen, wie die Sache stand, und versuchte sein Heil bei dem Erzbischof — freilich mit nicht besserem Erfolg. Der stolze Priester kannte den einfachen Padre nicht mehr, dem er sich früher, als er ihn nothwendig gebraucht, so huldvoll gezeigt, und überall abgewiesen und zurückgesetzt, warf sich Fischer jetzt mit desto größerem Eifer auf die Wissenschaften, und schleppte aus der National-Bibliothek eine Menge Bände in seine Wohnung, die er auch mit bestem Erfolg für sich selber*) studirte.

Erzbischof Labastida hatte einen geheimen Courier von Vera-Cruz bekommen und augen-

*) Padre Fischer hat erst ganz kürzlich eine äußerst werthvolle mexicanische Bibliothek hier in Europa durch Auction auf den Markt gebracht und eine sehr bedeutende Summe dafür gelöst.

blicklich nach Marquez geschickt und ihn zu sich bitten lassen. So eifrig dieser nämlich früher mit ihm unterhandelte, so fast entschieden zog er sich von dem Klerus zurück, als er endlich merkte, daß auch dieser nur Versprechungen für ihn hatte, und immer auf das hartnäckigste verlangte, er, Marquez, müsse erst Garantien geben, daß er es wirklich ehrlich mit der Kirche meine. — Das aber sollte er dadurch bethätigen, daß er ohne Weiteres und rechtskräftig als Stellvertreter des nun doch einmal beseitigten Kaisers die leyes de reforma aufhob und ein Concordat mit dem Klerus abschloß.

Die Zumuthung an sich war schon Wahnsinn, aber was kümmerte sich der ehrgeizige und habgierige Priester um irgend welche Partei, so lange er die seinige — und sei es nur vor der Hand durch ein todtes Gesetz — wieder an die Spitze brachte. Marquez hatte sich auch direct geweigert und mit Recht betont, daß er dazu keine Vollmacht besitze — er fühlte ja selber recht gut, daß er keinen genügenden Anhang im Land habe, um einen derartigen Schritt, der ihm selber noch dazu nicht den geringsten Nutzen brachte, zu wagen. Der Verkehr zwischen ihm und dem Erzbischof war deshalb fast vollständig abgebro=

chen, und etwas Wichtiges mußte es sein, das diesen heute veranlaßte, seine Gegenwart und eine Unterredung zu verlangen. Er folgte denn auch der Aufforderung, und fand den Kirchenfürsten in seinem Gemach mit einem untergeordneten Geistlichen, Padre Zaloga, allein und ihn erwartend.

Als er es betrat, kam ihm Labastida mit gewinnender Freundlichkeit entgegen und sagte, ihm die Hand reichend und herzlich schüttelnd:

„Aber amigo mio — Sie machen sich ja so selten, daß man Sie wirklich halb mit Gewalt citiren muß, um Ihrer nur einmal auf ein Viertelstündchen habhaft zu werden.“

„Monseñor,“ erwiederte Marquez trocken und zurückhaltend, denn er kannte den Priester zu gut, um nicht zu wissen, daß *diese* Aufnahme, nach Allem, was bisher zwischen ihnen vorgefallen, einen ganz besondern Grund haben müsse. Er war deshalb auf seiner Huth. — „Sie wissen gewiß recht gut, wie es uns in der Stadt geht, und daß ein Oberbefehlshaber in einer so lange schon und so eng eingeschlossenen Stadt gerade nicht auf Rosen gebettet ist. Wir haben für unsere Soldaten sehr wenig Nahrung und für

unsere Pferde fast gar keine mehr, und lange halten wir es jetzt nicht mehr aus."

„Sie haben Recht, lieber Freund," nickte der Erzbischof, plötzlich ernst werdend, „und es ist sogar die höchste Zeit, daß ein entscheidender Schlag geführt wird; denn sobald die fremden Truppen die Bestätigung bekommen, daß der Kaiser wirklich gefangen ist, so dürfen wir nicht mehr auf sie rechnen."

„Ein entscheidender Schlag?" lachte Marquez bitter — „und womit? Die Pferde selber sind so matt, daß sie kaum noch ihre Reiter tragen können, und wenn wir uns hinauswürfen — wohin?"

Der Erzbischof faßte ihn am Arm, bog sich zu ihm hinüber und sagte halb flüsternd, indem er ihn fest ansah:

„Wissen Sie, daß Santa Anna an der mexicanischen Küste gelandet, daß er in diesem Augenblick, wenn auch noch unter anderem Namen, in Vera-Cruz ist und seine Partei um sich gesammelt hat?"

„Caracho!" entfuhr es unwillkürlich den Lippen des Soldaten — „und woher haben Sie die Kunde?"

„Da steht mein Bote," sagte der Erzbischof

triumphirend, auf den Padre zeigend, „direct kommt er von Vera-Cruz herauf und hat uns die gute Kunde gebracht.“

„Und seine Partei hat er um sich gesammelt?“ sagte Marquez finster, mit dem Kopf schüttelnd — „wer wird das sein! Die nämliche Geschichte wie hier in der Stadt. Ein paar Dutzend Menschen, die Minister, Postmeister, Steuerbeamte oder sonst etwas Derartiges werden wollen, und vor und nach Gott schwören, daß sie willens sind Blut und Leben für ihn zu opfern, aber nicht einmal daran denken, auch nur etwas Aehnliches zu versuchen. Gehen Sie mir mit Ihren Parteien, Monseñor, ich kenne sie zur Genüge und zum Ekel, und weiß, was ich von ihnen zu halten habe.“

„Gut, lieber Freund,“ sagte da der Erzbischof, indem er langsam und lächelnd mit dem Kopf nickte — „ich kenne sehr genau die Beweggründe, die Sie veranlassen so zu denken, wie Sie sich da eben aussprechen — doch sehen wir davon ab und hören Sie vor allen Dingen, was uns der Padre über die Zustände in Vera-Cruz — nach eigener Anschauung, wohlverstanden, und nicht auf ein bloßes Gerücht hin — berichten kann. Er hat selber mit Santa Anna

gesprochen, und was er Ihnen sagt, darauf dürfen Sie sich verlassen."

„Und was ist das?"

„Erzählen Sie, Zaloga, was haben Sie in Vera-Cruz gesehen?"

„Gesehen, Monseñor," entgegnete der Padre unterwürfig, „noch nicht viel, aber gehört desto mehr. Santa Anna ist voller Hoffnung und Zuversicht. Er ist in seinen Kreisen mit Jubel aufgenommen, denn man setzt jetzt auf ihn seine letzte Hoffnung. Juarez' Regiment ist überall verhaßt, selbst bei den Fremden, weil sie wissen, wie er mit der Douane gewirthschaftet hat. Der religiöse Sinn des Volkes empört sich dabei in dem Gedanken, ihn wieder das Ruder ergreifen zu sehen."

Um Marquez' Lippen zuckte ein spöttisches Lächeln, aber er erwiederte kein Wort, und der Padre fuhr fort:

„Ganz Vera-Cruz befand sich in Bewegung, wenn sich die Leute auch der kaiserlich gesinnten oder wenigstens so gehaltenen Besatzung wegen noch nicht öffentlich darüber aussprechen durften. Soldaten selber waren, wie ich aus ganz sicherer Quelle weiß, schon gewonnen, denn sie haben von Maximilian wenig gesehen und betrachten ihn nur als einen Fremden, der ihnen von den

überall verhaßten Franzosen aufgezwungen wurde. Ein einziger Aufruf Santa Anna's, und die ganze Garnison geht, wie ein Mann, zu ihm über, aber er hat ihn bis jetzt noch nicht gewagt, weil er sich im Lande gar keiner Unterstützung sicher weiß — das heißt keiner Armee, auf die er sich werfen könnte, und die dann natürlich rasch zu Tausenden anschwellen würde."

„Und wozu das Alles? Haben wir eine solche?" sagte Marquez bitter, „und kann ich mich, sobald sich die deutschen Regimenter von uns zurückziehen, etwa auf meine jetzt schon demoralisirten Mexicaner verlassen? Schon bei Puebla würden sie in hellen Haufen zum Feind übergehen und, wenn es sein müßte, selbst ihren Führer verrathen. Ich bin überhaupt gar nicht sicher, ob ich noch einen einzigen Soldaten in der ganzen Stadt behalte, sobald der Sturz des Kaisers erst einmal bekannt wird. Nicht daß die Soldaten selber des Dienstes müde wären, aber ihre Weiber, die jetzt zu einem fabelhaften Schwarm angewachsen sind, drängen und treiben sie fortwährend zum Desertiren, und — ich habe schon ein paar Exempel statuiren müssen, um dem nur Einhalt zu thun."

„Ganz mit Ihnen einverstanden, General=

lieutenant," nickte Labastida, und sein stolzes Auge blickte den kleinen vor ihm stehenden und den scheuen, tückischen Blick abwendenden Mann an, „ganz mit Ihnen einverstanden. Sie haben die Situation vollkommen richtig erfaßt, scheinen aber nur noch nicht auf den Ausweg verfallen zu sein, der uns allein aus dieser Lage retten und dem ganzen Krieg plötzlich eine für uns günstige Wendung geben kann."

„Ich verstehe Sie nicht, Monseñor," sagte der General, „sprechen Sie deutlicher."

„Gut denn — so hören Sie mit wenigen Worten. Wir haben mexicanische Truppen noch genug, um die Stadt wochenlang gegen die Angreifer zu halten, sobald wir sie nur ein klein wenig auch äußerlich unterstützen. Lassen Sie das meine Sorge während Ihrer Abwesenheit sein."

„Während *meiner* Abwesenheit?"

„Ja — Sie nehmen Ihre besten Truppen indeß — wenigstens Ihre ganze Cavallerie, die Ihnen doch im Augenblick wenig in der Stadt nützt, und nur zur ersten Unterstützung auch von dem *deutschen* Infanterie-Regiment, das Sie nachher, wo Sie wollen, zurücklassen können, um rascher vorwärts zu dringen, und brechen durch. Diesem ersten, mit aller Wucht geführten

Anprall widersteht der Feind nicht. Sie gewinnen jedenfalls das offene Land und werfen sich dann ohne Weiteres und ohne den geringsten Aufenthalt nach Vera-Cruz. Rascher als Sie noch, eilt Ihnen Padre Zaloga hier voraus, der jeden Bergpfad kennt und die Mittel von uns erhält, seine Reise ununterbrochen und auf frischen Thieren zurückzulegen, denn wir haben überall unsere Posten, und sobald Sie Vera-Cruz erreichen, pronuncirt sich Santa Anna in der Stadt, nimmt den für uns wichtigen Hafen, der uns die ganzen Zölle sichert, vereinigt sich mit Ihnen und kehrt dann mit Ihnen hierher zurück nach Mexico, während Ihnen unterwegs Alles zuströmt. — Denken Sie an Miramon: mit sieben Mann zog er hier aus der Hauptstadt aus, mit einem Bataillon kam er nach Queretaro und mit mehreren Regimentern schlug er gleich darauf den Feind. Santa Anna an Ihrer Spitze und das Banner der heiligen Jungfrau von Guadelupe — und das ganze Heer des Feindes geht zu Ihnen über."

Marquez hatte ihm still und schweigend zugehört, und sein dunkles Auge haftete, während er sprach, scharf und sinnend auf dem Prälaten. Er täuschte sich nicht über die Gesinnung von

Porfeirio Diaz' Truppen, wie es der Priester in seiner Verblendung that, der da glaubte, wenn er nur das Kreuz erhöbe, müßte sich das ganze Volk ihm beugen. Die Zeit war vorüber — aber andere Pläne waren es, die ihm durch den Sinn kreuzten, sich aber merkwürdig leicht — bei einem ganz andern Ziele freilich, mit denen des Kirchenfürsten vereinigen ließen und ihm die Hand zu reichen schienen.

Hier bot sich eine günstige Gelegenheit, zum Meeresufer zu entkommen; den deutschen Truppen gegenüber war leicht ein Vorwand gefunden — er brauchte ihnen nur unterwegs zu sagen, daß Maximilian aus Queretaro ausgebrochen sei, und sie sich in der Nähe der Küste mit ihm vereinigen wollten. Draußen fanden sie auch Unterhalt genug, und daß sie ihre Bahn ungehemmt verfolgen konnten, davon war er überzeugt. Nur Geld mußte er haben, und was nachher aus den Truppen wurde, wenn er sie nicht mehr brauchte, was kümmerte das den Schlächter von Tacubaya — es waren Fremde, weshalb kamen sie überhaupt nach Mexico?

Langsam nickte er mit dem Kopfe — und Santa Anna nachher? Aber welche Verpflichtungen hatte er gegen den? — ausgenommen

die Chancen zeigten sich vollkommen zu dessen Gunsten — doch schien das nicht wahrscheinlich, denn der Exdictator konnte, wie er das recht gut wußte, auf keine wirklichen Sympathien im Lande rechnen. Eine kleine Partei mochte wohl noch an ihm hängen und auf ihn zählen, um ihre eigenen Zwecke dabei zu verfolgen, aber diese war nicht mächtig genug, um auf sie zu vertrauen — man konnte sie höchstens, wenn es sich nöthig zeigen sollte, für einen Moment benützen.

„Es ist möglich, Monseñor," sagte er nach einer kleinen Pause, in der ihn der Erzbischof erwartungsvoll ansah, sich aber vergebens bemühte, das in seinen Zügen zu lesen, was jetzt in seinem Innern vorging — „es ist vielleicht ausführbar."

„Vielleicht?" rief Labastida rasch — „es ist ein sicherer Sieg, dem Sie entgegengehen, und der Ihnen die beste Waffe in die Hand giebt, Rache und Vergeltung an Juarez wie an den Feinden der Kirche zu nehmen. Santa Anna ist in diesem Augenblick nach dem Verrath Miramon's an der Kirche der einzige Mann in ganz Mexico, der nach des Kaisers Sturz über das Volk verfügen kann, und Sie mit ihm vereint sind unüberwindlich."

„Veremos-veremos" — nickte der General — „wir können wenigstens den Versuch machen."

„Aber lange zögern dürfen Sie nicht!" rief der Erzbischof — „die fremden Gesandten sind nach Queretaro aufgebrochen, und wir wissen nicht, welche Mittel sie finden, um den deutschen Obristen Nachricht zu senden. Wir sind wenigstens keinen Tag mehr sicher."

„Nein — nein, ich weiß es!" rief Marquez, „rebellisches Gesindel, die schon jetzt heimlich mit dem Feind verkehrt haben — aber so geht es" — rief er plötzlich, sich hoch emporrichtend, aus — „über welche Geldmittel verfügen Sie, Monseñor?"

„Ich stelle Ihnen zwanzigtausend Pesos zur Verfügung."

„In Gold natürlich?"

„In Gold."

„Gut" — nickte Marquez — „es ist freilich nicht viel, aber ich denke, ich kann das Andere in den nächsten Tagen zusammentreiben," und ein boshaftes Lächeln zuckte dabei um seine Lippen. „Bis wann haben Sie das Geld bereit?"

„Zu jeder Stunde — und außerdem noch einen kleinen Vorrath Mais, den ich für meine Thiere aufgespart, mit dem Sie aber den Pfer-

den, ehe Sie den Marsch antreten, ein gutes, reichliches Futter geben mögen."

„Das ist nöthig," rief Marquez rasch — „aber das sparen wir bis für die letzte Stunde auf — und nun adios, denn mein Plan verlangt Vorbereitung und ich muß jetzt mit Minuten geizen."

„Gott segne Sie," sagte der blut- und machtgierige Priester, indem er beide Hände gegen den hundertfachen Mörder erhob, und Marquez, der sich fromm und ehrfurchtsvoll bekreuzte und verneigte, verließ rasch den Saal.

Am nächsten Morgen in aller Frühe durcheilten eine Anzahl von Ordonnanzen die Stadt, die aber heute nur Privathäuser, und zwar die der angesehensten und reichsten Bewohner Mexicos aufsuchten. Sie überbrachten auch sämmtlich eine gleichförmig, aber sehr artig lautende Aufforderung an die verschiedenen Herren, sich nämlich um neun Uhr in dem Convent von Santiago, in dem gegen Guadelupe zu liegenden Fort, wo Marquez sein Hauptquartier hatte, einzufinden.

Was sie da sollten? Die Ordonnanzen zuckten auf die verschiedenen Fragen mit den Schultern. Sie wußten es nicht — es war nur der Befehl

vom Obercommando, und sie baten die Herren, pünktlich zu erscheinen.

Roneiro, Lucido, Almeja, Rodriguez, alle diese Herren erhielten solche Einladungen — aber diese nicht allein, auch fast sämmtliche in Mexico angesessene fremde Kaufleute (Franzosen, Deutsche, Amerikaner, Engländer, selbst einige Consuln unter ihnen), und als sie nach und nach dort eintrafen, wurden sie hinauf in den Convent und in einen großen, langen und öden Saal, eine Art von Corridor geführt, der allerdings nicht wie ein Empfangszimmer für solche ausgewählte Gesellschaft aussah. Es befand sich weder Stuhl noch Tisch noch Bank darin, keine Gardinen an den Fenstern — gar nichts in dem ganzen weiten Raum als die öden Wände, die dadurch natürlich nicht freundlicher wurden, daß eine Anzahl von Soldaten unter Waffen auf dem vorderen Gang postirt standen — und auch dort blieben.

Es mochten in dem weiten Raum einige dreißig Herren versammelt sein und gingen jetzt, da sich überall Bekannte zusammen trafen, ihre Cigarren rauchend, auf und ab. Sie erwarteten auch nichts Anderes, als daß Marquez selber erscheinen und vielleicht eine Anrede an sie hal-

ten würde, die natürlich nichts Anderes bezwecken konnte, als eine Geldforderung an sie zu stellen. Dahin verständigten sich übrigens bald Alle untereinander, daß man dieser Regierung, die in der That kaum selbst eine provisorische genannt werden konnte, kein Geld mehr anvertrauen dürfe, denn auf eine Wiederbezahlung wäre nie zu rechnen gewesen. Die nächsten Tage schon mußten ja auch eine Entscheidung bringen; die erste sichere, oder vielmehr officielle Kunde, die von Queretaro kam, denn sichere Kunde hatten sie schon von dort her — und dann blieb dem jetzigen Obercommandanten von Mexico Nichts auf der Welt übrig, als mit den Siegern zu capituliren. Das Kaiserreich war gefallen, und die jetzige kaiserliche Regierung in der Hauptstadt ja doch nur noch eine auf kurze Zeit künstlich, und sogar widerrechtlich hingehaltene.

Da trat ein Ordonnanz-Officier in den Saal. Er hielt eine Anzahl von Zetteln in der Hand, und sich mit einem derselben an den ihm nächststehenden Herrn — es war Almeja, wendend, sprach er einige Worte mit ihm, die aber eine heftige Entgegnung von dessen Seite hervorriefen.

Hier schien eine Aufklärung der räthselhaften

Einladung zu folgen, und Alles drängte jetzt herzu, um zu hören um was es sich denn eigentlich handle, denn was den Einen hier betraf, interessirte sie wahrscheinlich Alle.

„Caramba, Señor," hörten sie jetzt, wie Almeja sagte, „General Marquez muß jedenfalls glauben, daß ich in Gold schwimme, oder es auch haufenweise bei mir im Hause liegen habe. Das ist jedenfalls ein etwas unzarter Scherz, den sich der General mit uns erlaubt."

„Was ist es, Almeja?" frug Lucido, der auf ihn zuging — „was haben Sie?"

„Oh, Nichts," lachte der Angeredete — „nur eine Kleinigkeit. General Marquez verlangt von mir, daß ich ihm heute Morgen zwanzigtausend Pesos auszahle."

„Zwanzigtausend Pesos?" riefen die ihm Nächsten, viel weniger erstaunt als erschreckt, denn im Stillen berechneten sich Alle gleich, was man nach diesem Maßstabe jetzt von ihnen fordern würde — „aber das ist ja nicht möglich!"

„Für die anderen Herren," sagte der Ordonnanz-Officier ruhig, der wie ein Fels in dem allgemeinen Sturm stand, „habe ich ebenfalls die Karten — Señor Rodriguez hier die Ihrige."

„Zwölftausend Pesos," stammelte der Herr,

wie er nur einen Blick darauf warf — „das wäre nicht übel.“

„Señor Roneiro — hier die Ihrige,“ fuhr der Officier fort, ohne sich irre machen zu lassen — „Señor Gonzales — Señor Galway — welcher von den Herren ist das?“

„Ich heiße Galway,“ sagte eine nicht sehr große aber sehnige Gestalt, ein Amerikaner, der die Hände in den Taschen, den Hut hinten auf dem Kopf, langsam herankam und den für ihn bestimmten Zettel nahm. Kaum hatte er übrigens den Blick darauf geworfen, als er lachend ausrief:

„Dreihundert Unzen? — ich wollte, ich wäre so reich,“ und den Zettel mitten auseinander reißend, drehte er sich ab und schritt der Thür zu. Der Ordonnanz-Officier ließ ihn auch ruhig gehen, so wie er aber dort, mit der größten Nonchalance, die Soldaten passiren wollte, hielten ihm diese einfach ihre Bajonnette vor, und die versammelten Herren, die sämmtlich aufmerksame Zeugen dieser Scene gewesen, sahen jetzt deutlich, daß sie wirklich Gefangene waren und sich in den Händen des gewissenlosesten Schurken von ganz Mexico, in denen des General Marquez befanden.

Der Officier hatte sich indessen um diese Zwischenscene anscheinend gar nicht bekümmert; nur ein leichtes, halb spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen, und ruhig vertheilte er indessen die noch übrigen Zettel, die er in der Hand hielt, an die Betreffenden. Jetzt stellte sich auch bald heraus, daß Fremde wie Mexicaner ziemlich unparteiisch, wie man etwa ihre Vermögensverhältnisse abgeschätzt hatte, verurtheilt worden waren (denn ein Zwangsanlehen konnte man es nicht einmal nennen), so und so viel Tausend Pesos Strafe für ihre Existenz zu zahlen.

Gutwillig fügte sich übrigens Keiner — die Fremden beriefen sich auf ihre Ausnahmestellung im Reiche, die Mexicaner auf ihre leeren und schon durch den Krieg ausgesogenen Kassen, der Officier hatte Nichts als ein Achselzucken für sie, und sagte, als sich der erste Sturm gelegt zu haben schien:

„Señores, ich erfülle hier nur die Befehle meines Chefs — beruhigen Sie sich, es wird sich Alles reguliren lassen. Hier in dem Nebenzimmer steht Schreibmaterial — ich werde augenblicklich Jemanden zu Ihnen senden, mit dem Sie sich über die Summe, die Sie unmittelbar zur Verfügung haben, verständigen können.“

„Gut, Señor," rief Almeja — „dann erlauben Sie uns aber auch, daß wir uns ohne Weiteres in unsere Geschäftslocale zurückverfügen dürfen, um dort selber nachzusehen, denn darauf wird hier Keiner von uns Allen vorbereitet sein."

„Das bedauere ich, verehrter Herr," erwiederte, wenn auch mit größter Höflichkeit, der Officier — „betrachten Sie sich nicht etwa als Gefangene, aber — mir ist strenge Ordre geworden Sie hier zurück zu halten, bis Sie sich nicht allein entschieden, sondern das auch vorher bestimmte Geld herbeigeschafft haben. Nehmen Sie sich nur Zeit dazu," setzte er freundlich hinzu, „Sie sollen gar nicht gedrängt werden — correspondiren Sie mit Ihren verschiedenen Häusern, vereinigen Sie sich untereinander."

„Und dazu dürfen wir dies Local nicht verlassen?" rief Roneiro, der sich auf seinem Zettel ebenfalls mit einer runden Summe von 15,000 Pesos verzeichnet fand.

„Das allerdings nicht," sagte der Officier.

„Caramba Señor," sagte Almeja, dem der Schreck über die 20,000 Pesos doch in die Glieder gefahren war, indem er sich mit seinem Tuch den kalten Schweiß von der Stirn wischte, „das

ist — Sie nehmen mir das nicht übel, ein wunderliches Benehmen gegen Männer gerade, die ihr ganzes Leben eben der Partei gewidmet haben, zu der sich der General selber bekennt. Und geht die Ordre direct von ihm aus?"

„Direct von ihm, Señor."

„Und hat er selber die aufgeführten Namen gesehen?"

„Nicht allein das, Señor, sondern auch eigenhändig die beigefügten Summen ausgefüllt."

„In der That? — sehr freundlich und liebenswürdig von dem General — aber es ist doch kein Gedanke daran, daß wir die von uns verlangten Summen auch nur zahlen können, davon ganz abgesehen, ob wir die Handlung billigen oder nicht, und uns für diese Regierung aufopfern möchten."

„Der betreffende Finanzbeamte wird augenblicklich zu Ihrer Verfügung stehen, verehrter Herr —"

„Sehr schön — sehr schön," nickte Almeja, „und indessen wird uns dann wohl verstattet, es uns hier so bequem als möglich zu machen," setzte er mit einem bittern Blick auf die kahle und trostlose Umgebung hinzu. — „Caramba Señor, das ist eine unwürdige Behandlung, die

uns hier zu Theil wird, und wir haben es wahrlich nicht gerade um General Marquez verdient. Doch wie dem auch sei, wir werden uns vor der Hand dem fügen müssen — dürfte ich Sie nur jetzt," fuhr der alte Herr fort, indem er sich überall im Zimmer umsah, „ersuchen, einen Diener nach einer Flasche Wasser und einem Glas zu senden. Mir klebt die Zunge am Gaumen."

„Ich bedauere sehr, verehrter Herr," erwiederte der Officier mit äußerster Höflichkeit, „Ihnen darin nicht willfahren zu können. Es ist strenger Befehl gegeben, die Herren in keiner Weise mit Lebensmitteln zu versorgen."

„Caramba!" rief Almeja aus — „auch selbst kein Glas Wasser?"

„Auch selbst kein Glas Wasser," sagte der Officier bestimmt — „es hängt ja von den Herren ab, in kürzester Frist wieder auf freiem Fuß zu sein." Damit empfahl er sich, nach einer achtungsvollen Verbeugung gegen die Gefangenen. Er gab sich aber nicht einmal die Mühe, den Spott zu verbergen, der in seinen Zügen lag, und ließ die Versammelten in nicht geringer Aufregung zurück.

Im Nu hatte es sich nämlich im Saal aus-

gesprochen, daß man Almeja selber ein Glas Wasser verweigerte, es lag also auf der Hand, wie man gegen sie vorzugehen gedachte; mit Höflichkeit und dabei Folterzwang durch Hunger — allerdings der schnellste Weg um zum Ziel zu kommen. — Und trotzdem beschlossen einige der Herren, es auf das Schlimmste ankommen zu lassen. Der versprochene Finanzbeamte erschien allerdings sehr bald und brachte die Furchtsamsten dahin, sich rasch zu fügen. Er bestand auch nicht fest auf den angegebenen, und vielleicht absichtlich so hoch gegriffenen Summen, die, wie er recht gut wußte, in Wirklichkeit nicht herbeigeschafft werden konnten. Er ließ fünfzig und mehr Procent von seinen Forderungen ab, erklärte aber auch dabei auf das bestimmteste, daß Keiner der Herren den Convent, der indessen von den draußen liegenden Liberalen unaufhörlich scharf beschossen wurde, verlassen dürfe, bis er sich nicht der „nothwendigen Forderung der Regierung" gefügt habe.

Einige der Herren weigerten sich aber trotzdem und erklärten, sie könnten und würden das Geld nicht unter solchem Zwang herbeischaffen, und man ließ sie dann auch ruhig gewähren, ja bekümmerte sich gar nicht um sie.

Unter diesen befand sich auch der Amerikaner Galway, einige Deutsche und einzelne Mexicaner, die sich nicht denken konnten, dáß das Ganze mehr als eine freche Drohung sein würde; aber die Nacht brach an — eine Forderung, die sie stellten, nach Lebensmitteln ausschicken zu dürfen, wurde mit einfachem Achselzucken beantwortet; dabei schien das Feuern von draußen heftiger als je zu werden, und sogar dort, wo sie sich befanden, konnten sie fühlen, wie die schweren Kugeln gegen das Steingebäude schmetterten, ohne daß bis jetzt eine derselben zu ihnen hereingeschlagen wäre.

Sie baten jetzt die Soldaten, ihnen Matratzen oder wenigstens eine Decke für die Nacht zu verschaffen. — Die Leute schüttelten schweigend mit dem Kopf, so gern sie auch wohl selber — gegen eine gute Belohnung natürlich — bereit gewesen wären, die verschiedenen Wünsche zu erfüllen. Sie wurden zu streng überwacht und durften ihre Posten nicht verlassen.

Einige der Gefangenen waren ältliche Herren, die für ihre Gesundheit fürchteten, wenn sie, noch dazu ohne Lebensmittel, gezwungen würden, eine zweite solche Nacht durchzumachen — sie gaben am nächsten Morgen nach. Das Geld

nachdem so viel als möglich abgehandelt, wurde herbeigeschafft, und man entließ sie dann mit der größten Artigkeit.

Galway, auf seine Nationalität trotzend, hielt noch bis zuletzt aus, aber auch er fand bald, daß ihm die ganzen Vereinigten Staaten Nichts nützen konnten, wenn er hier verhungerte, und nachdem er seinen Beitrag auf hundert Goldunzen heruntergehandelt hatte, zahlte er ebenfalls.

* * *

Am 9. Juni, etwa nach Mitternacht, gab Marquez plötzlich den Befehl, daß alle Adjutanten ihre Pferde bereit halten sollten — Ordonnanzen flogen nach allen Richtungen, und etwa gegen zwei Uhr kam der Befehl zum Aufsitzen.

Marquez, ein großer Theil der Generale und sämmtliche Adjutanten mit ihren Ordonnanzen versammelten sich (etwa vierzig Pferde zusammen) im Kloster San Jago und ritten von dort aus, ohne daß Jemand, als die oberen Befehlshaber vielleicht, eine Ahnung gehabt hätte, was beabsichtigt wurde. Galt es nur eine Recognoscirung, einen ernstlichen Ausfall, einen Durchbruch vielleicht gegen Queretaro? — Die Leute zerbrachen sich darüber den Kopf. Da rasselte plötz-

lich die Artillerie durch die Straßen heran, die Rifleros de la Frontera und die Gensdarmerie folgte, die Husaren schlossen sich an, und es blieb jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß irgend ein entscheidender Schlag ausgeführt und gewagt werden sollte. — Aber das konnte nicht gegen Queretaro gehen, denn bei der Calzada S. Antonio Abad, gerade nach Süden zu, ging der Zug, und Queretaro lag im Norden, oder wollte Marquez den Feind täuschen, und nachher erst die Schwenkung machen?

Draußen, unmittelbar vor der Stadt wurde Halt gemacht und das Ausfallscorps geordnet, bis etwa drei Uhr Morgens die Jäger den Befehl erhielten vorzudringen und sich in wildem Ansturm gegen die nächste Schanze zu werfen. Aber mit heftigem Gewehrfeuer wurden sie empfangen und konnten nicht, trotz allem Heldenmuth, in die mit tiefen Gräben umzogenen Befestigungen gelangen.

Jetzt donnerten die rothen Husaren heran und Allen voran ihr wackerer und heldenmüthiger Führer Graf Khevenhüller — umsonst — Rittmeister Schädler erhielt gleich beim ersten Anprall einen Schuß mitten in die Stirn, und ein furchtbares Kleingewehrfeuer, von sausenden

Granaten unterstützt, zeigte den Stürmenden nur zu deutlich, daß sie es mit einer unverhältnißmäßigen und noch dazu wohlvorbereiteten Uebermacht zu thun hatten.

Nach fast vierstündigem Gefecht und Kleingewehrfeuer sah Marquez, daß ein Durchbruch nicht möglich sei — er gab den Befehl zum Rückzug, und das blutige Feld von Todten und Verwundeten bedeckt, von dem jetzt siegreichen Feind verfolgt, wurde die Truppe in die Stadt und hinter die Wälle zurückgetrieben.

Marquez hatte in seiner Begleitung zwei schwer bepackte Maulthiere, denen er nicht von der Seite wich, und hinter ihnen ritt er erst selber wieder in die garrita ein.

9.

Fluchtversuche.*)

In derselben Zeit, in der Marquez sein frevelhaftes Spiel in der Hauptstadt trieb, und Menschenleben muthwillig in die Schanze schlug, nur um seine eigenen selbstsüchtigen Pläne zu fördern, erwartete Kaiser Maximilian im Gefängniß von Queretaro das Kriegsgericht seiner Feinde und hatte schon fast mit dem Leben abgeschlossen.

Der Kaiser war, da längerer Widerstand auf dem Cerro de las Campanas Wahnsinn gewesen, und das kleine Häufchen seiner Getreuen sich ergeben hatte, nach der Cruz, als dem festesten

*) Wenn ich hierbei manche Namen verändert habe, so geschah es nur, um noch in Mexico Lebenden keine Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Platz gebracht worden, und wurde dort natürlich scharf bewacht, aber Escobedo selber hatte befohlen, ihm jede mögliche Bequemlichkeit zu gestatten, von denen ihm freilich wenig genug geblieben schien. Sein Zimmer hatte man, mit Ausnahme des Feldbettes und eines Fauteuils, rein ausgeplündert — seine silberne Waschtoilette stahl Lopez eigenhändig, aber man gestattete dem Kaiser wenigstens den Verkehr mit seinen getreuen Mitgefangenen und überhaupt jede Freiheit, die sich mit seiner Lage eben vertrug.

Freilich drängten sich auch viele Officiere hinzu, um den Maximiliano de Habsburgo mit eigenen Augen zu sehen, und Viele waren ihm lästig — Manche aber auch lieb, wie z. B. Obrist Gallardo, der nicht zuerst die Hand an den Monarchen legen wollte und ihn passiren ließ.

Alle diese Officiere erzählten aber jetzt auch freimüthig den schändlichen, nichtswürdigen Verrath, durch den sie, von Miguel Lopez geleitet, die Cruz und damit Queretaro genommen, was der Kaiser im Anfang gar nicht glauben wollte.

„Ist es denn möglich, ist es nur denkbar," rief er aus, „daß Lopez, Lopez, an dem ich Alles gethan, ein solcher nichtswürdiger Schurke sein konnte! Und in demselben Augenblicke, wo

seine Helfershelfer schon bereit standen, wo Alles vorbereitet war, um mich, seinen Wohlthäter, zu verderben, kommt er herein zu mir, nimmt von mir die Tapferkeitsmedaille und küßt mir dafür die Hand — wahrlich ein Judaskuß dem, den er schon verrathen hatte — pfui über den Menschen! – Und was wird jetzt mit ihm?"

„Que quiere, Majestät," sagte Gallardo — „solche Menschen benützt man, wenn man sie gerade braucht, aber giebt ihnen nachher einen Tritt. Ich traf ihn heute, und er hatte die Frechheit mich anzureden und mich zu bitten, ihm zu einer Stelle behilflich zu sein — ich sagte ihm aber: die einzige passende Stelle, die ich für ihn wüßte, sei an einem Baum mit einem Strick um den Hals. Ich glaube, er wird uns hier nicht lange lästig fallen."

„Und Marquez?"

„Hält sich noch in Mexico mit Hilfe der europäischen Truppen und veröffentlicht alle Tage Berichte, daß Sie mit der Armee unterwegs wären und zum Entsatze kämen."

„Aber er hatte neue, strengere Befehle, ohne Säumen hierher nach Queretaro mit der Cavallerie zu kommen."

„War ein Glück für uns, daß er es nicht

that," sagte ein anderer der Officiere, „so hat er sich gefallen, selber Kaiser in der Hauptstadt zu spielen, über die er viel Elend gebracht. Ich weiß nicht wer schlimmer ist, er oder Lopez."

„Von Allen verrathen," murmelte der Kaiser bitter vor sich hin, „von Allen, auf die ich zählen mußte, weil ich sie für meine Freunde hielt. Von den Pfaffen — das wundert mich nicht — das ist deren Natur — von den Franzosen — ich war ein Thor, ihnen zu glauben — nur das schmerzt, solche Undankbarkeit von denen zu erleben, für die wir Alles gethan, was in unseren Kräften stand."

Er blieb an dem Tag sehr niedergeschlagen. Ueberhaupt trat jetzt, nachdem die erste Aufregung vorüber war, ein Grad der Erschlaffung ein, indem sich auch sein altes Leiden wieder einstellte. Der mexicanische Militärarzt, den man Klugheit halber noch zugezogen, trug jetzt darauf an, daß der Kaiser eine andere Wohnung angewiesen bekomme, und man brachte die Gefangenen dann, aber unter strenger Bewachung, in das Kloster Teresita.

Ein Befehl war indessen erlassen, daß sich alle kaiserlichen Officiere, die noch versteckt lagen, melden sollten, oder man würde sie, wenn sie

nachträglich entdeckt würden, ohne Weiteres todtschießen. Einige thaten es, Mendez aber, der recht gut wußte, daß sein Leben doch verfallen sei, sobald man nur seiner habhaft werde, blieb verborgen, wurde aber natürlich von seinem eigenen Diener für Geld verrathen und augenblicklich zur Execution hinausgeführt — und dazu schienen die Liberalen allerdings berechtigt.

Mendez war es gewesen, der nur nach dem Gerücht des October-Decrets, und ehe es noch selbst gesetzlich in Kraft getreten, die beiden mexicanischen Generale Arteaga und Salazar hatte erschießen lassen.

Man brachte ihn nach der äußeren Mauer der Plaza de Torros, in der Nähe der Alameda, wo er von einem Detachement der Cazadores de Galeano von rückwärts erschossen werden sollte, wie es in Mexico mit Personen geschieht, die von der Gegenpartei des Verrathes bezichtigt werden. Mendez wollte sich aber durchaus nicht in diese Stellung fügen. Auf einem Knie ruhend, drehte er sich um als es knallte, hob den Hut in die Höhe, rief Viva Mexico und fiel auf das Gesicht. — war aber nicht todt und bei voller Besinnung, denn er zeigte mit dem Finger hinter das Ohr, um anzudeuten, daß man dorthin

schießen und ihn tödten möge — was auch einer der Cazadores that.*)

Escobedo ist fast in allen über Mexico erschienenen Büchern als ein grausames Scheusal dargestellt worden, dessen Drängen allein Juarez habe nachgeben müssen, um des Kaisers Tod zu befehlen. Nach Allem aber, was ich selber an Ort und Stelle über ihn gehört, und was auch außerdem aus allen den Schriften, die ihn sonst schmähen, hervorleuchtet, ist das nicht allein nicht der Fall, sondern er hat sich sogar in Allem, was den unglücklichen Gefangenen betraf, höchst ehrenhaft und sogar theilnehmend bewiesen, und war entrüstet darüber, als er erfuhr, daß einer seiner Generale den Kaiser für eine Nacht in die Todtengruft des Klosters gesperrt hatte.

Es war ihm auch von der höchsten Regierung anfangs der Befehl geworden, alle höheren Officiere auf der Stelle erschießen zu lassen; aber er hatte sich nicht allein geweigert, ihn auszuführen, sondern machte Juarez selbst Vorstellungen, daß etwas Derartiges ohne vorhergegangenes Rechtsverfahren nicht zulässig wäre.

Daß Grausamkeiten in seinem Heer verübt

---

*) Prinz Salm: „Queretaro“.

worden sind, liegt im mexicanischen Charakter, und er kann nicht dafür verantwortlich gemacht werden, denn es ist sehr die Frage, ob er darum wußte. Marquez ließ auch — auf dem Zug nach Queretaro die unterwegs gefangenen Guerillas, die den Zug aufhalten wollten, heimlich und gegen den Befehl Maximilian's erschießen, und es wird Niemandem einfallen, deshalb dem Kaiser einen Vorwurf zu machen. Außerdem liegt jeder Grund vor, zu glauben, daß Escobedo um spätere Fluchtversuche des Kaisers wußte und schwieg, oder doch Nichts sah, so lange es eben möglich war.

Die Theilnahme, die des Kaisers Schicksal indessen im Land erweckte, war allgemein, und steigerte sich, als man anfing an seiner Begnadigung zu zweifeln.

Nach Queretaro war indessen auch ein in Mexico ansässiger amerikanischer Kaufmann Thomson gekommen, den seine Reisen bis nach San Louis und in das Hauptquartier von Juarez geführt. Er mochte auch dort wohl die Gewißheit erhalten haben, daß an eine Rettung Maximilian's nicht mehr gedacht werden dürfe, wenn er nicht im Stande sei, „sich selber zu helfen". Man besprach es wenigstens dort ziemlich offen,

daß Juarez wohl leicht bewogen werden könne, seinen Tod in Verbannung zu verwandeln, daß aber sein, bei ihm allmächtiger Minister Lerdo de Tejada auf dem Tode Maximilian's aus politischen Gründen fest bestehe, und davon nicht wanken und weichen wolle.

Thomson, ein nichts weniger als poetischer, aber durchaus praktischer Kopf, faßte da den Entschluß, den Kaiser, wenn es irgend möglich sei — und was ist in Mexico mit Geld nicht möglich — zu befreien, und reiste zu dem Zweck nach Queretaro, wo es ihm leicht gelang, Zutritt zu Maximilian zu bekommen. Escobedo legte Niemandem Etwas in den Weg, und wo er selber persönlich um eine Gunst für den Kaiser angegangen wurde, bewilligte er sie stets, ja er hatte sogar schon eine längere Unterredung mit Maximilian gehabt, um Unterhandlungen mit Juarez zu seinen Gunsten einzuleiten.

Der Kaiser empfing Thomson gütig wie alle Uebrigen, und schien nur stutzig zu werden, als dieser seinem Fluchtplan Worte gab. Stand es wirklich so schlimm mit ihm, daß man schon an etwas Derartiges denken mußte? Thomson übrigens, auf einen Widerstand oder ein Zögern vorbereitet, ließ ihm den ersten Tag Ruhe, den

Vorschlag zu überdenken, und kam erst am nächsten darauf zurück. Er selber hatte sich unterdessen mit den gewöhnlich Wache haltenden Officieren bekannt gemacht, und sich bald überzeugt, daß es gar so keine große Mühe kosten würde, diese Herren zu kaufen.

Einmal gab es wirklich nur sehr wenig ganz rohes Officiersvolk unter den Liberalen, das sich an der Gefangenschaft des Kaisers und auf seinen Tod freute — die Meisten nahmen mehr oder weniger Theil an dem Schicksal eines Mannes, von dem sie von Tag zu Tag mehr gute und edle Züge erzählen hörten, und — hatten außerdem eine unüberwindliche Schwäche für die landesübliche Münzsorte.

Der Kaiser äußerte gleich anfangs zwei Bedenken gegen einen Fluchtplan. Erstlich war es ihm, wie er sagte, ein unangenehmes Gefühl, „davonzulaufen" — und dann könne er gar nicht daran denken, ohne die mit ihm am meisten Gefährdeten, wie Miramon, Mejia und Prinz Salm, zu entfliehen, und das bot allerdings schon mehr Schwierigkeiten, war aber trotzdem durchzuführen.

Prinz Salm wurde mit in das Geheimniß gezogen und ging rasch und freudig auf den

Plan ein. — Alles, nur nicht der Gefangene dieser Menschen und von ihrer Willkür abhängig bleiben — aber der Kaiser schwankte. — Er hielt es nicht mit seiner „militärischen Ehre" verträglich, und der Prinz hatte Mühe genug, ihn zu überzeugen, wie er der gerade genug gethan, und auch noch andere Pflichten habe, um sein Leben zu erhalten.

Dem Prinzen gelang es dabei, ohne besondere Schwierigkeit, den Officier für sich zu gewinnen, der am häufigsten die Wache hatte. Die Garnison von Queretaro war nämlich schon sehr zusammengeschmolzen, da man alle entbehrlichen Truppen nach der Hauptstadt dirigirt hatte, um dort die Belagerung und Einnahme derselben zu unterstützen.

Der Kaufmann Thomson war indessen auch nicht müssig gewesen und hatte für Pferde und Waffen gesorgt, um sie zu der noch später zu bestimmenden Zeit bereit zu halten. Geld besaß der Kaiser noch für die nächsten Ausgaben, um seinen Rettern wenigstens eine Abzahlung zu machen. — Das Uebrige sollte dann angewiesen werden.

Der erste Officier mußte übrigens noch einen zweiten gewinnen, ohne dessen Mithilfe die Flucht

nicht bewerkstelligt werden konnte, und Alles schien sich so günstig als möglich zu gestalten.

In dieser Zeit traf die Prinzessin Salm in Queretaro ein, der es nach unsagbarer Mühe und Ueberwindung aller möglichen Schwierigkeiten endlich gelang, ihren Gatten aufsuchen zu dürfen.

Thomson hatte davon gehört und sich wieder Zutritt zu dem Kaiser zu verschaffen gewußt, dem er einmal Bericht abstatten und dann eine dringende Bitte an's Herz legen wollte.

Der Kaiser empfing ihn wie immer freundlich, und nach kurzer Einleitung sagte er dann:

„Es steht Alles gut, Majestät — Prinz Salm hat tüchtig vorgearbeitet, die nöthigen Officiere sind gewonnen, so daß wir bereit sein müssen, schon in nächster Zeit auszubrechen, aber eine Bitte habe ich an Sie.“

„Und die ist, lieber Thomson?“

„Wie ich heute gehört habe, ist eine Dame eingetroffen, die Prinzessin Salm. — Wenn Ihnen an dem Gelingen unserer Flucht auch nur das Geringste liegt, so theilen Sie ihr keine Sylbe über unsern Plan mit, oder gestatten ihr gar, daß sie sich hineinmischt.“

„Sie irren sich, Thomson,“ sagte der Kaiser.

— „Die Prinzessin ist uns treu und aufrichtig ergeben und an Verrath nicht zu denken.“

„Davon spreche ich nicht, Majestät, und fürchte keinen Verrath von ihrer Seite,“ sagte Thomson, „wo aber bei einer solchen Sache Damen die Hand mit im Spiel haben, geht es jedes Mal schief, denn sie können den Mund nicht halten.“

„Ich glaube, die Prinzessin kann schweigen, wo sie will.“

„Möglich,“ sagte Thomson nach einigem Zaudern, „aber — ich habe in meinem Leben nichts Beweglicheres und Unruhigeres gesehen, als diese Dame ist — ich kenne sie schon von Mexico her. Sie wechselte dort fortwährend aus der Stadt in das feindliche Lager und zurück —“

„Um Vermittlungsversuche zu machen.“

„Ich weiß es, aber sie trieb es in einer so rastlosen Weise, daß sie Porfeirio Diaz zuletzt ausweisen ließ und ihr nur schwer die Erlaubniß gab, nach Queretaro zu gehen. Sie würde, mit allem Eifer für die Sache, hier mehr verderben als gut machen, und ich bitte Euer Majestät dringend, mir nur hier zu folgen.“

„Wenn ihr nur der Prinz selber nicht schon davon gesprochen hat!“

„Dann gebe ich keinen Claco für unsern ganzen Plan.“

Der Kaiser lachte. „Sie haben schlechtes Vertrauen auf weibliche Bundesgenossen, und doch leisten sie manchmal vortreffliche Dienste.“

Thomson schüttelte mit dem Kopf. „Ich will wünschen, daß ich mich irre, Majestät,“ sagte er, „aber das Beste wäre, daß wir sie auf kurze Zeit von hier entfernten — es arbeitet sich besser.“

„Ich werde mit dem Prinzen sprechen,“ sagte der Kaiser nach kurzem Nachdenken, „aber gerade die Prinzessin scheint mir sehr resolut.“

„Das ist sie,“ bestätigte Thomson. — „Ich glaube nicht, daß es noch eine zweite Dame in Mexico giebt, die mehr Strapazen erträgt — und durchmacht, und kein Cavallerist sitzt fester im Sattel als sie, aber Alles was ich fürchte, ist übertriebener oder verkehrter Eifer, und außerdem ist sie der spanischen Sprache gar nicht mächtig. — Wie gesagt — ich bitte Majestät dringend, sich nicht mit ihr einzulassen.“

„Schön, schön, lieber Thomson, wir wollen die Sache bedenken. Sie haben vielleicht Recht, und wenn das Unglück nicht schon geschehen ist, soll sie von mir Nichts darüber erfahren — oder doch jedenfalls zur Vorsicht ermahnt werden.“

Damit war vor der Hand Nichts weiter zu thun und Thomson kehrte in die Stadt zurück, um noch nöthige Anordnungen zu treffen.

Am nächsten Morgen besuchte die Prinzessin den Kaiser wieder, aber er brauchte Nichts mehr an sie zu verrathen, denn sie wußte schon Alles von ihrem Gatten und — schien mit dem Plan nicht einverstanden. Sie hatte den einen Officier gesehen und traute ihm nicht — die Leute wollten nur Geld erpressen, weiter Nichts — bei einem solchen Vorhaben müsse man sich an höhere Officiere wenden, die auch wirklich eine Flucht sichern könnten — diese unteren Officiere hingen ja nur von einem Befehl ihrer Oberen ab, der — selbst zufällig gegeben, die ganze Sache über den Haufen werfen konnte. — Auch diesem Thomson, den sie kennen gelernt hatte, traute sie nicht — es war aber möglich, daß er es ehrlich meine, wenn auch immer mit ihm gewagt.

„Aber Prinzessin, Sie sehen zu schwarz," sagte der Kaiser freundlich — „es ist wahr, ich bin jetzt von Verrath umgeben gewesen, aber soll es denn gar keine ehrlichen Menschen auf der Welt mehr geben?"

„Gut, Majestät," sagte die Prinzessin, „alsdann versprechen Sie mir wenigstens, vorher nach

Baron Magnus und einigen tüchtigen Rechts-gelehrten zu senden, und — hören Sie erst deren Meinung — ich will mit Freuden selber nach Mexico reisen und sie holen."

„Sie wollen diese böse und gefahrvolle Reise für mich machen?" sagte der Kaiser herzlich — „wie kann ich das Alles Ihnen danken."

„Alles, Alles will ich für Sie thun," rief die Prinzessin leidenschaftlich, „aber folgen Sie nur dieses Mal meinem Rath, Majestät. Mein Leben gäbe ich ja so gern für das Ihre hin, wenn ich es damit erkaufen könnte, aber — mir sagt eine Ahnung, daß Sie den Weg zur Flucht, den sie mit Hilfe dieser Menschen suchen, nicht offen finden werden. Aber einmal die Sache mißglückt, und Sie sind verloren, denn ein zweites Mal wird man Ihnen keine Gelegenheit mehr geben. Warten Sie die Gesandten ab."

„Aber indessen geht die Sache hier ihren Gang," sagte der Kaiser. „Juarez drängt und die Gesandten werden zu spät eintreffen."

„Und ist es nicht möglich Aufschub zu erlangen?"

„Man müßte sich an Juarez selber wenden — und wer kann das thun?"

„Das ist dann das Wichtigere," rief die

Prinzessin, augenblicklich bereit, irgend welchen schwierigen Auftrag zu übernehmen. — „Lassen Sie mich machen, Majestät,“ fügte sie mit herzgewinnendem Lächeln hinzu — „ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, Sie zu retten, und was ich unternehme, führe ich auch sicher durch.“

„Täuschen Sie sich nicht, Prinzessin,“ sagte der Kaiser gutmüthig. — „Sie würden da vielleicht das Unmögliche versuchen — doch veremos — wunderbarere Dinge sind geschehen.“

Die Prinzessin führte ihren Vorsatz in der That durch. Der Obrist Villanueva bei den Liberalen, der aber ganz durch die Ueberredung der Prinzessin ihrer Seite gewonnen worden, rieth jetzt selber dem Kaiser, ein paar Zeilen an Juarez zu schreiben und ihn um 14 Tage Aufschub zu bitten, um sowohl seine Vertheidiger von Mexico kommen zu lassen, als auch alles nöthige Material herbeizuschaffen, und es gelang der Dame bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Juarez, zu welchem Zweck sie besonders die beschwerliche Tour nach Luis Potosi machte, ihm wenigstens drei Tage Aufschub abzuringen. Indessen war nach Mexico telegraphirt worden, um den preußischen Gesandten herbeizurufen, da

sich der österreichische als völlig unbrauchbar und nutzlos zeigte. Er war ein diplomatischer Schattenmann voller Furcht und Bedenken, eine adelige Puppe, wie sie leider nur zu oft in fremde Welttheile geschickt werden, um das deutsche Volk dort würdig zu vertreten. Diese Leute sind völlig nutzlos in der Heimath, und man ist da thöricht genug, sie nach außen als Repräsentanten zu schicken, wo sie auch eine Weile eine Rolle spielen, bis wirklich einmal etwas Ernstliches von ihnen verlangt wird. Dann tritt ihre Nutzlosigkeit zu Tage, und sie ziehen sich später mit ein paar unverdienten Orden mehr und einer großen Pension in's Privatleben zurück.

Die Prinzessin kehrte nach sehr kurzer Zeit mit der Ordre des Aufschubs, der dem Proceß eine längere Dauer gab, zurück, war aber sehr unglücklich als sie hörte, daß die Flucht doch ausgeführt werden sollte, und versuchte nochmals aber umsonst ihre Beredsamkeit an dem Kaiser, der jetzt fest entschlossen schien den Versuch zu wagen. Es war Alles vorbereitet, auch die Reise der Prinzessin nach Mexico sollte verschoben werden, bis man wußte, ob die Flucht gelingen werde oder nicht.

Ein dritter Officier hatte indessen in das

Geheimniß gezogen werden müssen, und am 2. Juni traf Alles so günstig zusammen, daß diese drei gerade die Wache hatten. Es wurde nun auch definitiv festgestellt, daß die Flucht in der nächsten Nacht stattfinden solle.

„Außer durch die Cavalleriewache an der Treppe," erzählt Prinz Salm, „und die Infanteriewache vor dem Thor des Klosters wurden die Gefangenen durch keine andere bewacht. Die Officiere waren gewonnen, und die Soldaten folgten ohne zu denken den Officieren. Der Rittmeister nahm sogar eine Escorte mit. In der Stadt lagen nur einige Truppen in den Häusern zerstreut, und die Straßen wurden nicht später als bis eilf Uhr von kleinen Infanterie-Patrouillen durchzogen. Vor der Stadt standen keine Posten und keine Truppe überhaupt zwischen dort und der Sierra Gorda."

An diesem Tage kam Miramon's Gemahlin nach Queretaro und es wurde ihr gestattet, ihren Mann zu sehen, aber um ein Uhr traf eine telegraphische Depesche von Mexico ein mit der Nachricht, daß Baron Magnus mit den beiden ersten Advocaten Mexicos, Martinez de la Torre und Riva Palacio, unterwegs sei.

Die Prinzessin hatte sich die größte Mühe

gegeben, den Kaiser noch zu bewegen, wenigstens die Ankunft der Gesandten und der Advocaten abzuwarten, aber er schien diesmal entschlossen zu fliehen, denn er ahnte was ihm bevorstand, und wollte es nicht abwarten.

Unruhig ging er an dem Nachmittag in seinem Zimmer auf und ab — alle Vorbereitungen waren getroffen und nur die Nacht mußte abgewartet werden, um Queretaro unter starker Begleitung und fast ohne Gefahr zu verlassen. Da verlangte eine alte Frau zu dem Kaiser gelassen zu werden, die, wie sie sagte, einige Kuchen für ihn gebacken hatte und sie ihm selber bringen wolle. Er war immer gut mit den armen Leuten gewesen, und wenn sie auch arm sei, wolle sie ihm doch ihre Dankbarkeit zeigen.

Die Soldaten ließen sie durch, blieben aber — wie ihr Befehl lautete, bei der offenen Thür stehen, und die Alte reichte jetzt dem, darüber allerdings überraschten Monarchen das kleine Körbchen, indem sie ihn bat, die dürftige Gabe freundlich anzunehmen. Von den Soldaten unbemerkt, schob sie aber dabei das eine Brödchen, während ihr Blick den Kaiser traf, ein wenig vor — es war das jedenfalls ein Zeichen, schüttete die Brödchen dann aus, und jedes Geschenk

verweigernd, eilte sie, so rasch sie konnte, wieder zurück und auf die Straße.

Maximilian kannte aber schon diese Art, kleine Zettel in Brod zu verstecken — er hatte mehrere in der nämlichen Weise erhalten, und wie er sich nur unbemerkt wußte, brach er das bestimmte Brödchen auf. Ein unheimliches Gefühl beschlich ihn jedoch dabei — was für eine Nachricht konnte es sein, die ihm jetzt noch mit solcher Vorsicht gesandt wurde, wo er fast offen mit allen seinen Freunden verkehren durfte — etwas Gutes schwerlich — und seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. In dem Brödchen war allerdings ein kleiner Zettel verborgen, auf dem aber nur, mit augenscheinlich verstellter Handschrift die Worte standen:

„Hüten Sie sich — die Leute, mit denen Sie fliehen wollen, sind Verräther.“

Ein recht wehes, bitteres Lächeln zuckte um des Kaisers Lippen, als er die Worte las und den Zettel dabei fast unbewußt in lauter kleine Stückchen zerpflückte.

„Alles Verräther,“ — murmelte er endlich halblaut vor sich hin — „alles Verräther — giebt es denn keinen ehrlichen Menschen mehr in Mexico?“

Er ging von jetzt an mit raschen Schritten in seinem kleinen Gemach auf und ab — nachdenkend die Hände, wie er es gewöhnlich that, auf den Rücken gelegt und den Kopf etwas gesenkt — endlich schickte er nach Prinz Salm, der rasch zu ihm eilte.

„Lieber Salm,“ sagte er, jetzt wieder vollkommen ruhig, „da die Gesandten unterwegs sind, ist die Reise Ihrer Frau nach Mexico unnütz geworden. Außerdem habe ich beschlossen, daß wir in dieser Nacht nicht fliehen wollen.“

„Majestät!“ rief Salm wirklich erschreckt aus, „das kann nicht Ihr Ernst sein — Alles ist vorbereitet — Alles — Sie brauchen nur Ihr Zimmer zu verlassen, aufzusitzen und davon zu reiten. Sämmtliche Officiere, die heute die Wache haben, sind gewonnen, ich bitte Sie dringend von diesem unglückseligen Gedanken abzustehen.“

„Es geht nicht, lieber Salm,“ entgegnete aber der Kaiser freundlich — „denken Sie nur, was die fremden Gesandten sagen würden, wenn sie von Mexico hier ankämen und ich ihnen durchgegangen wäre.“

„Ihrem Gott würden sie danken,“ rief Prinz Salm eifrig, „denn damit wäre ja Alles erreicht,

was sie jetzt nur vielleicht mit vieler Mühe — oder gar nicht — erstreben könnten. Oh, Majestät, ich bitte Sie dringend, folgen Sie nur dies eine Mal meinem Rathe — Sie befinden sich in größerer Gefahr, als Sie vielleicht glauben!"

„So schnell geht es nicht, lieber Salm," lächelte der Kaiser, „und dann — habe ich auch Ihrer Frau versprochen, hier zu bleiben, bis die Gesandten eintreffen — mein Versprechen muß ich doch halten?"

„Majestät!" rief Prinz Salm bewegt, „meine Frau kann Ihnen kein solches Versprechen abgenommen haben — und sicher nicht für den Fall, daß Sie sich früher retten würden. Alles, was sie will, ist ja doch auch nur, Sie in Freiheit und Sicherheit zu sehen."

Der Kaiser schüttelte den Kopf. — „Bitte, sprechen Sie mit den Officieren — wir müssen es auf einen andern Abend verschieben, auf ein paar Tage kommt es ja doch nicht an."

Prinz Salm ging, kehrte aber bald zurück, um dem Kaiser auf's Neue Vorstellungen zu machen. Die Officiere waren außer sich, denn sie wollten einmal das ihnen versprochene Geld verdienen, und dann lag ihnen auch daran, von

hier fortzukommen. Es wußten zu viele Personen um den Fluchtplan — jetzt sei die Sache noch ein Geheimniß und die Ausführung so gut wie gelungen, allein eine Gelegenheit wie die heutige komme nie wieder.

Es war umsonst. So leicht sich der Kaiser sonst zu irgend Etwas bereden ließ, heute gab er nicht nach.

„Wo ist Thomson?" frug er nach einer kleinen Weile.

„Thomson, Majestät, ist heute Mittag abgereist, um nicht nach gelungener Flucht in den Verdacht der Beihilfe zu kommen. Er konnte auch hier Nichts mehr nützen, denn es ist Alles so durchaus geordnet und vorbereitet, daß für ihn Nichts mehr zu thun blieb. Wenn Majestät nur wollten —"

„Heute nicht, lieber Salm — heute nicht — die Herren müssen ja in den nächsten Tagen kommen."

Die Nacht verging — und der Kaiser blieb Gefangener — der günstige Moment war verstrichen.

Wie er dem Drängen der treu an ihm hängenden Officiere nicht nachgegeben hatte, als er noch aus Queretaro ausbrechen konnte —

bis es zu spät war — so auch hier. Zu spät! zu spät!

Am nächsten Tage schon zeigten strengere Maßregeln und die Entfernung der früheren Wachen, daß Escobedo Alles wissen mußte — wenn er es nicht schon früher gewußt hatte.

Prinz Salm wie alle übrigen Officiere wurden von dem Kaiser getrennt und im Casino untergebracht, wie ebenfalls unter strenge Bewachung und Aufsicht gestellt, die sogar so weit ging, daß man ihnen nicht einmal mehr ein Eßbesteck erlaubte.

Als Doctor Basch, der ebenfalls vom Kaiser getrennt gewesen war, aber sehr bald wieder die Erlaubniß erhielt, zu ihm zu gehen, bei ihm eintrat, sagte ihm Maximilian, indem er mit ihm über die jetzt vollständig gestörten Fluchtpläne sprach: „Das haben wir nur den Weibern zu verdanken — ich glaube, die Miramon muß geschwätzt haben.“ *)

Die nächsten Tage vergingen in großer Unruhe, denn das Kriegsgericht sollte seine Sitzungen beginnen' und zwar — als dem größten Raum in Queretaro, wo man auch dem Publikum

---

*) Basch: „Erinnerungen“, Band II. 190.

den Zutritt gestatten konnte — im Theater Iturbide. Wie unwürdig das sei, dem Kaiser gegenüber, sah man natürlich nicht ein. Sowie man aber auch nur dem Kaiser die Mittheilung machte, erklärte er augenblicklich auf das bestimmteste, daß er nicht dort persönlich erscheinen würde, und dabei blieb es.

Die Gesandten gaben sich indessen im Verein mit den gekommenen Advocaten die größte Mühe, den Kaiser gar nicht vor ein Kriegsgericht zu bringen, sondern ihn den Civilgerichten zu überweisen, wodurch die ganze Sache schon ein anderes Ansehen bekam, und nicht von unreifen mexicanischen Officieren, sondern von wirklichen Juristen entschieden wurde. Man hatte den Kaiser allerdings mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, aber doch nicht in der Schlacht besiegt, sondern nur von einem Verräther gekauft — aber Lerdo de Tejada wollte besonders das October-Decret gegen ihn als Hauptanschuldigung erhoben wissen, obgleich es der Kaiser selber fast nie hatte ausführen, sondern fast ohne Ausnahme Gnade walten lassen, und damit war das Urtheil schon von vornherein gesprochen. Der Angeklagte sollte außerdem

nach dem Gesetz vom 25. Januar gerichtet werden.*)

Sämmtliche, dem Kaiser meist freundlich gesinnte Officiere, die darüber befragt wurden, erklärten auch achselzuckend, daß sie die feste Ueberzeugung hätten, der Kaiser würde zum Tod verurtheilt und das Urtheil dann jedenfalls von Juarez bestätigt werden, und jetzt war es Prinzessin Salm, die auf Flucht drang und den Kaiser dahin zu überreden suchte.

Maximilian dagegen, dem man auch wohl diese schlimmen Anzeichen veröffentlicht hatte, vertraute immer noch fest auf die Hilfe des preußischen Vertreters und die seiner Advocaten, und wollte, als ihm die Prinzessin den Vorschlag machte, Nichts davon wissen.

„Ich bin überzeugt, liebe Prinzessin," sagte er, „daß Sie es gut und aufrichtig mit mir meinen, aber — Damen sind doch vielleicht für so Etwas nicht die passenden Werkzeuge, und so sehr ich Escobedo's Schonung nach dem ersten Fluchtversuche anerkenne, so würde ein zweiter, wenn entdeckt, unsere Lage sehr verschlimmern."

---

*) Das Gesetz vom 25. Januar, in dem Juarez alle mit den Waffen in der Hand Betroffenen zum Tode verurtheilte.

„Aber ich gehe sicher, Majestät!“ rief die Prinzessin, im Eifer für ihre Sache erglühend, „und Alles ist schon vorbereitet. Den Obrist Villanueva, der in der Stadt befehligt, habe ich vollständig gewonnen und von ihm ist kein Verrath zu fürchten — nur noch ein anderer Obrist, der die Gefängnisse unter seiner Aufsicht hat, Riva Palacio, muß gewonnen werden, und alle diese Menschen sind mit Gold zu kaufen. Ich stehe Ihnen für den Erfolg, wenn Sie mich mit den entsprechenden Mitteln ausstatten.“

Der Kaiser hatte das Vertrauen verloren, aber dem dringenden Zureden der Dame konnte er zuletzt nicht widerstehen. Schon ihre Worte ließen ihn ahnen, daß seine Sache doch vielleicht gefährlicher stünde, als er anfangs geglaubt — er gab seine Zustimmung, und fröhlichen Herzens eilte die unermüdliche Frau an ihr Werk.

10.
Die Verräther.

Marquez war mit seinen Ausfallstruppen geschlagen worden, und wenn man auch in Mexico wußte, daß der kleinen Zahl eine furchtbare Uebermacht, noch dazu hinter befestigten Werken, gegenüber gestanden, so machte es doch in der Stadt einen höchst peinlichen Eindruck, denn was konnten sie jetzt noch hoffen.

Die Stadt selber sah auch verödet aus — alle Läden waren geschlossen, die Bewohner wagten sich kaum noch auf die Straße, denn das Feuer der Belagerer wurde von Tag zu Tag heftiger, und trübe Nachrichten von außen dienten nicht dazu, den Belagerten frischen Muth zu geben. So wenig man bis jetzt wirklich geglaubt, daß Queretaro genommen und der Kaiser gefangen

sei, so drängte sich doch der Masse endlich die Ueberzeugung auf, daß es im inneren Lande nicht gut stehen könne, sonst hätte man schon in dieser langen Zeit bestimmte Nachricht haben müssen — aber Gewißheit fehlte, und die wackeren österreichischen Führer, Graf Khevenhüller und Obrist Kodolich, wiesen alle Versuche des liberalen Oberbefehlshabers, die Waffen in einer hoffnungslosen Sache niederzulegen, auf das entschiedenste zurück.

Da gelangte plötzlich am 16. Juni ein Brief von Baron Lago aus Tacubaya, dicht bei Mexico, an den Grafen Khevenhüller, der jeden Zweifel zerstreuen mußte und dem Ganzen eine entschiedene Wendung gab.

Baron Lago, der österreichische Geschäftsträger, aus Furcht, sein kostbares Leben gefährdet zu sehen, hatte allerdings den Kaiser in seinen letzten Tagen und in der höchsten Gefahr verlassen — hier aber traf seine Kunde zur rechten Zeit ein, um weiteres Blutvergießen und Unheil zu verhüten.

Der Brief lautete: „Lieber Graf — Ich mache Ihnen officiell zu wissen, daß der Kaiser Maximilian sich in Queretaro, von wo ich am heutigen Abend hier eingetroffen bin, in Gefangen-

schaft befindet. Er wurde am 15. Mai mit seiner ganzen Armee und allen seinen Generalen gefangen genommen.

„Ich habe Seine Majestät zu wiederholten Malen in seinem Gefängniß in dem Kloster de las Capuchinas gesprochen. Ohne Zweifel hat General Marquez einen eigenhändigen Brief Seiner Majestät, den Ihnen Herr v. Magnus gesendet hat, beseitigt. In diesem Briefe befiehlt Ihnen Seine Majestät sowie allen übrigen Officieren österreichischer Nationalität, fürderhin jedes Blutvergießen zu vermeiden.

„Ich erlaube mir nun, Ihnen dies, in meiner Eigenschaft als österreichischer Geschäftsträger, mitzutheilen, indem ich Sie und die anderen Officiere der genannten Nationalität für jedes, von nun an für eine verlorene Sache vergossene Blut jedes Oesterreichers verantwortlich erkläre, und dies zwar gegenüber Seiner k. k. österreichischen Majestät.

„Empfangen Sie Herr Graf 2c.

Baron de Lago."

Der letzte Satz war eine — Schwachheit, um ein ganz mildes Wort zu gebrauchen; Oesterreich hatte sich lange von den nach Mexico gezogenen Soldaten losgesagt, fand es sogar später gegen

das „Princip", Officiere von dort wieder anzustellen, und gestattete es nur ausnahmsweise. Aber der Brief selber klärte endlich die Situation und brachte das unnatürliche Verhältniß in Mexico zu einem Abschluß. —

Im erzbischöflichen Palais saß an dem nämlichen Nachmittag Labastida und schrieb verschiedene Briefe, horchte aber dabei immer unwillkürlich nach der Thür. — Er hatte den General Marquez zu sich bitten lassen, und erwartete ihn schon seit fast zwei Stunden, ohne daß er der Aufforderung gefolgt wäre.

Endlich meldete ein im Vorzimmer stationirter Padre den Oberbefehlshaber der Stadt, und gleich darauf betrat Marquez in voller Uniform, aber bleich und mit finster zusammengepreßten Zügen den Raum.

„Monseñor hatten gewünscht mich zu sprechen," sagte er, „und es trifft sich dabei sehr gut, denn ich wäre auch von selber heute zu Ihnen gekommen. Was ist es, das Sie mir mitzutheilen haben?"

„Nichts Gutes, lieber Marquez," sagte der Erzbischof, „nichts Gutes in der That. Aber was hätte Sie zu mir geführt?"

„Ich möchte Ihre Neuigkeit zuerst hören,"

sagte Marquez trocken, „vielleicht ist es das Nämliche, was ich erfahren habe."

„Schwerlich," rief Labastida, „dann bringen Sie mir eine andere Unglücksbotschaft."

„Es kommt selten eine allein," lachte Marquez bitter, „also was war es?"

„Santa Anna ist von den Liberalen gefangen genommen," sagte der Erzbischof mit unterdrückter Stimme, „und Vera-Cruz selber vielleicht schon, während wir hier sprechen, in ihren Händen."

„In der That?" sagte Marquez, ohne jedoch besondere Aufregung deshalb zu zeigen, „ist Ihr Bote zurück?"

„Denken Sie sich die Niederträchtigkeit von Porfeirio Diaz," rief aber der Kirchenfürst, und seine Augen blitzten dabei vor Zorn und Ingrimm — „den Boten, den Padre Zaloga, haben sie aufgefangen — er hatte noch andere wichtige Papiere aus Puebla bei sich, die jetzt verloren sind — den Brief aber, der mir über Santa Anna Kunde giebt, schickt mir General Diaz hier herein, und zwar zugleich mit einem Zettel, worin er uns einfach anzeigte, daß er den „würdigen Padre" als Spion habe hängen lassen."

Ein spöttisches, fast verächtliches Lächeln

zuckte um Marquez' Lippen, aber er hielt es nicht einmal der Mühe werth, darauf zu antworten.

„Da bringe ich noch bessere Kunde," sagte er nach einer Pause, „diesen Brief haben die fremden Obristen heute von dem österreichischen Gesandten erhalten."

„So wissen sie Alles?" rief der Erzbischof rasch.

„Gewiß —"

„Und was haben sie beschlossen zu thun."

„Was konnten sie beschließen? Sie weigern sich, weitere Dienste zu thun, und die Geschichte ist aus."

Der Erzbischof sah den General starr und erbleichend an.

„Und was gedenken S i e zu thun?"

„Mich nicht von den Liberalen erwischen zu lassen," erwiederte Marquez trocken.

„Und die Stadt?"

Der General zuckte die Achseln. — „Unsere Truppen können sie nicht allein mehr halten," sagte er ruhig, „und werden sich hüten, einen weiteren Versuch dahin zu machen."

„Und wenn man ihnen Geld verspräche?"

„Monseñor haben schon zu viel versprochen," sagte der General ruhig, „daß Ihnen kein Mensch

mehr glaubt. Jetzt aber hülfe auch nicht einmal mehr Geld, und wenn es der Klerus wirklich baar aus den Händen gäbe — es ist zu spät. Hätten Sie den Kaiser unterstützt, so konnten Sie mit dem noch zu einem Verständniß kommen — mit den Liberalen ist das, wie Sie recht gut selber wissen, nicht mehr möglich, und Sie mögen jetzt sehen, wie Sie mit denen fertig werden."

„Und ist das all' der Dank, den wir von Ihnen zu erwarten haben, General?" sagte Labastida, sich stolz emporrichtend.

„Dank?" erwiederte Marquez bitter — „ich wüßte in der That nicht, Monseñor, wofür ich Ihnen Dank schuldig wäre, denn von allem Anfang an hatten Sie nur das Interesse des Klerus im Auge und hielten sich zu dem, der Ihnen Aussicht bot, das zu fördern. Ich habe es versucht, aber es ging eben nicht — das Volk wird doch mit den Jahren klüger. War es sonst noch Etwas, das Sie mir mitzutheilen hatten?"

„Und soll denn wirklich Alles verloren sein!" rief der Erzbischof in Verzweiflung.

„Darüber werden Sie sich mit dem Präsidenten Juarez verständigen müssen, Monseñor," erwiederte kalt der General, machte dem Erz-

bischof eine tiefe Verbeugung und verließ das Haus.

Unter dem Militär entwickelte sich jetzt eine ganz eigenthümliche, aber dabei fast unheimliche Regsamkeit, denn mit der Gewißheit, daß das Kaiserreich gestürzt und der Kaiser gefangen sei, dachten die fremden Truppen gar nicht mehr daran, für General Marquez oder irgend einen Mexicaner den Krieg fortzuführen. Ihre Führer erklärten augenblicklich dem General Marquez, daß sie mit Porfeirio Diaz selber über ihren Zug nach der Küste in Unterhandlung treten würden — erhielten aber gar keine Antwort. Marquez blieb überhaupt von dem Augenblick an verschwunden. Nachdem man ihn noch bei General Andrade hatte vorfahren sehen, setzte er sich in seinen Wagen, und kein Mensch war im Stande anzugeben, wohin er sich gewendet.

Das Commando in der Stadt, oder vielmehr den Oberbefehl über die jetzt unaufhaltsam eintretende Verwirrung, übernahm General Tavera, aber auch ihm blieb nichts weiter übrig, als mit dem Feind zu capituliren — es wäre ihm nicht möglich gewesen, die jetzt von den deutschen Truppen aufgegebene Stadt auch nur gegen einen Ansturm des Feindes zu halten, selbst

wenn er noch Lebensmittel für seine Soldaten gehabt hätte.

Die fremden Truppen aber zogen, wie es mit Porfeirio Diaz ausgemacht worden, sämmtlich in den kaiserlichen Palast, in dessen Hofräumen sie sich lagerten. Die Thore wurden geschlossen, und die ausgesteckte weiße Fahne deutete an, daß sie alle Feindseligkeiten eingestellt hätten.

Jetzt erst bekamen sie sichere Nachrichten von ihrem Kaiser, und mit welchem Weh es die treuen Herzen erfüllte, läßt sich denken.

Am 21. endlich marschirte Porfeirio Diaz in musterhafter Ordnung in die Stadt. Es war eine rauh aussehende Armee, die Soldaten meist barfuß oder mit Sandalen, in Leinwandhosen, oft ohne Jacken selbst, aber vortrefflich bewaffnet und in strenger Disciplin gehalten. Den Soldaten war unter Todesstrafe jede Gewaltthat verboten, auch der Verkauf von spirituösen Getränken in der Stadt für die ersten drei Tage bei schwerer Strafe untersagt.

Der Klerus aber mußte — wo er am liebsten die ganze Armee der Liberalen excommunicirt hätte, zu Mittag ein Tedeum abhalten und alle Glocken läuten lassen — sie deuteten den Frieden.

Während die Glocken noch erklangen, die Soldaten aber schon meist Alle ihre Quartiere bezogen und die Officiere sich zerstreut hatten, um ihre alten, lange nicht gesehenen Bekannten und Verwandten wieder aufzusuchen, ritten zwei Reiter in mexicanischer Tracht über die Plaza und bogen nach einer der Seitenstraßen ein. Dieser folgten sie eine kurze Strecke, bis sie ein kleines aber freundliches Haus erreichten.

Der Eine von ihnen, eine sehr stattliche Gestalt mit schwarzem Schnurrbart und Militärischem in seinem ganzen Wesen, hielt hier, sprang vom Pferd, warf seinem Begleiter die Zügel zu und klopfte mit dem Hammer an die Pforte. Es dauerte auch nur wenige Momente, so erschien ein indianischer Bursche, der aber mehr erschrocken als erfreut schien, den Caballero da zu finden.

„Nun, muchacho," sagte dieser, „Du schneidest ja ein sehr bestürztes Gesicht — ist die Señora zu Hause?"

„Ah, Señor Lopez!" rief der Junge, „sind Sie wieder da? Nein, die Señora ist nicht zu Hause — schon seit drei Tagen nicht."

„Seit drei Tagen?" rief Lopez erstaunt — „und wo sonst ist sie?"

„Bei ihren Eltern," sagte der Bursche, „und ich weiß nicht, wann sie wiederkommt."

Lopez warf ihm einen düstern, mißtrauischen Blick zu, erwiederte aber kein Wort, drehte sich ab, schritt hinaus, sprang wieder in den Sattel und trabte die Straße hinab, dem Hause seiner Schwiegereltern zu. — Was konnte nur seine Frau bewogen haben, ihre eigene Heimath zu verlassen? Aber das Alles mußte er ja bald erfahren, und schärfer ließ er sein Pferd austraben, um die Stätte rasch zu erreichen.

Vier oder fünf Straßen mochten die Beiden etwa passirt sein, ohne ein Wort mit einander gewechselt zu haben, als sie wieder an einem größeren und sehr eleganten Hause anhielten, und wieder sprang Lopez aus dem Sattel und klopfte an die Pforte — aber Niemand antwortete oder kam um zu öffnen.

Sein Begleiter — Obristlieutenant Jablonsky, hatte wohl, als sich Jener eben dem Hause näherte, eine Frauengestalt bemerkt, die auf den einen Balcon trat. Sie warf aber nur einen flüchtigen Blick hinab und verschwand dann wieder, und Jablonsky glaubte natürlich, daß sie nun einen Diener zum Oeffnen senden würde — aber es kam Niemand. Lopez klopfte jetzt

stärker und anhaltend, und ließ zuletzt den Hammer so rasch und tönend auf das Eisen niederfallen, daß das ganze Haus davon erbebte und die Nachbarinnen schon auf die Balcone hinaustraten. Endlich wurden unten Schritte gehört, die Thür öffnete sich und ein junges Mädchen stand im Gang.

„Die Señora im Haus?" rief Lopez, der sie recht gut kannte, — „wie geht es Dir, Manuelita?"

„Meine Schwester kommt gleich," erwiederte die Señorita, ohne aber nur den Gruß mit irgend einem Wort oder Blick zu erwiedern. — Lopez wollte auch an ihr vorüber und durch den unteren Gang der Treppe zueilen, als er seine junge Frau erblickte, die mit dem Kind auf dem Arm ihm entgegenkam, seiner Umarmung aber auswich und ihm nur den erschreckten Knaben entgegenhielt.

„Da," rief sie, und ihr Antlitz war dabei todtenbleich, aber ihre Augen blitzten und ihre ganze Gestalt zitterte — „da hast Du Dein Kind, Verräther — Verräther an Deinem Kaiser und Wohlthäter, an dem Pathen Deines eigenen Knaben!"

„Querida!" rief Lopez entsetzt, indem er vo

r

dem sprühenden Blick des jungen Weibes scheu einen Schritt zurücktrat — „was ist Dir?"

„Was mir ist?" rief aber die Frau, den Knaben auf den Boden setzend, indem sie sich zu ihrer vollen Höhe aufrichtete, „und das fragst Du auch noch? — Traidor! — weißt Du, wie Dich das Wort, einem Judas gleich, durch die Welt treiben wird? Da, nimm Deinen Knaben — Du hast ihm die Schmach, den Fluch Deines Namens gelassen, und er wird ein Verräther werden, wie Du selbst — aber dann weiche von dieser Schwelle, denn verflucht ist selbst der Boden, auf dem Du stehst!"

„Um der heiligen Jungfrau willen!" rief Lopez, die Arme nach ihr ausstreckend; aber das junge Weib flog den Gang zurück, und das Kind, das sich aufgerafft hatte und so klein war, daß es kaum laufen konnte, suchte schreiend ihr zu folgen.

Lopez stand, das Gesicht in den Händen bergend, vernichtet und gebrochen, dann raffte er sich empor — er zögerte — sollte er ihr nach? — er wagte es nicht — den schreienden Knaben aufgreifend und an sich pressend, küßte er das Kind, aber setzte es wieder auf den Boden, dann aus dem Haus wankend, ergriff er die

Zügel seines Pferdes und schwang sich in den Sattel.

„Caracho, Lopez!" rief ihm sein Begleiter zu — „was ist Euch? Ihr seht ja käseweiß aus, — Etwas vorgefallen im Haus?"

Lopez antwortete ihm nicht, sein Thier fühlte die Sporen, und im Galop sprengte er die Straße hinab — wohin? — er wußte es selber kaum, und das Thier flog mit ihm den Weg entlang — Jablonsky war aber schon an seiner Seite.

„Compañero!" sagte er, „ich halte es jetzt nicht länger aus — acht Stunden sind wir nun geritten, ohne daß auch nur ein Bissen Brod oder ein Tropfen Wein über unsere Lippen gekommen ist — das wird langweilig. Da vorn ist eine Pulqueria, und ich muß wenigstens ein Glas Wein trinken oder ich kann mich nicht mehr im Sattel halten" — und ohne Weiteres voraussprengend, zügelte er sein Pferd dort ein, sprang hinab, band es draußen an einen Ring und trat in das Innere.

Es war die nämliche Pulqueria a los descontentos, die Jablonsky schon von früher her gut genug kannte und wußte, daß man dort ein

gutes Glas spanischen Wein bekam. — Lopez folgte ihm fast willenlos. Die Zunge klebte ihm selber am Gaumen, und er fühlte, daß er einer Stärkung bedürfe. Der Raum im Innern war freilich mit Menschen gefüllt, denn das drängte und wogte nur so heute durch die Straßen. Wurde doch die Stadt nicht mehr beschossen, und Jeden trieb es Neues von draußen und Nachrichten theils von Queretaro, theils von anderen Orten her zu hören. Ebenso hatte sich hier eine Anzahl der liberalen Officiere versammelt, um die Tagesneuigkeiten zu besprechen, und meist die Tische im benachbarten Zimmer besetzt. Einige standen aber auch an dem Schenkstand selber, um sich ihre Gläser füllen zu lassen, und der Wirth hatte kaum Hände genug, um ihnen Allen zu willfahren.

Zwischen diese hinein trat Jablonsky, und Niemand achtete auf ihn. Wer auch kannte den Burschen. Jeder hatte selber genug mit sich zu thun, und eben so wenig würde man seinen Kameraden, der ihm dicht folgte, bemerkt haben, wäre nicht Einzelnen dessen so merkwürdig bleiches Gesicht aufgefallen.

„Caracho!" flüsterte einer der Officiere dem andern zu — „sieh 'mal den Caballero an; ich

glaube, der hat nicht einen Tropfen Blut mehr in den Backen."

Der Angeredete hielt gerade ein großes Glas Wein in der Hand, das er sich selber am Schenktisch geholt hatte, und war eben im Begriff davon zu trinken. Ueber das Glas hin sah er nach dem Bezeichneten hinüber, als er es rasch und fast wie erschreckt wieder absetzte und laut ausrief:

„Lopez! Purisima!"

„Lopez? — wer? welcher?" rief es im benachbarten Zimmer — „Miguel?"

Lopez hatte den Blick dem, der seinen Namen nannte, zugewandt und einen Freund erkannt, mit dem er früher viel verkehrt — aber es lag ihm jetzt Nichts daran, alte Bekanntschaften wieder anzuknüpfen — er wäre auch am liebsten gleich wieder umgekehrt, aber das hätte Aufsehen erregt. — Was kümmerten ihn die Officiere — nur ein Glas Wein wollte er trinken, und dem Andern nur leicht zunickend, trat er zum Schenktisch.

Lopez — der Name hatte aber wie Feuer gezündet, denn es wurde gerade in der Zeit fast von Nichts weiter in Mexico gesprochen, als von der Einnahme von Queretaro, bei der ge-

rade dieser Lopez den Kaiser verrathen und ihn und die Festung für 3000 Unzen an Escobedo verkauft hatte. — „Miguel Lopez?" rief es von allen Seiten. — Die Officiere wollten den Mann selber sehen und drängten herbei. Der Erste aber, ein Hauptmann Estella, der sich von seinem Erstaunen erholt hatte, rief, indem er einen Schritt auf Lopez zutrat:

„Und Du Schurke wagst es, unter ehrliche Leute, unter Soldaten zu kommen und mit ihnen an einen Tisch zu treten und von einem Wein trinken zu wollen? Caracho!" Und mit dem zwischen den Zähnen hervorgezischten Fluch, goß er in aller Wuth dem Buben den Wein, den er noch in der Hand hielt, in's Gesicht hinein.

Lopez griff, fast außer sich, nach der Seite, wo er jedenfalls seinen Revolver trug, aber jetzt brach der Sturm von allen Seiten gegen ihn los.

„Hinaus mit dem Schuft — hinaus mit der Canaille!" rief es, selbst der Wirth griff in Entrüstung nach einer vollen Flasche, die er verkehrt in der Hand hielt — „auf die Straße mit dem Verräther, oder besser noch, an den Galgen mit ihm!" Und wer etwas Flüssiges in der Hand hielt, goß es über ihn, ja Gläser wurden nach ihm geschleudert; ein großes Pulqueglas barst

ihm am Kopf, und nur durch den Hut wurde die Wucht desselben gebrochen.

Lopez warf scheu den Blick umher, aber er sah auch im Nu, daß er hier Alle gegen sich hatte. Selbst sein Helfershelfer Jablonsky drückte sich vorsichtig von ihm fort, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß er zu ihm gehöre, und dann gleiche Mißhandlung zu erfahren, und der Verräther, feige wie er sich immer gezeigt, floh aus der Thür, warf sein Pferd los und sich in den Sattel, und jagte, wie von Furien gepeitscht, die Straße hinab. — Wohin er floh? Niemand hat es erfahren — unter anderem Namen mag er wohl das Land verlassen haben, aber selbst Mexico, das Land des Verraths und Treubruchs, mochte diesen nichtswürdigen Verräther nicht auf seinem Boden dulden.

Auch Marquez war verschwunden, hielt sich aber noch, wie man bestimmt wußte, in der Stadt versteckt, und Porfeirio Diaz hatte 10,000 Pesos auf seinen Fang gesetzt, so daß die Polizei einen außerordentlichen Eifer entwickelte, um ihn aufzuspüren.

Ebenso fahndete man auf den Präfecten O'Horan, der in Tlalpam die zwölf Liberalen hatte hängen lassen.

Draußen am Nordende Mexicos, in einer vollkommen abgelegenen Gegend, wo nur die ärmsten Bewohner der Stadt in Schmutz und Dürftigkeit lebten und in den letzten Tagen der Belagerung, wo die Kugeln immer dichter flogen, auch fast alle ihre elenden Baracken verlassen hatten, schien noch die eine von diesen Hütten bewohnt. Eine alte Frau wenigstens stand vor der Thür draußen und mußte wohl Jemanden erwarten, denn sie sah fortwährend die Straße hinunter und ging nur manchmal in ihre elende Kammer zurück. Dort hatte sie eine Kranke im Bett liegen, mit der sie, aber auch nur leise flüsternd, einige Worte wechselte.

Wieder war sie herausgekommen und erschrak sichtlich, denn dicht vor der Thür bemerkte sie zwei Fremde. — Sie wollte sich wenden und in das Haus zurückgehen, aber der Eine, der mit dem Andern ein paar Worte geflüstert hatte, eilte ihr rasch nach und sagte:

„Oh, Señora — erlauben Sie mir eine Frage — wohnen Sie hier ganz allein?“

„Ja,“ brummte die Frau — „weshalb?“

„Oh — ich — suche einen guten Freund, dem ich gern Etwas sagen wollte.“

„Ja, dann müssen Sie ihn wo anders suchen,“

knurrte die Alte, deren Gesicht in tausend kleinen Falten lag, während die zusammengekniffenen grauen Augen daraus vorblitzten — und damit eilte sie über den Hof schräg hinüber, und würde im nächsten Moment auch die Thür erreicht und jedenfalls hinter sich zugeworfen und verriegelt haben. Der Fremde schien aber nicht gesonnen, sich so abfertigen zu lassen. Mit ein paar Sätzen war er an ihrer Seite.

„Seid Ihr ein Räuber?“ schrie das Weib entsetzt, indem sie ihn zurückzuschieben suchte. — „Und glaubt Ihr, daß es bei einer armen alten Frau Etwas zu stehlen gäbe? Fort mit Euch, oder bei —“

„Pst,“ warnte aber der Fremde, der auch gar nicht wie ein Mexicaner aussah. „Ich weiß, wen Ihr bei Euch habt, und muß ihn sprechen. Seid Ihr vernünftig, so soll Euch kein Leid geschehen — und ihm auch nicht. Nehmt Ihr aber keinen guten Rath an, dann rufe ich den nächsten Soldaten, der vorbeigeht, und was dann geschieht, wißt Ihr.“

„Wer seid Ihr?“ rief das Weib, an allen Gliedern zitternd, „und was wollt Ihr?“

„Ich bin ein Amerikaner,“ sagte der Fremde, „und muß den General sprechen — weiter Nichts.“

„Welchen General — ich weiß von keinem General," rief aber die Alte, während sich der Fremde jedoch ohne Weiteres in die Thür drängte, „da seht selber — ist das etwa einer?" Und sie deutete dabei auf das in der Ecke befindliche Bett, auf dem, mit dem Rücken nach dem Zimmer zu, eine Gestalt, mit einer Serape zugedeckt, lag, die aber eine Frauenmütze über die Ohren gezogen hatte.

Der Fremde beobachtete die angebliche Kranke etwa eine halbe Minute und ließ dann den Blick im Zimmer umherschweifen. Der Raum sah öde genug aus, kahle Wände, ein paar wacklige Sessel, ein alter Tisch — außerdem war es bei dem geschlossenen Laden fast ganz dunkel. Der Fremde stieß aber ohne Weiteres den Laden auf — unter dem Bett sah er ein zusammengeschnürtes Bündel, und ein anderes, wie es die Indianer gewöhnlich zu Markte tragen, lag noch mitten in der Stube.

„Wer ist die Frau?"

„Meine kranke Tochter," sagte die Alte finster. „Habt Ihr Euch nun überzeugt? — und nun geht, daß Ihr sie mir nicht stört; sie hat in all' dem Lärm und Trubel in der Stadt überdies in den letzten Tagen keine Stunde Ruhe gehabt."

Der Fremde war nicht so leicht abgewiesen — er betrachtete sich die Gestalt etwas genauer — die breiten Schultern gehörten keiner Frau an, er schien auch seiner Sache zu gewiß, und sich einen Stuhl nehmend, rückte er ihn ruhig an das Bett, setzte sich darauf, nahm dann einen Revolver aus der Tasche und sagte mit der größten Freundlichkeit:

„General Marquez, dürfte ich Sie vielleicht ersuchen, sich einmal einen Augenblick umzudrehen — bitte, geben Sie sich keine Mühe," setzte er hinzu, als er bemerkte, daß die Kranke eine fast krampfhafte Bewegung unter der Decke machte — „mein Revolver hier ist in guter Ordnung, und außerdem hält noch ein Freund von mir draußen an der Thür Wache. Sie müssen mir Rede stehen, aber fürchten Sie auch Nichts für Ihre Sicherheit. Wenn Sie meinen Wunsch erfüllen, soll Ihnen nicht das Geringste geschehen, und ich denke gar nicht daran Sie zu verrathen."

Die Gestalt rührte sich nicht — sie lag jetzt still und regungslos, und die Alte sagte zitternd:

„Aber um der heiligen Jungfrau willen, Señor, was reden Sie nur — es ist meine kranke Tochter und stocktaub noch dazu. Sie könnten

eine Stunde auf sie einschwatzen und sie würde keine Sylbe davon hören."

„So," sagte der Fremde, indem er von seinem Stuhl aufstand — „das ist dann etwas Anderes — so werde ich mir nur erlauben, als Wache hier zu bleiben, und meinen Freund indessen nach einer Patrouille schicken. Behüten Sie nur so lange die kranke Tochter, Señora" — und mit langsamen Schritten ging er nach der Thür.

Da plötzlich richtete sich die Gestalt im Bette empor, und der Fremde, sich rasch wendend, hielt den Revolver gegen sie gerichtet, aber er hatte Nichts für sich zu fürchten. Er starrte in das leichenblasse und durch eine alte Schußwunde arg entstellte Gesicht des gefürchteten Generals, das mit der Frauenmütze auch einen halb komischen, halb grausigen Anblick bot.

„Was wollen Sie — wer sind Sie?" rief er dabei, und der Fremde sah recht gut, daß auch er in der rechten Hand eine Waffe trug, aber er hob sie nicht, sondern hielt sie nur krampfhaft umspannt und blickte den Eindringling mit seinen bösen, stechenden Augen, in denen ein ganzes Meer von Haß und doch auch zugleich von Furcht lag, an.

„Oh, Santisima," rief da die Frau, auf ihre Kniee niederfallend, „ich habe ihn auf meinen Armen herumgetragen, ich konnte ihn ja nicht verrathen! Erbarmen — Erbarmen!"

„Señora," sagte der Fremde mit voller Ruhe, „schreien Sie nicht so — ich habe Ihnen schon vorher gesagt, daß ich ihn nicht verrathen will — General, kennen Sie mich nicht mehr?"

„Nein," sagte der General finster und riß dabei die Mütze von seinem Kopf herab, denn er fühlte, daß er lächerlich darin aussehen mußte.

„Dann will ich mich Ihnen selber vorstellen," erwiederte der Amerikaner. „Mein Name ist Galway — erinnern Sie sich meiner jetzt? Es sind noch kaum acht Tage her — vielleicht etwas länger, daß Sie so freundlich waren — mich, wie eine Anzahl von Kaufleuten aus der Stadt, einzuladen, wonach Sie uns dann zwangen, Ihnen bedeutende Summen Geldes auszuzahlen. Mich hielten Sie damals zwei Tage ohne einen Bissen Essen oder einen Trunk Wasser eingesperrt, bis mich der Hunger zwang, Ihnen zu willfahren, und ich war genöthigt, Ihnen hundert Unzen zu übergeben."

Als Marquez schwieg, fuhr der Amerikaner freundlich fort:

„Ich war glücklich genug, gerade Zeuge zu sein, wie Sie diesen Schlupfwinkel suchten, und eine Weile habe ich mit mir gekämpft, ob ich die auf Ihren Fang ausgesetzten zehntausend Pesos verdienen solle oder nicht. Die Sache hat aber einen Haken. Mitleid für Sie hielt mich natürlich nicht ab, denn Sie sind vielleicht der abgefeimteste und blutgierigste Schurke, den die Welt trägt, und haben den Tod tausendfach verdient. Aber die liberale Regierung macht von der mexicanischen Tugend: Alles zu versprechen und gar Nichts zu halten, keine Ausnahme. Lopez, der Queretaro und den Kaiser verrieth, hat ebenfalls Nichts bekommen, und ich würde nur Mühe gehabt und aller Wahrscheinlichkeit nach gar nichts weiter als das Vergnügen erreicht haben, Ihrer Execution beizuwohnen. Ich habe mir deshalb die Sache anders überlegt. — Geben Sie mir die hundert Unzen, die Sie mir frecher Weise abgenommen, wieder zurück und machen Sie dann, daß Sie fortkommen — ich werde Ihnen nicht dabei im Wege sein. Weigern Sie sich, so befinden Sie sich eine halbe Stunde später in den Händen der Liberalen, und was dann mit Ihnen geschieht, wissen Sie — den alten General Vidaurri haben sie auch vor etwa anderthalb

Stunden hinausgeschleppt und von hinten erschossen."

Marquez war todtenbleich geworden. „Und wer bürgt mir dafür," sagte er mit heiserer Stimme — „daß Sie das Geld nehmen und nicht doch nachher hingehen und mich verrathen?"

„Sie urtheilen nach sich selber, bester General," lächelte der Amerikaner. — „Schon daß ich nicht mehr Geld von Ihnen erpresse, als wirklich mein Eigenthum ist, mag Ihnen den Beweis liefern — außerdem gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß weder ich, noch mein Freund da draußen Sie in den nächsten vierundzwanzig Stunden anzeigen werden. Bis dahin wünschen wir Ihrer Gegenwart enthoben zu sein. Wie ist es, haben Sie sich entschlossen?"

„Ja," sagte Marquez finster, indem er unter die Bettdecke griff und einen kleinen Sack mit Unzen hervorholte — „es bleibt mir nichts Anderes übrig." Er langte mit der Hand hinein und hatte rasch hundert Stück abgezählt, die er dem Amerikaner reichte — „sind Sie jetzt zufrieden?"

Der Amerikaner zögerte: „Die Zinsen möchte ich nicht gern verlieren — ich bitte Sie, noch eine zuzulegen."

Marquez lachte. „Sie sind wirklich praktisch," sagte er — „und was wird jetzt? — Können Sie mir behilflich sein, von hier fortzukommen? Ich gebe Ihnen —"

„Bitte, nein," unterbrach ihn aber Galway — „das ist Ihre Sache und geht über unsern Contract. — Nicht einen Finger würde ich bewegen, um Sie vom Galgen zu retten. Ich habe nur versprochen, Sie nicht zu verrathen, würde Sie aber mit Vergnügen hängen sehen. Also adios, Señor — unser Geschäft ist beendet!" Und ohne sich weiter um den General oder die Frau zu kümmern, schob er seinen Revolver wie das Gold in seine Taschen und verließ das Haus.

11.

Das Ende eines braven Mannes.

Ich möchte nicht im Thal verderben,
Den letzten Blick beengt von Zwang.
Auf einem Berge möcht' ich sterben,
Bei gold'nem Sonnenuntergang.
Maximilian.

Maximilian und seine Generale wurden nach dem letzten versäumten und dann natürlich ruchbar gewordenen Fluchtversuch allerdings viel strenger bewacht als vorher, ohne daß sich jedoch Escobedo selber Härten gegen den Kaiser erlaubt hätte. Im Gegentheil trat er immer vermittelnd ein, wo ihn untere Officiere roh behandeln wollten. Er hatte sogar schon früher die Erlaubniß gegeben, daß der Kaiser ein eigenes und bequemes Haus bewohnen solle, was aber durch die Proteste eines rohen Burschen, eines General

Gonzales, dem damals die Bewachung anvertraut worden, hintertrieben wurde, und einigermaßen hatte sich auch Escobedo dem Willen seiner Officiere zu fügen, wenn er nicht jede Verantwortung später allein tragen wollte.

Es war übrigens augenscheinlich, daß wenigstens alle besser gesinnten Mexicaner durch das liebenswürdige und edle, wie standhafte Benehmen des Kaisers nach und nach und mehr und mehr für ihn eingenommen wurden, und Mancher von ihnen würde vielleicht nicht ungern seine Flucht gesehen haben. Das rohe Volk behielt aber trotzdem die Oberhand, und Lerdo de Tejada hatte ja einmal seinen Tod beschlossen. Es sollte ein Exempel Europa gegenüber statuirt werden, daß kein fremder Fürst es je wieder wage, die Hand nach der mexicanischen Kaiserkrone auszustrecken.

Das Kriegsgericht über den von allen Seiten fast verrathenen Monarchen war in vollem Gang, und damit auch sein Tod beschlossen, denn das nichtsnutzigste Gesindel saß über ihn zu Gericht und eine Appellation von diesem gab es nicht mehr. Der Kaiser hatte auch schon mit dem Leben abgeschlossen. „Das Einzige, um was ich sie bitten werde," sagte er zu seinem

Ärzte, dem Doctor Basch — „ist, daß sie mein Leben allein nehmen — mein Blut das Einzige sein lassen, was vergossen wird — sie können sich damit genügen lassen.“

Indessen besuchte ihn in diesen Tagen die Prinzessin Salm noch verschiedene Male und verkehrte außerdem häufig in der Stadt mit verschiedenen feindlichen Obristen, besonders mit Obrist Villanueva, der englisch sprach und den sie ja auch schon früher für sich gewonnen. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Kaiser unter jeder Bedingung zu retten, und mit einer fabelhaften Ausdauer verfolgte sie diesen Plan — freilich nur mit der schon früher ausgesprochenen Idee, daß man sich nicht mit geringeren Personen dabei einlassen dürfe, sondern sich an höhere Officiere wenden müsse, wobei Gold dann der Hebel sein sollte, der sie gefügig machte.

So viel Geld hatte aber der Kaiser natürlich nicht baar bei sich, und konnte es auch jetzt nicht, wo sich das Ganze um Tage handelte, so rasch herbeischaffen — Baron Lago — der wahre Strohmann eines Gesandten, war ebenfalls nicht im Stande, hier zu helfen, und der Kaiser stellte endlich zwei Wechsel, jeden von 100,000 Pesos aus, die auf das kaiserliche Haus und seine Fa-

milie lauteten und von Baron Lago, als österreichischem Gesandten, ebenfalls unterschrieben wurden.

Der letztgenannte Herr scheint aber über seine Unterschrift sehr in Angst gewesen zu sein, denn als ihm Doctor Basch die Wechsel noch einmal brachte, um auch die Unterschrift der übrigen Gesandten zu bekommen, lief er in heller Verzweiflung in seinem Zimmer auf und ab. — „Sie werden uns Alle hängen," rief er dabei, „sie werden uns Alle hängen, ohne dem Kaiser Etwas nützen zu können," und mit einer Scheere schnitt er seinen Namen wieder ab.

Als man es später dem Kaiser erzählte und ihm die Worte wiederholte, lachte dieser verächtlich und sagte: „Und welch ein Unglück wäre das gewesen? Die Welt hätte dadurch wahrlich keinen Verlust erlitten."

Die Prinzessin nun — in der festen Ueberzeugung, mit Geld Alles auszurichten, forderte Riva Palacio — einen der wenigen ehrenwerthen mexicanischen Obristen direct auf, ihr bei der Flucht des Kaisers behilflich zu sein, und bot ihm dafür den einen Wechsel von 100,000 Dollars. Villanueva hatte sich schon um den nämlichen Preis bereit gefunden. War es nun, daß

der Versuch ihn zu bestechen zu schroff an Palacio herantrat, oder ihm auch zu direct gestellt worden war, da die Prinzessin nur wenige Worte Spanisch sprach, aber — er lehnte es nicht allein nur ab, sondern brachte sogar den Fluchtversuch zur Anzeige bei Escobedo, und das schnitt dem Kaiser dann die letzte Hoffnung ab.

Prinzessin Salm bekam augenblicklich Befehl, Queretaro zu verlassen, und das Schicksal Maximilian's war entschieden.

Die Comödie im Theater Iturbide in Queretaro, wo das Kriegsgericht auf der Bühne saß, spielte sich ab. Der Kaiser und die Generale Miramon und Mejia wurden zum Tode verurtheilt, das Urtheil mußte Escobedo bestätigen, und am 16. sollte die Excution stattfinden.

Indessen hatte das Gerücht von dem Tode der Kaiserin mehr Verbreitung gefunden, seine wenigen Getreuen fürchteten, daß es dem Kaiser von anderer Seite einmal plötzlich und unerwartet zu Ohren kommen könnte, und beschlossen endlich, es ihm mitzutheilen. Er nahm es — selber schon auf seinen Tod gefaßt, ruhiger hin, als man erwarten konnte.

„Ein Band weniger, das mich an diese Erde

fesselt," sagte er leise, als es ihm Mejia mitgetheilt hatte, und blieb dann still und in sich gekehrt.

Am Morgen des 16., während der Kaiser beschäftigt war Abschiedsbriefe zu schreiben, kam gegen eilf Uhr Vormittags Obrist Miguel Palacio, mit ihm General Refugio Gonzales — ihnen folgte eine Truppe Soldaten, die sich schweigend auf dem Vorplatz aufstellten.

Bei offener Thür las der neue Fiscal Gonzales dem Kaiser jetzt das Urtheil vor, der es mit ruhig lächelnder Miene anhörte; wie aber nur der Fiscal geendet, sagte er zu Doctor Basch, auf die Uhr zeigend: „Auf drei Uhr ist die Stunde angesetzt — Sie haben noch mehr als drei Stunden Zeit und können ruhig Alles vollenden."

Der Fiscal wendete sich zum Gehen, als Maximilian plötzlich frug:

„Zu wem gehen Sie jetzt?"

„Zu General Mejia."

„Dürfte ich Sie bitten, einen Augenblick zu warten — General Mejia hat Besuch — nur einen Augenblick," — und er schritt selber hinüber zu seinem treuen Indianer. Vor kaum einer halben Stunde hatte er nämlich gesehen,

daß Mejia's Frau ihn besuchte, und selbst in diesem Augenblicke dachte er daran, wie furchtbar es für die Gattin sein müsse, dem Vorlesen des Urtheils zuzuhören. Er trat hinüber in Mejia's Zelle, und den Arm der Frau in den seinen ziehend, sagte er:

„Kommen Sie, Señora — Sie müssen jetzt Ihren Gatten für kurze Zeit allein lassen — kehren Sie nachher zurück" — und damit führte er sie dem Ausgang zu.

Miramon, der wohl ahnte, was das Alles bedeute, war Zeuge dieser kleinen Zwischenscene gewesen — er trat, als der Kaiser zurückkehrte, auf ihn zu und sagte:

„Majestät — das ist gar nicht Mejia's Frau."

„Und was thut das?" sagte der Kaiser weich — „es ist eine Frau," — und damit schritt er in seine eigene Zelle zurück.

Gegen Mittag kam der Beichtvater Pater Soria. — „Ich beichte nicht Jedem, der Geistlicher ist," sagte der Kaiser zu Doctor Basch, „und habe den Padre rufen lassen, um zu erfahren, ob wir uns über gewisse Vorfragen einigen können."

Um drei Uhr war der zum Tode verurtheilte

Monarch völlig bereit zum Sterben,*) als der Obrist ein Telegramm brachte, das die Execution drei Tage hinausschob.

„Das ist hart," sagte der Kaiser, „denn ich hatte schon ganz mit der Welt abgeschlossen," — und es war hart, denn es verlängerte nur die Todesqualen der doch dem Tode Verfallenen. — Und die Tage vergingen, schwache Hoffnung lebte noch in den Herzen der treuen Menschen, die ihn umstanden — aber vergebens. Der dritte Tag kam — Baron Magnus, der preußische Gesandte, der sich mit jeder Aufopferung angestrengt hatte, den Kaiser zu retten, während der österreichische Gesandte gar nichts that, hatte umsonst diesen Aufschub von Juarez verlangt.

Um halb sieben Uhr Morgens kam der Obrist Palacio mit der Wachtmannschaft, um den Kaiser abzuholen, der ernst, aber vollkommen gefaßt von den Seinen Abschied nahm.

Die Verurtheilten wurden, während die ganze Besatzung von Queretaro aufmarschirt stand, auf Wagen zu dem Cerro de las Campanas — demselben, wo er sich seinen Feinden ergeben hatte, hinausgeführt.

---

*) Die Einzelheiten dieser Stunden hat Doctor Basch einfach und ergreifend in seinen „Erinnerungen" geschildert.

Als er aus dem dumpfigen Kloster auf die freie Straße trat, sah sich der Kaiser ringsum, athmete mit voller Brust die frische Morgenluft ein und sagte: „Welch ein herrlicher Tag! — einen solchen habe ich mir immer zum Sterben gewünscht."

Und wie öde lag die Stadt — die Straßen waren menschenleer — die Läden geschlossen — keine Neugierigen auf den Balconen, noch auf den Dächern der Häuser — allgemeine Trauer herrschte in Queretaro, denn man hatte dort den unglücklichen Kaiser von Herzen lieb gewonnen und beklagte tief sein gewaltsames Ende.

Auf dem Hügel de las Campanas, der die freundliche Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen und Kuppeln voll überschaute, und fast unmittelbar neben der Stelle, wohin sich die Verrathenen damals zurückgezogen, schritt der Kaiser in das nach dem Cerro hin offene Quarré, umarmte noch einmal seine beiden Todesgefährten und stellte sich dann fest und ruhig den Soldaten gegenüber. An ihm vorbei gingen Miramon und Mejia. Miramon blieb wenige Schritte von dem Kaiser stehen, und Mejia, anstatt an

seiner andern Seite zu bleiben, ging noch über Miramon hinaus.*)

Noch einmal trat der Kaiser vor und gab jedem der Soldaten, die bestimmt waren auf ihn zu schießen, die Hand und eins der neu geprägten Zwanzig-Dollar-Goldstücke mit seinem Bild darauf. „Schießt gut — schießt gerade hierher!" sagte er, auf sein Herz deutend, und ging dann zu seinem Platz zurück.

Dann sprach er mit klarer Stimme die Worte: „Mexicaner — möge dieses Blut das letzte sein, das für das Wohl des Vaterlandes vergossen wird!"

Miramon wies in wenigen Worten den Vorwurf des Verrathes zurück — Mejia rief nur: „Viva Mejico — viva el Emperador!"

Die Büchsen knallten — die drei Opfer stürzten gut getroffen zu Boden; „Hombre!" flüsterte der Kaiser, als er zusammenbrach, dann war Alles vorbei. —

Und warum länger bei dem furchtbaren Bild verweilen. Ein edles Herz hatte da ausgeschla-

*) Es wird gewöhnlich erzählt, der Kaiser habe Miramon den Ehrenplatz in der Mitte zugewiesen, aber das ist unrichtig. Wie sie sich aufstellten, ohne wohl in diesem Augenblick an den Rang zu denken, blieben sie stehen.

gen. Maximilian, der Erzherzog von Oesterreich, war nach Mexico in dem festen Glauben gekommen, von dem Volk wirklich berufen zu sein, und mit dem Willen, nur dem Land Heil und Segen zu bringen — und was fand er? Verrath und Treubruch, wohin er den Fuß setzte, eine schwankende Masse, die ihn heut' vielleicht mit lautem Jubel als Kaiser begrüßte, um morgen schon, statt der Blumen und Kränze, Steine auf ihn zu schleudern — ein verkommenes, durch endlose Revolutionen demoralisirtes und gesunkenes und doch in blindem Eigendünkel befangenes Volk, das durch Phrasen einen Moment für jede Sache hingerissen werden konnte, und augenblicklich nüchtern wurde, sobald man das geringste Opfer von ihm selbst verlangte.

Dahinein trat, an der Hand Napoleon's, Maximilian, ein Prinz, ein Seemann, ein Poet und außerdem ein braver, ehrlicher Mann, der sich an sein Wort gebunden hielt, und nie glaubte er genug gethan und seine Pflicht erfüllt zu haben. So treu und rein sein eigenes Herz war, so konnte und wollte er auch nicht an die Schlechtigkeit anderer Menschen glauben, und selbst zuweilen gewarnt, klammerte er sich noch immer an die Möglichkeit an, daß es seine Um=

gebung doch gut und ehrlich mit ihm meine, bis sie fast Alle — Alle — mit nur sehr wenig Ausnahmen auf sein sinkendes Haupt den Fuß setzten, um darüber hin die eigene Sicherheit zu suchen.

Von Allen wurde er verrathen — am schmählichsten von Louis Napoleon selber und seinem würdigen Marschall Bazaine, von Marquez, von Lopez, den er mit Wohlthaten überhäuft, von seinen eigenen Ministern und Räthen, ja von seiner eigenen Dienerschaft, die nur ihre Koffer füllte und dann zurück nach Hause floh, um ihren Herrn und Wohlthäter zu verunglimpfen.

Die, für die er das Wenigste im Stande war zu thun, hielten am treuesten bei ihm aus, und zu spät sah er ein, daß er weit besser deren Rath gefolgt wäre, als auf die zu hören, die sich ihm aufdrängten und sich seine Freunde nannten.

Zu spät! wie oft schon ist das verhängnißvolle Wort einem Fürsten verderblich geworden — zu spät! — wie oft wird es ihnen noch zum Verderben werden.

Und doch kann die Geschichte nie einen Vorwurf auf das Haupt des mexicanischen Kaisers Maximilian häufen. Er fiel — ja — aber wie

ein Mann, wie ein Held, wie ein Fürst. Seine Feinde opferten ihn — aber er hinterließ keinen Feind, und selbst die rohen Mexicaner standen erschüttert an seiner Leiche.

„Era una alma grande!" (es war eine große Seele) sagte der Obrist Palacio, als er von der Hinrichtung zurückkehrte, und mehr Thränen sind ihm in Mexico, auf fremder Erde, nachgeweint worden, wie vielleicht irgend einem andern Fürsten der Welt, denn erst nach seinem Tode sahen die Mexicaner ein, was er ihnen gewesen — was sie an ihm verloren.

Die Bewohner von Queretaro waren außer sich. Sie hatten die lange und schwere Belagerung ertragen, sie waren gezwungen gewesen für das Heer zu sorgen, und dabei Hunger und Elend mit ihm zu theilen, aber ein förmlicher Enthusiasmus herrschte in der Stadt für den gemordeten Kaiser.

Die Frauen strömten hinaus auf die Richtstätte, netzten Tücher mit dem vergossenen kostbaren Blut, sammelten Steine und Erde von der Stelle, auf der er gefallen, und deckten den Platz mit Blumen.

Ein kleiner Erdhügel wurde dort aufgeworfen und ein rohes, schwarz angemaltes Holzkreuz

darauf errichtet — aber schon in den ersten Tagen war das Kreuz in Splitter geschnitzt und entführt, als theures Angedenken.

Man errichtete ein anderes und wieder ein anderes — das Volk wurde nicht müde. Die Damen gingen in Trauer — das Volk umjammerte die Stätte, bis endlich die Behörden der Liberalen, denen es unter diesen Ovationen für den Gerichteten unheimlich zu werden anfing, und der Gouverneur von Queretaro den Befehl gab, den ganzen Platz der Erde gleich zu machen.

Die Adobie-Mauern, vor denen die Opfer gestanden, wurden abgerissen, die kleinen Erdhügel zerstört, die dort wachsenden Cactuspflanzen abgeschlagen, und selbst das genügte noch nicht, denn aus der Stadt selber ließ man Schutt hinauffahren und die ganze Stätte dicht damit bedecken, so daß die Stelle verschwand und Niemand mehr wußte, wo er die Blumen hinlegen sollte, die fast allnächtlich noch den Opferplatz schmückten. —

In den Straßen standen die Frauen und jammerten und wehklagten, als der Zug der Soldaten von der Richtstätte zurückkehrte.

Ein junges Weib lehnte an der Ecke, den Kopf mit dem Rebozo verhüllt, und jammerte laut — es war Mercedes. Ein Halb-Indianer,

ein Soldat und roher Bursche, trat zornig auf sie zu.

„Um wen weinst Du, Dirne?"

„Um meinen Kaiser!" rief die Jammernde, sich jäh und zornig emporrichtend — „bist Du Einer seiner Mörder?"

„Warte muchacha, das sollst Du mir büßen!" rief der Bube und riß den Revolver aus dem Gürtel. Blitzschnell aber zuckte ein Messer in des Weibes Hand, und den Arm treffend, daß die Waffe zu Boden fiel, floh sie die Straße entlang. —

Juarez selber kam einige Tage später auf seinem Weg nach Mexico durch Queretaro — aber es war ihm unheimlich in dem Ort. Diese Oede, die Trauer um ihn her that ihm weh — Kein Jubelruf begrüßte ihn, kein freundliches Wort; wo er sich sehen ließ, trafen ihn nur scheue, vorwurfsvolle Blicke, und schon mit Tagesgrauen am nächsten Morgen setzte er seine Reise nach der Hauptstadt fort.

12.
Die Republikaner.

Musterhafte Ordnung hielt unterdeß Porfeirio Diaz in der Stadt; die kleinste Uebertretung der gegebenen Befehle wurde aber auch auf das strengste bestraft, und die Soldaten wußten recht gut, daß der General nicht mit sich spaßen lasse.

Aeußerst achtungswerth betrug er sich ebenfalls gegen die fremden Truppen, während sich der österreichische und belgische Consul auf das niedrigste benahmen, und deshalb auch Proteste von allen Seiten hervorriefen. Obrist Kodolich und Graf Khevenhüller hatten (getrennt von dem mexicanischen Oberbefehlshaber — jetzt General Tavera, da General Marquez nirgends mehr zu finden war) direct mit Porfeirio Diaz

unterhandelt, und es wurde ihnen ehrenvoller Abzug, nach Kriegsgebrauch, in ihre Heimath gestattet.

Lerdo de Tejada protestirte allerdings später dagegen, aber Porfeirio Diaz hielt das gegebene Wort aufrecht, oder drohte selber seine Stelle niederzulegen, und Juarez wußte, welchen Einfluß gerade dieser General im ganzen Lande hatte, wenn er ihn eben benützen wollte. Die fremden Truppen, die schon aus Mexico ausmarschirt waren, wurden allerdings, in Folge davon, noch in Puebla zurückgehalten, aber man erwartete wenigstens jeden Tag die Zusicherung des Präsidenten, daß ihrem Weitermarsch Nichts mehr im Wege stehen sollte. —

Die Familie Roneiro hatte indessen, nachdem sie ihr altes bequemes Haus verlassen, die ganze Zeit über jene gemiethete und höchst unbequeme Etage bewohnt, die damals offen gestanden. Señora Roneiro drängte allerdings fortwährend in ihren Gatten, ein neues Haus zu kaufen, damit sie sich dort wieder behaglicher einrichten konnten, aber einestheils waren Roneiro's Einkünfte im letzten Jahr wirklich so beschränkt worden, daß er mit den verschiedenen Anleihen und Marquez' letzter Erpressung von 6000 Pesos

nur auf das Nothwendigste angewiesen blieb, und anderntheils mochte er auch sein wohlerworbenes Eigenthum — und wenn es die Kirche beanspruchte — noch nicht für verloren geben. Die Verhältnisse in Mexico standen das ganze Jahr so ungewiß und schwankend, daß man gar nicht voraussagen konnte, wie sich Alles wenden und gestalten würde.

Allerdings ließ der Klerus ihn verschiedene Male drängen, das Grundeigenthum, um nur sein Gewissen zu befreien, einer geistlichen Person zuzuschreiben, und zwar dem Erzbischof als Oberhirten, da das Gesetz noch nicht geregelt war, welches die Güter der Todten Hand dem Klerus zurückgab, aber er wich immer aus — versprach es allerdings, und weshalb nicht — ließ sich aber auf nichts Bestimmtes, und besonders nichts Schriftliches ein, und wartete eben seine Zeit ab, bis denn auch richtig die Liberalen wieder an das Ruder kamen.

Indessen hatte sich aber in Roneiro's Familie Alles freundlicher gestaltet, denn Inez' größter Schmerz war überwunden. Sie beweinte ihren jungen Gatten wohl noch zuweilen, aber sie war doch wieder heiterer geworden, und hatte sogar die Trauerkleider schon abgelegt. Da traf die

Kunde von der Hinrichtung Maximilian's in Mexico ein, und wirkte besonders niederdrückend auf die Frauen der besseren Kreise, und überhaupt solche, die dem Hof näher gestanden hatten. Die meisten Familien legten auch in der That um den geliebten Monarchen, dessen Verlust sie erst jetzt recht schmerzlich fühlten, tiefe Trauer an, und man sah in der Zeit fast keine Dame in ganz Mexico, die nicht vollkommen schwarz gekleidet ging.

Und eine Trauerkunde jagte dabei die andere, denn jetzt erst, mit freigegebener Communication, wurden die Einzelheiten jener furchtbaren Kämpfe bekannt, die dort im Innern das Schicksal des ganzen Landes entschieden hatten.

Auch Rodriguez' Familie hatte einen schweren Verlust erlitten, denn der immer heitere und wackere Feliciano war bei der Vertheidigung von Queretaro und einem Ausfall, bei dem er sich ganz besonders hervorgethan, durch einen Schuß in die Stirn getödtet worden. Und wie viele Familien hatten liebe Todte zu beklagen!

Die Familie saß bei ihrem Mittagsmahl, als sich die Thür öffnete und ein General der Liberalen auf der Schwelle stand. Roneiro sah allerdings rasch und erstaunt empor, denn

seine Diener hatten strengen Befehl, Niemanden unangemeldet herein zu lassen, die Essensstunde aber überhaupt nie zu stören, doch im Nu erkannte er den Fremden, und aufspringend rief er, indem er ihm die Hand entgegenstreckte:

„Don Porfeirio! lassen Sie sich auch einmal bei uns sehen?"

„Wie geht es, Don Bautista?" lächelte der General, indem er die gebotene Hand nahm und herzlich schüttelte — „und die Damen? — wir sind uns lange nicht begegnet und ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich freue, Sie Alle hier wieder zu begrüßen."

„Und viel hat sich in der Zeit verändert."

„Viel!" nickte Porfeirio bedeutungsvoll.

„Und mit wie viel Blut!" seufzte die Señora. „Mußte denn der arme Kaiser sterben? Er hat es so treu — so ehrlich mit dem Land gemeint."

„Señora," sagte der General ausweichend — „ich verstehe wohl nicht genug von der hohen Politik, und weiß nicht, ob es nöthig war, — ich bedauere aber selber seinen Tod, und möchte von Herzen wünschen, daß ein anderer Ausweg möglich gewesen wäre. — Doch es ist einmal ge-

schehen und nicht mehr zu ändern und — vielleicht auch gut für das Land, denn wir haben jetzt nicht mehr zu fürchten, daß es noch einem andern fremden Fürsten gelüsten sollte, die Hand nach unserer Oberherrschaft auszustrecken."

„Und hört denn das Blutvergießen selbst jetzt noch nicht auf?" klagte Inez, — „mir bebt es immer durch das Herz, wenn ich einen Schuß höre."

„Nur noch Zwei sind es, die wir haben müssen," sagte General Diaz ernst — „General Marquez, der nicht allein uns, sondern auch seinen Kaiser verrathen hat, und den Schurken O'Horan, den bisherigen Präfecten von Mexico — Marquez' Helfershelfer, wo es galt die liberal Gesinnten zu plündern und zu bestehlen, während er indessen heimlich mit unseren Truppen draußen verkehrte und ihnen jeden beabsichtigten Ausfall verrieth. — Aber seine Stunden sind gezählt, wenn wir ihn erwischen, und daß er sich hier noch in der Stadt versteckt hält, weiß ich gewiß. Er hat mehrmals versucht, Unterhandlungen mit mir anzuknüpfen. Bis jetzt war er mir freilich zu schlau, aber ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben. — Doch lassen Sie uns von etwas Anderem reden, als diesen trau-

rigen und trotzdem nicht zu vermeidenden Dingen. Ich bin so glücklich darüber, daß der entsetzliche Bürgerkrieg vorüber ist und es keine zwei Parteien mehr im Lande giebt — keine wenigstens, die sich, Bruder gegen Bruder, mit den Waffen in der Hand bekämpfen können und dürfen."

„Man erzählt sich in der Stadt, daß Sie die größten und gerechtesten Ansprüche auf den Stuhl des Präsidenten hätten," sagte Roneiro, „und wenn Sie ein Wort sprächen —"

„Wenn es nur von dem einen Wort abhängt," erwiederte Porfeirio Diaz ernst, „so wird es nie gesprochen werden, denn Gott wolle verhüten, daß ich die kaum gelöschte Fackel des Bürgerkrieges muthwillig selber und von Neuem entzünden sollte. Nein, Bautista — das Volk mag wählen — ich habe meine Schuldigkeit gethan, und möchte nicht auf eine Liste mit den Namen Marquez, Vidaurri und Lopez kommen."

„Und wo ist Lopez?"

„Ich weiß es nicht," sagte Porfeirio Diaz mit finster zusammengezogenen Brauen. „Er war hier, und hätte ich meinen Willen gehabt, so mußte er hängen, der zehnfache Verräther, aber — er hat einen Paß von Escobedo, und da dieser außerdem nicht besonders freundlich auf

mich zu sprechen ist — und ich weiß eigentlich nicht weshalb — so mochte ich es ihm nicht zu Leide thun. Seit gestern ist der Verräther übrigens auch verschwunden, und Niemand weiß, wohin er sich gewandt. Doch, was ich fragen wollte, compadre — weshalb sind Sie denn aus Ihrem großen, hübschen Hause aus- und in diesen Winkel hineingezogen? Ich hatte Mühe, Sie nur aufzufinden."

Roneiro sah etwas verlegen nach seiner Frau hinüber. „Es sind das eigenthümliche Umstände," sagte er, „die sich nicht so rasch erzählen lassen. — Wir — wir hatten so viele Schwierigkeiten im Haus — unangenehme Störungen mit —"

„Der Geistlichkeit, wie?" lächelte der General.

„Nun ja — die Geistlichkeit machte uns in vielerlei Art solche Schwierigkeiten, daß ich es endlich satt bekam und hier herüber zog."

Porfeirio Diaz warf einen Blick auf die Señora, denn er konnte sich recht gut denken, was ihn dazu getrieben hatte; endlich sagte er:

„Und wissen Sie nicht, daß wir jetzt wieder die Herren im Land sind und nicht der Klerus? Heute ist der Befehl vom Hauptquartier eingetroffen und wird morgen veröffentlicht werden, daß alle die alten, diesem gegenüber gegebenen

Gesetze in Kraft treten. Der Klerus darf kein Grundeigenthum besitzen, die Klöster sind sämmtlich aufgehoben, die Geistlichen dürfen sich nicht mehr im Ornat auf der Straße blicken lassen — sämmtliche Processionen außerhalb der Kirchen sind verboten — das ewige Läuten mit den Glocken, das Einen zur Verzweiflung bringen kann, wird auf das Nothwendigste beschränkt —"

„Aber wir haben ein Zeichen des Himmels gehabt, Señor!" rief die Señora, die sich nicht länger halten konnte, „wir durften nicht länger in dem Gott geweihten Hause bleiben."

„Ein Zeichen des Himmels!" sagte der General erstaunt, „wie versteh' ich das?"

„Eine Erscheinung — der Prior des alten Klosters."

Der General warf fragend den Blick auf Roneiro und dieser sagte achselzuckend:

„Es war in der That Etwas, das ich selber nicht verstehe — eine Erscheinung bei vollkommen verschlossener Thür, die von drei oder vier verschiedenen Personen zu gleicher Zeit gesehen wurde. Ich habe dabei Alles selber auf das genaueste untersucht, aber auch nicht die geringste Erklärung für das, mir selber Unerklärliche gefunden, und — den Frauen wurde es darnach so unheim=

lich in dem alten Gebäude, daß ich des lieben Friedens wegen endlich diese Wohnung suchte, wo wir wenigstens Ruhe gefunden haben."

„Also eine Erscheinung," sagte Porfeirio Diaz, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Worten gelauscht hatte — „und wie sah sie aus? — bitte, beschreiben Sie mir einmal dieselbe, Señora — Sie glauben nicht, wie ich mich dafür interessire."

„Mich schaudert es jetzt noch, wenn ich nur daran zurückdenke," sagte zitternd die Frau, „es war ein Mönch in seinem langen grauen Gewand, aber mit todtenbleichen Zügen und ordentlich funkelnden Augen."

„Ein Mönch?"

„Ja — noch sehe ich sein weites, wallendes graues Gewand vor mir, und fahre manchmal in der Nacht mit einem Schrei empor, wenn ich davon träume und die fürchterlichen Worte höre, die er damals gesprochen."

„Und was waren die Worte, Señora?"

„Ich werde sie ewig im Gedächtniß tragen," stöhnte die Frau. „Die Strafe Gottes hat Euch erreicht," sagte er mit hohler, geisterhafter Stimme, „und seine Hand liegt auf diesem Hause — Glied nach Glied wird abfallen. Wehe

Euch — wehe!“ und erbebend barg sie ihr Gesicht in den Händen.

„Wer wohnt jetzt dort drüben, Bautista?“ frug jetzt Porfeirio, sich zu diesem wendend — „Geistliche?“

„Nein — Niemand — ich habe die Schlüssel noch nicht aus den Händen gegeben.“

„Sehr gut,“ nickte der General, „und könnten wir nicht einmal einen Spaziergang hinüber machen?“

„Gewiß könnten wir das — aber weshalb?“

„Das sage ich Ihnen nachher — vielleicht begleiten uns die Damen?“

„Ich kann die Schwelle nicht wieder überschreiten,“ rief die Señora entsetzt.

„Und dennoch bitte ich Sie darum,“ erwiederte der General, „denn es wäre doch möglich, daß wir dort den Schlüssel zu einem Geheimniß fänden.“

„Den Schlüssel zu einem Geheimniß?“

„Vertrauen Sie sich mir getrost an — ich — habe einige Erfahrung in derlei Dingen, und Sie selber brauchen Nichts zu fürchten. Außerdem ist es sehr zu wünschen, daß Freund Bautista das Haus nicht ohne alle Aufsicht läßt, denn — doch davon später. Kommen Sie nur,

Señorita — der kleine Spaziergang wird Ihnen ganz gut thun, und am hellen Tag fürchten Sie sich doch wahrhaftig nicht, die Räume wieder zu betreten, in denen Sie so manche Nacht ruhig und ungestört geschlafen haben?"

Er ließ auch nicht nach, bis sich die Damen zum Ausgehen rüsteten — verlangte nur noch von Roneiro ein Licht, das er entzweibrach und in die Tasche steckte, und begleitete sie dann ohne Weiteres hinüber in das altbewohnte Haus. Unterwegs aber, als er dem ersten Officier begegnete, beorderte er eine kleine Patrouille zu dem Gebäude, die dort unten an der Thür auf seine weiteren Befehle warten sollte.

Roneiro öffnete indessen unten, und die Señora hing sich zitternd an des Generals Arm, der nur Mühe hatte, sie zu beruhigen. So stiegen sie die Treppe hinauf und erreichten jenes Zimmer, in dem sie damals die furchtbare Erscheinung gehabt.

Porfeirio Diaz betrat es zuerst und warf den Blick überall umher.

„Und wo erschien der Mönch?"

„Dort in jenem Vorhang."

„Und die Thür hier war von innen verschlossen?"

„Ja, denn als ich unmittelbar darnach kam, mußte sie erst geöffnet werden, ehe ich Einlaß bekommen konnte.“

„Bueno — dann werden wir einmal sehen, was das benachbarte Cabinet birgt, denn hier ist er doch auch wahrscheinlich wieder verschwunden?“

„Allerdings!“

General Diaz frug Nichts weiter, betrat den benachbarten kleinen Raum und sah sich aufmerksam darin um. Es war hier übrigens ziemlich dunkel — ein vergittertes Fenster führte allerdings auf den Corridor hinaus, ließ aber, mit den Gardinen davor, nur wenig Licht herein. Porfeirio zögerte auch nicht lange — er dachte an seine Erscheinung in dem alten Kloster von Puebla, zündete eins der Lichter an und begann bei dem Schein desselben die Wände des kleinen eichengetäfelten Gemachs auf das sorgfältigste zu untersuchen. Er brauchte nicht lange Zeit dazu — in der einen Blume fand er einen eisernen Schieber, der jedenfalls einen Zweck haben mußte, und als er etwa eine halbe Minute lang daran probirt und gedrückt, wie geschoben, fühlte er, wie das ganze Getäfel sich bewegte und zugleich eine schmale, etwa vier Fuß hohe Thür

aufsprang, aus der ihm eine dumpfe, kellerartige Luft entgegenwehte.

„Caramba,“ rief Señor Roneiro, „was ist das? — eine Thür hier, in dem Garderobe- und Ankleidezimmer meiner Tochter!“

„Und ein Gang darunter,“ lachte der General — „aber wir wollen bald dahinter kommen, wohin er führt. Sie, meine Damen, sehen hier aber, auf welche natürliche Weise die Erscheinung, wie Sie glaubten, bei Ihnen eingetreten und — trotz der verschlossenen Thür wieder verschwunden ist. Auf gleiche Weise kam in dem Kloster, in dem ich in Puebla gefangen saß, ein Mönch zu mir und mußte mich sehr gegen seinen Willen befreien, und es sollte mich gar nicht etwa wundern, wenn Padre Zaloga auch bei dieser Comödie die Hand mit im Spiel gehabt hätte.“

„Padre Zaloga?“ rief die Señora erstaunt.

„Allerdings, und ein Schuft durch und durch,“ nickte der General, „den Labastida zu allen schmutzigen Arbeiten gebrauchte und der nicht selten noch schmutzigere auf eigene Hand unternahm — aber der hat wenigstens seinen Lohn, denn es ist der Nämliche, den ich neulich, als wir ihn mit verrätherischen Briefen erwischten, hängen ließ.“

„O heilige Jungfrau!" rief die Señora entsetzt — „einen Padre?"

„Wir haben keine Umstände mit ihm gemacht," nickte der General; „aber jetzt wollen wir doch einmal untersuchen, wohin dieser Gang führt und mit welchem andern Hause er noch in Verbindung steht. Dies war ein Franciscanerkloster, nicht wahr Bautista?"

„Es war dem heiligen Sebastian geweiht, wurde aber von Franciscanermönchen bewohnt."

„Ganz richtig, bueno — veremos —" und sich über die Veranda nach dem Hof zu beugend, rief er zwei von seinen Soldaten herauf, entzündete die Lichter und stieg dann mit ihnen die allerdings sehr enge und versteckte, aber doch bequeme Treppe hinab. Unten fanden sie noch eine Auszweigung, der eigentliche Hauptweg führte aber tiefer hinab in einen Keller oder einen tiefer gelegenen und sehr niederen gewölbten Gang, der etwa dreihundert Schritt in gerader Richtung fortlief und endlich wieder eine Treppe erreichte. Dieser auffolgend, kamen sie zu einer andern verschlossenen Pforte, an der sich aber auch ein noch recht gut erhaltener, nur ein wenig rostig gewordener Drücker befand, und als es ihnen gelang, diesen, allerdings mit einiger Mühe, zu

öffnen, sahen sie sich in den jetzt öden und unbenützten, weil verlassenen Räumen des alten Ursulinerinnenklosters am andern Ende der nächsten Quadra.

Die Untersuchung hatte eine reichliche Stunde gedauert und Roneiro war schon ungeduldig geworden. Die Damen füllten jedoch ihre Zeit indeß sehr leicht damit aus, die alten Räume, in denen sich noch manche von ihren Sachen befanden, einmal zu revidiren. Da stellte sich denn die allerdings nicht angenehme Thatsache heraus, daß einige ihrer Schränke gewaltsam geöffnet und dann wieder in's Schloß gedrückt waren. Ob ihnen Sachen fehlten, ließ sich allerdings nicht so rasch bestimmen, aber eine fremde Hand, und zwar keinesfalls die eines Geistes, war unzweifelhaft dabei beschäftigt gewesen, und da man diese natürlich nur dort suchen konnte, wo die damals geglaubte Erscheinung herrührte, so fühlten sich auch selbst die Damen über solchen Eingriff in ihr Privateigenthum empört.

Endlich kehrte Porfeirio von seiner Entdeckungsreise zurück und berichtete, wo sie den Ausgangspunkt gefunden hätten.

„Sehen Sie, Señora," sagte er, dabei tief aufseufzend — „mit solchem Gesindel haben

wir es hier zu thun, und nur den einzigen Trost, daß wir das Unglück mit vielen anderen Staaten theilen. Diese Klöster sind nur der Aufenthaltsort von faulen und leider zu oft gefährlichen Müssiggängern. Eine Religion der Liebe haben sie auf den Lippen, und Haß, Unfrieden und nicht selten sogar Sünde tragen sie in die Welt hinein. Und glauben Sie nun, daß Gott, der Allwissende und Gerechte, in *solche* Hände die Kraft zu segnen und zu fluchen legen würde? Es ist nicht gut denkbar, und wenn auch nicht in *allen* Stücken, darin stimme ich gewiß mit Juarez überein, daß diese faulen Nester von der Erde weggefegt werden müssen, damit eine freiere, gesündere Luft über das Land wehe."

„Aber wenn sie uns allen geistlichen Trost, alle kirchlichen Verrichtungen versagen —" klagte die Frau in Angst.

„Sie werden *gezwungen* werden," sagte Porfeirio Diaz bestimmt, „und wenn Freund Bautista *meinem* Rath folgt, so läßt er hier vor allen Dingen diesen Gang, dort wo er an der Grenze seines Hauses abschneidet, zumauern, und bis das geschehen ist, den Eingang hier oben verbarrikadiren oder vernageln, und zieht dann ruhig wieder in sein Eigenthum. Ich garantire

Ihnen auch, daß Sie keine weiteren Erscheinungen haben sollen, weil die Geister von jetzt an gezwungen werden, die natürlichen Ein- und Ausgänge zu benützen — und das paßt ihnen nicht, denn dabei könnte ihnen einmal der Rückzug abgeschnitten werden. Doch adios — ich habe noch viel zu thun, da wir in den nächsten Tagen Juarez erwarten, und bin noch nicht einmal im Stand gewesen, selbst meine besten Freunde aufzusuchen."

„Waren Sie schon bei Rodriguez?"

„Nein, noch nicht; ich will aber noch heute Abend oder doch spätestens morgen Früh zu ihm. — Was ich Sie fragen wollte — O'Horan ging ja wohl dort häufig ein und aus?"

„Allerdings, aber nicht Rodriguez zu Liebe; er bewarb sich vielmehr um ein junges, sehr hübsches und reiches Mädchen — eine Verwandte Rodriguez', die schon längere Zeit dort wohnt — Ricarda San Blas."

„Von Mazatlan?" rief Porfeirio rasch.

„Allerdings."

„Und ist San Blas hier?"

„Erst kürzlich gekommen, ja."

„Und der hätte seine Tochter dem Schurken

geben können? Da sind wir vielleicht noch gerade zur rechten Zeit gekommen."

„Ich glaube kaum, daß ihn das Mädchen genommen hätte."

„Ich hoffe doch nicht, daß ihn Rodriguez bei sich versteckt hält?" rief Diaz, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, rasch. „Die Möglichkeit ist da, denn er scheint wie in den Boden hinein verschwunden, und dort ist allerdings noch nicht nach ihm gesucht worden. Kehrt aber erst Juarez hier nach Mexico zurück und wird er dann bei ihm gefunden, so kann es ihn in schlimme Verlegenheiten bringen."

„Es wäre ein verwünschter Streich!" sagte Roneiro — „wenn Sie nun einmal zu ihm gingen und mit ihm sprächen — ihn warnten? Er kennt selber O'Horan nicht so genau und läßt sich vielleicht aus Rücksicht für San Blas zu einem gefährlichen Schritt verleiten."

„Gut — dann werde ich ihn jetzt aufsuchen," nickte Porfeirio Diaz — „ich möchte ihn nicht in Verlegenheiten bringen und — muß doch meine Pflicht thun. Also, Señora, richten Sie sich nur auf meine Verantwortung hier wieder häuslich in Ihrer alten Wohnung ein. Daß Sie von Geistererscheinungen nicht wieder belästigt wer-

den, dafür stehe ich Ihnen, und sollte es in anderer Weise geschehen, so wenden Sie sich direct an Juarez und Sie werden sehen, wie rasch er Ihnen Hilfe schafft. Das Reich der Pfaffen in diesem Lande ist zu Ende, und gebe nur Gott, daß wir auch in anderer Hinsicht einer Besserung entgegengehen!"

* * *

In Rodriguez' Hause hatte die Familie ein paar recht trübe Tage verlebt, denn die Nachricht von des Sohnes Tod, so ehrenvoll er auch immer gefallen und so wacker er sich benommen, schlug ihnen eine tiefe Wunde. — Aber selbst der Kaiser hatte ja sterben müssen und der Tod eine furchtbare Ernte in dem schönen Land gehalten — durften sie da murren, daß der Unerbittliche auch in ihren Kreis den Arm gestreckt? — Welche Familie im ganzen weiten Reich war verschont geblieben? Fast keine von allen, die sie kannten — eine jede hatte ihr Opfer bringen müssen, in dieser oder einer andern Art, und die Hand des Schicksals lag schwer auf dem weiten Land.

In sofern nur hatte die augenblickliche Situation eine Besserung erfahren, daß den Räuberbanden, die sich bis dahin überall gezeigt, ein

Vorwand genommen war, bewaffnet das Land zu durchziehen. Die Liberalen waren Sieger und jetzt die Herren im Reich, und unter ihrem Banner konnten keine Plünderungen mehr geübt werden, ja Porfeirio Diaz' Schaaren machten sogar mit einigen Horden, die sie trotzdem noch abfingen, so kurzen Proceß, daß die übrigen doch scheu wurden und — wenn sie das Stehlen nun einmal nicht lassen konnten, einen andern Schauplatz suchen mußten, als die Straße zwischen Mexico und Vera-Cruz.

Señor San Blas beschloß auch deshalb jetzt seine Reise nach der Küste anzutreten, denn man wußte ja gar nicht, wie lange dieser, verhältnißmäßig sichere Zustand dauern würde. Sein Hausgepäck befand sich ja noch außerdem in der Hafenstadt, und wenn er sich jetzt mit einigen Maulthieren einem der nach Vera-Cruz fast allwöchentlich ein paar Mal abgehenden Militärzüge anschloß, durfte er darauf rechnen, unterwegs nicht belästigt zu werden. Nur der Gesundheitszustand seiner Tochter ängstigte ihn, und er wußte nicht einmal recht dabei, ob er es einem körperlichen oder geistigen Leiden zuschreiben sollte.

Van Leuwen, der junge belgische Officier,

hatte nämlich wenige Tage vor der Uebergabe der Hauptstadt ganz offen bei Ricarda's Vater um die Hand der Tochter angehalten, um die sich in der gleichen Zeit O'Horan bewarb, war aber von San Blas in wohl sehr artiger, aber auch eben so entschiedener Weise abgewiesen worden. Van Leuwen gehörte allerdings, wofür er ihm selbst hier die Beweise zu bringen sich erbot, einer reichen und angesehenen Familie in seinem Vaterlande an, aber der Mexicaner hatte nun einmal eine Abneigung gegen alle Fremden, und trotzdem daß er recht gut fühlte, wie auch seiner Tochter der junge Mann nicht gleichgiltig sei, konnte er doch das Vorurtheil nicht überwinden und beging sogar die Unvorsichtigkeit, die Werbung O'Horan's gegen Ricarda zu befürworten.

Ricarda war außer sich — mit Abscheu wies sie die Verbindung mit einem Mann, den sie — wenn sie auch keinen Grund dafür angeben konnte — aus voller Seele haßte, zurück, und gerieth dabei in eine solche Aufregung, daß sie Krämpfe bekam, und so wohl zwölf Stunden in einem nicht unbedenklichen Zustand verharrte. Davon hatte sie sich jetzt allerdings wieder erholt, aber sie blieb seit der Zeit bleich und in sich gekehrt,

ja selbst theilnahmlos gegen Alles, was sie umgab, und der Vater, der mit voller Liebe an seinem Kinde hing, hoffte jetzt nur noch von einem Scenen- oder Luftwechsel Heilung für das schwere Leid, das auf ihrem Herzen lag.

Van Leuwen selber betrat, nach der Abweisung, Rodriguez' Haus nicht wieder, und vermied es auf das sorgfältigste, selbst Ricarda zu begegnen. Er hatte sich auch überhaupt noch nicht vollständig von seinen Wunden erholt, und als die Fremdenlegion, oder vielmehr die fremden Regimenter, unmittelbar nach der Capitulation, Erlaubniß und zugleich Befehl erhielten, gegen Puebla abzumarschiren, verwandte sich sein Arzt für ihn bei Porfeirio Diaz, der es gern bewilligte, daß er wenigstens noch acht oder zehn Tage in Mexico bleiben durfte, um sich erst zu kräftigen. Nachher konnte er dann den Seinigen folgen, die ja auch bald darnach, auf Befehl des Präsidenten, in Puebla internirt wurden und jetzt dort noch immer auf dessen weitere Befehle warteten.

Aber auch von O'Horan wurde Ricarda nicht weiter belästigt, denn schon während die Unterhandlungen über die Uebergabe im Werke waren, kam er noch einmal zu San Blas, hatte mit

diesem eine geheime, aber sehr hastige Unterredung und blieb von dem Augenblick an, ebenso wie Marquez, mit dem er überhaupt sehr häufig zusammen gewesen, vollständig verschwunden.

Die Tage vergingen indessen den Bewohnern der Stadt merkwürdig still. Sie waren gewohnt gewesen, den ewigen Kanonendonner draußen und das Einschlagen der Kugeln im Innern, durch die Straßen klappernde Cavallerie-Massen, Trompeten-Geschmetter und Trommel-Rasseln zu hören. Jetzt plötzlich war Alles still — die Soldaten der Liberalen, die sehr streng unter Aufsicht gehalten wurden, bekam man fast gar nicht zu sehen, und es gab Stunden am Tag, in denen die Stadt wie ausgestorben lag.

Es war heute so. In der sonst so belebten Calle San Francisco ließ sich fast kein Mensch sehen — nur ein paar Leperos schlenderten da und dort hinab, denn sie fühlten sich jetzt sicher, daß sie nicht mehr aufgegriffen und mit einer Muskete in der Hand gegen den Feind geschickt wurden.

Die Familie Rodriguez hatte sich in dem Salon versammelt, denn Bastiani, der alte Freund des Hauses, der selber nach Queretaro gereist, um dort Genaueres über die stattgehabten Vor-

gänge zu erfahren, war zurückgekehrt und berichtete die einzelnen Umstände von des Kaisers Tod, wie edel er sich noch benommen, wie heldenmüthig er seinem Schicksal die Stirn gezeigt, und wie wahr und aufrichtig er von den Bewohnern Queretaros betrauert werde.

Die Frauen besonders lauschten den Worten mit der größten Aufmerksamkeit und Thränen standen in Ricarda's Augen. Da öffnete einer der Diener die Thür und meldete: „Señor Lucido."

„Laß ihn eintreten, muchacho — laß ihn eintreten!" rief Rodriguez, „wozu denn nur die Anmeldung — Du weißt doch, wie befreundet wir sind."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als der Diener zurücktrat und statt des Erwarteten Mauricio Lucido auf der Schwelle stand.

„Buenos dias Señoritas y caballeros!" sagte der Eintretende, nach allen Seiten freundlich und zutraulich grüßend, indem er den Hut, den er noch in der Hand hielt, gegen die Damen schwenkte. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, Sie nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen. Wie geht es Ihnen Allen?"

Todtenstille herrschte in dem Raum — Niemand rührte sich, nur Ricarda war, ihren Augen

kaum trauend, von ihrem Sitz emporgefahren. Mauricio selber schien das aber gar nicht zu bemerken, denn mit seiner selbstgefällig lächelnden Miene fuhr er fort: „Das war allerdings eine böse und schwere Zeit, aber wir haben die vermaledeiten Franzosen wenigstens aus dem Land gejagt und diesen deutschen Kaiser, der sich hier ein Recht über freie Mexicaner anmaßte, durch ein halb Dutzend Kugeln zur Raison und zur Ruhe gebracht, und jetzt wollen wir einmal Den sehen, der es wieder wagen wird in's Land zu kommen, wenn wir ihn nicht darin haben wollen. Caramba, den Spaß in Queretaro hätten Sie mit durchmachen sollen — Señor Rodriguez, ich freue mich herzlich, Sie begrüßen zu können, und er reichte dabei dem alten Herrn die Hand, der so verblüfft über das Ganze war, daß er sie ihm nicht weigerte."

„Sieh da!" fuhr jetzt der unverwüstliche Mauricio, indem er sich im Kreis umsah und Ricarda bemerkte, fort — „da finde ich ja auch noch eine alte Bekannte, Doña Ricarda — como está Señorita! Wenn Sie wüßten, wie ich mich darnach gesehnt habe, Sie wieder begrüßen zu dürfen!"

Ricarda hatte ihr Auge fest auf ihn gerichtet,

aber keine Muskel ihres Angesichts rührte sich, und ihre Augensterne blitzten und funkelten ihn an, als ob sie ihn damit durchbohren wollte. Mauricio schien das Alles aber nicht zu fühlen, oder absichtlich zu ignoriren, denn mit lächelnder Miene begrüßte er jetzt die übrigen Damen, bis sich Rodriguez doch endlich so weit von seinem Staunen erholte, daß er eine Frage an ihn richtete:

„Aber Don Mauricio! — wo kommen Sie her? — Wo waren Sie so lange?"

„Ich?" sagte der junge Mann vergnügt, „bei Juarez natürlich — etwas wie Geheimsecretär und völlig im Vertrauen des Präsidenten, zugleich aber auch Obrist bei den Truppen — hatte eine besondere Guerillaschaar unter mir — prächtige Jungen, Cara — Caramba, nur ein bischen wild!"

„Und jetzt?"

„Da wir nun siegreich in die Hauptstadt eingerückt sind, hat mir der Bürgerpräsident, in Anerkennung meiner Verdienste um die gute Sache," sagte der junge Mann stolz, „die Präfectur in Tejaliska, der zweitgrößten Stadt Durangos, gegeben, und ich bin nur hierhergekommen, um meine Familie einmal wiederzusehen und meine Geschäfte zu arrangiren."

„In der That? — eine Präfectur?“ sagte San Blas, dem Señora Rodriguez leise und rasch die früheren Erlebnisse des jungen Herrn zugeflüstert, „das muß ich gestehen. —“

„Und warum nicht?“ frug Mauricio, ihm den Kopf zuwendend, „ah, Don Rodriguez, mit wem habe ich dort die Ehre?“

„Señor San Blas aus Mazatlan — Vater der Señorita —“

„Ah, wirklich? sehr angenehm, verehrter Herr, in Ihnen den Vater einer so liebenswürdigen Tochter kennen zu lernen; doch was finden Sie darin Auffälliges? Wir, die wir aufrichtig und treu an der Sache des Vaterlandes gehangen haben, müssen doch auch jetzt, da uns der Sieg geworden, dafür belohnt werden, während man natürlich die kaiserlichen Beamten und Verräther über Bord wirft. Der Staat braucht jetzt tüchtige und ehrliche Kräfte, um sich von seinen langen Leiden zu erholen.“

„Und deshalb hat man Sie zum Präfecten gemacht, Mauricio?“ sagte Bastiani, der bis dahin etwas abseits gestanden, trocken.

„Ah, Señor Bastiani!“ rief Mauricio, der rasch den Kopf dahin drehte und die Worte überhört zu haben schien — „amigo mio, wie freue

ich mich, Sie wieder begrüßen zu können," und er trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Der alte Bastiani legte aber die seinigen, ohne die Bewegung zu beachten, auf den Rücken und sagte ruhig:

„Die Freude ist dann jedenfalls eine ausschließliche, Señor, denn ich empfinde nicht das Geringste davon."

„Señor!" fuhr Mauricio auf, der diese Andeutung nicht falsch verstehen konnte, „was wollen Sie damit sagen?"

„Für den Augenblick," erwiederte der alte Herr ernst, „und in dem Hause des Señor Rodriguez gar nichts; wünschen Sie aber wirklich zu wissen, was ich über Sie denke, Señor, dann kann das vielleicht unten auf der Straße geschehen, denn ich hoffe wenigstens, daß Sie mein Haus nicht mit Ihrem Besuch beehren werden."

„Caramba — das ist stark!" rief Mauricio, doch außer Fassung gebracht, und sich in seiner Verlegenheit an Ricarda wendend, rief er: „Haben Sie schon etwas Aehnliches gehört, Señorita?"

„Gehört ja," — erwiederte aber die junge Dame, sich hoch emporrichtend, „doch noch nie eine solche Frechheit gesehen, daß ein Straßenräuber es wagte, das Haus achtbarer Leute zu

betreten, während er genau weiß, daß sie ihn kennen und — verachten."

„Señorita!" rief Mauricio, und seine Augen funkelten in verhaltener Wuth, der er aber doch keinen weiteren Ausdruck zu geben wagte — „also das nennen Sie Straßenraub, wenn sich wackere Patrioten zusammenschaaren, um die frechen Eindringlinge und Feinde des Landes zu vernichten? Das nennen Sie Straßenraub, wenn diese Märtyrer der Freiheit —"

„Koffer plündern und selbst den Damen Schmuck abnehmen," unterbrach ihn mit tiefer Stimme Bastiani.

„Señor Rodriguez!" rief Mauricio halb außer sich, „dulden Sie, daß man in Ihrem Hause —"

„Meiner Seel', Señor," sagte aber selbst der alte gute Rodriguez achselzuckend — „Sie waren thöricht, dies Haus wieder zu betreten. Ich hoffe, Sie reisen bald nach Tejaliska, wie?"

Mauricio warf einen Blick im Kreis umher. In allen Familien, die er bis jetzt aufgesucht, war er, als Lucido's Sohn, auf das zuvorkommendste empfangen worden, und Niemand hatte auch nur eine Andeutung auf frühere kleine Unannehmlichkeiten, dem Präfecten von Tejaliska gegenüber, gewagt — und hier? — aber er fühlte,

daß gerade hier, wo er früher Versäumtes wieder gut zu machen hoffte, seine Rolle ausgespielt sei, und mit einem stolzen Blick im Kreise umher, der aber leider keine Anerkennung fand, blieb er noch einen Moment stehen, drehte sich dann um und verließ, den Kopf erhoben, ohne weiteren Gruß den Raum.

Sein Abgang erlitt aber noch eine Störung. Er hatte mit voller, vernichtender Würde diese Gesellschaft verlassen wollen, wie er aber nun die Thür öffnete, trat ihm der General Porfeirio Diaz entgegen, und vollkommen aus der Rolle fallend, grüßte ihn der „freie Republikaner“ auf das unterthänigste. Porfeirio Diaz war jetzt der — man konnte recht gut sagen — beliebteste Mann im Reich, ja hier in Mexico zweifelte sogar Niemand daran, daß er bei der nächsten Präsidentenwahl die Stimmenmajorität bekommen würde.

Porfeirio Diaz nahm übrigens sehr wenig Notiz von ihm. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf den an ihm Vorbeigleitenden, und trat dann, herzlich begrüßt von Allen, in den Salon, während Mauricio, heimlich die Zähne zusammenknirschend, die Treppe hinab eilte und sich in

den Sattel des unten am Hause angehangenen Pferdes schwang.

„General Diaz — Caramba!“ rief Bastiani, ihm entgegen eilend und ihm die Hand reichend —„wie lange haben wir einander nicht gesehen! Wie geht's, hombre — schwere Zeiten durchgemacht, wie?“

„Schwere Zeiten, Bastiani,“ sagte der General herzlich; „wie geht's Rodriguez? San Blas! alter Freund! sehen wir uns auch einmal wieder? Señoritas, ich hoffe nicht, daß ich Sie störe.“

„General,“ sagte Rodriguez treuherzig — „Sie sind in jedem Haus willkommen, und doppelt hier, unter alten Freunden.“

„Wer war der junge Mann, der da an mir vorüberfuhr? Er sah auffallend blaß aus.“

„Der junge Lucido, der hier wegen Straßenraub eingefangen wurde,“ sagte Bastiani trocken, „dann entfloh und jetzt mit Juarez als Präfect von Tejaliska zurückkehrt. Die Stadt kann sich gratuliren — und der Staatsschatz auch.“

Porfeirio Diaz zuckte mit den Achseln. „Mein lieber Bastiani,“ sagte er lächelnd, „wenn Sie verlangen, daß alle unsere Beamten ehrliche Leute sein sollen, so würden Sie sehr viele

Stellen unbesetzt lassen müssen. Die ewigen Revolutionen haben unser junges Volk demoralisirt, und wir brauchen lange Jahre der Ruhe, um das wieder auszugleichen — doch, Rodriguez, amigo, ich möchte nur zwei Worte mit Ihnen unter vier Augen sprechen — nur eine Frage an Sie richten, denn meine Zeit ist beschränkt."

Rodriguez schritt mit ihm zu einem entfernten Fenster, und er fuhr hier leise fort: „Wissen Sie, wo sich O'Horan aufhält?"

„Der Präfect? — nein," lautete die ruhige Antwort.

„Er hat sich also nicht bei Ihnen verborgen, amigo!?"

„Bei mir? Wahrhaftig nicht. Aber was haben Sie gegen ihn? Ist denn nicht schon genug Blut geflossen?"

„O'Horan ist ein nichtswürdiger Schurke," sagte Diaz, „ein Verräther an beiden Theilen. Er hat —"

„Wenn das ist, lieber General," unterbrach ihn Rodriguez, mit einem Blick auf San Blas, „dann bitte, sagen Sie, was Sie zu sagen haben, laut. Sie sind hier unter Freunden, und — mir liegt viel daran, daß gerade San Blas da drüben erfährt, was Sie zu sagen haben. Er

hält viel von O'Horan und hätte ihn sogar gern in seine Familie aufgenommen."

„Den Schurken?" rief Porfeirio. — „Aber Sie haben mich jetzt beruhigt," setzte er laut hinzu, „und ich kann Ihnen nun auch sagen, weshalb ich wünsche, auf die Spur dieses Buben zu kommen. O'Horan hat nicht allein, als er Präfect in Tlalpam war, zwölf Liberale Morgens überfallen und nur deshalb hängen lassen, weil er fürchtete, daß seine eigenen Umtriebe dem Kaiser zu Ohren kämen, sondern auch den Unseren wieder während der Belagerung fortwährend genaue Kunde gegeben, wann und wo die Besatzung einen Ausfall beabsichtigte, so daß wir die letztere jedesmal mit blutigen Köpfen zurückweisen konnten. Wir haben allerdings seinen Verrath benützt, aber dem Verräther trotzdem nicht seine übrigen Verbrechen vergessen. Ich glaube kaum, daß es, selbst Lopez und Marquez nicht ausgenommen, einen nichtswürdigeren Halunken in Mexico giebt, als diesen O'Horan. Doch, lieber Rodriguez — Señoritas, ich muß fort. — Es ist schon spät geworden — Apropos! ich komme eben aus Roneiro's altem Haus. Haben Sie einmal von der dortigen Geistergeschichte gehört?"

„Von der Erscheinung? gewiß!“ rief die Señora, „hat sie sich wiederholt?“

„Das nicht,“ lachte Porfeirio Diaz — „aber wir haben die geheime Thür gefunden, die durch einen versteckten Gang das Ursulinerinnenkloster mit dem der Franciscaner verbindet; und gerade diese Thür liegt in dem Cabinet, in dem sich der angebliche alte Prior des Klosters gezeigt und seine Mummerei abgespielt hat. Nun, den Herren ist das Handwerk jetzt gelegt und sie werden — wenigstens in Roneiro's Hause, gewiß nicht wieder Geister und Versteckens spielen.“

Porfeirio Diaz hatte hierauf das Zimmer verlassen, und San Blas, der schweigend seinen Worten gelauscht, sagte endlich:

„Giebt es denn noch einen Menschen hier in ganz Mexico, dem man trauen könnte? Ist es denn nicht entsetzlich, daß unser Volk derartig gesunken ist, und dürfen wir es den Fremden verdenken, wenn sie die Achseln über unsere Zustände zucken?“

„Ich wußte es, Vater,“ sagte Ricarda, sich an ihn schmiegend, „sein Gesicht, sein scheuer, ewig ausweichender Blick konnte nicht lügen; O'Horan war ein böser, schlechter Mensch; ich wäre

mein ganzes Leben unglücklich mit ihm geworden — und Du wolltest es haben, Vater."

San Blas nickte selber, traurig zustimmend, mit dem Kopf. — „Wer konnte es denken," sagte er — „wer konnte es denken! — aber ich mache es gut, Ricarda — ich werde Dir nie wieder im Wege stehen."

„Nie, Vater?" sagte Ricarda bewegt; ehe aber San Blas Etwas darauf erwiedern konnte, öffnete ein Diener die Thür und bat Señor Rodriguez, einmal in sein Zimmer hinüber zu kommen — es sei ein Herr dort, der ihn zu sprechen wünsche.

„Ein Herr? — drüben in meinem Zimmer? Wer ist es und weshalb kommt er nicht herein?"

„Er — bat mich, den Señor nur zu rufen."

Rodriguez ging kopfschüttelnd hinaus — draußen auf dem Corridor stand van Leuwen, streckte ihm die Hand entgegen und sagte bewegt:

„Señor, ich wollte diese Stadt — dieses Land nicht verlassen, ohne wenigstens von Ihnen, in dessen gastlichem Hause ich so viele frohe Stunden verlebte, Abschied genommen und Ihnen nochmals von Herzen dafür gedankt zu haben."

„Mein lieber guter Hauptmann," sagte Ro=

driguez freundlich — „aber weshalb kommen Sie nicht herein?“

„Ich wollte Sie bitten, den Damen nachher meine Grüße auszurichten, Sie wissen, was —“

„Sie sind vollständig geheilt?“ sagte Rodriguez, der ihn genau und forschend betrachtet hatte.

„Wenigstens so weit, um ungefährdet den Marsch antreten zu können. Ich habe ein gutes Pferd und hoffe die Freunde bald einzuholen.“

„Und sind Sie gezwungen, heute abzureisen?“

„Gezwungen? — Nein — General Diaz hat sich so anständig gegen uns Alle benommen, daß von Zwang, besonders den Verwundeten gegenüber, gar keine Rede ist — aber mich drängt es selber fort — der Heimath wieder zu.“

Rodriguez sah ihm ein paar Secunden ernst in's Auge, dann nahm er plötzlich seinen rechten Arm und sagte:

„Kommen Sie einmal mit.“

„Wohin, Señor?“

„Kommen Sie nur mit — meiner Frau wenigstens dürfen Sie nicht so davonlaufen —“

„Ich wünschte Niemandem mehr lästig zu fallen,“ sagte van Leuwen zögernd. Rodriguez ließ aber gar keine Einwendung gelten, sondern zog

den jungen Mann, mehr als dieser eigentlich freiwillig ging, in den Salon hinüber. Dort öffnete er auch ohne Weiteres die Thür, und ihn vorstellend rief er:

„Señoritas, ein junger Mann, der treu bei seinem wackern Kaiser ausgehalten und sein Blut hier im Land vergossen hat, will Mexico wieder verlassen. — Er soll aber nicht daheim erzählen können, daß die Partei der Liberalen den Kaiser erschossen habe und wir Anderen uns dieser dann wieder ohne Weiteres zugeneigt und denen den Rücken gewandt hätten, mit denen wir früher befreundet gewesen. Nehmen Sie wenigstens die Versicherung mit sich, Señor, daß brave Männer hier in Mexico auch Ihrem braven Kaiser ein warmes und treues Andenken bewahren, und dabei recht gut fühlen, was er gewollt hat und weshalb er es leider nicht ausführen konnte.“

Van Leuwen hörte kaum, was er sprach, sein Auge war Ricarda's Blick begegnet, und wie gebannt stand er an der Schwelle. Oh, er hatte sie ja nicht wiedersehen — sich und ihr den Schmerz, die Pein der Trennung ersparen wollen, und trotzdem segnete er jetzt den Augenblick, der ihm noch einmal, und wenn es auch das letzte Mal

sein sollte, gestattete, in ihre treuen guten Augen zu schauen.

San Blas hatte indessen ebenfalls gesucht dem Auge der Tochter zu begegnen, aber sie wandte sich ihm nicht zu; mit halbgeöffneten Lippen,. mit ernsten, fast wehmüthigen Blicken hing Ricarda an der edlen Gestalt des jungen Mannes.

„Señoritas — Señor San Blas," sagte er endlich mit leiser Stimme — „es war nicht mein Wille, Sie nochmals zu belästigen; Señor Rodriguez mag mir bezeugen, daß er mich — halb mit Gewalt — hier hereingeführt. Und doch bin ich ihm dankbar dafür," setzte er fast noch leiser hinzu, „denn er giebt mir dadurch Gelegenheit, auch Ihnen, Señora, ein letztes Lebewohl zu sagen und — Ihnen für das Wohlwollen zu danken, mit dem Sie einen armen Fremden in Ihr Haus aufgenommen. Ich reite morgen nach Puebla, um mich dort unserem Zug anzuschließen und in Vera-Cruz das Schiff zu erreichen, das mich der Heimath wieder entgegenführt. Leben Sie wohl und — bewahren Sie mir ein freundliches Andenken, denn — seien Sie versichert — meine Gedanken werden oft bei Ihnen weilen, und nie werde ich die — glücklichen Tage vergessen, die

ich in Ihrer Mitte verlebt." — Noch einmal wandte er sich zu Rodriguez und schüttelte ihm, gegen das in ihm aufsteigende Gefühl ankämpfend, tiefbewegt die Hand.

Ricarda war schon lange von ihrem Stuhl aufgestanden und langsam, während er sprach und wie von einer inneren Gewalt getrieben, um den Tisch herumgeschritten. Jetzt stand sie neben ihm — vor ihm, den Blick aber zu Boden gesenkt, und während ihre Farbe rasch wechselte, jetzt schwand, jetzt wiederkam, sagte sie leise, mit kaum hörbarer Stimme:

„Und Sie wollten fort von hier, Señor — fort, ohne mir auch nur die Hand zum Abschied zu reichen?"

„Señorita," bat van Leuwen, und ein tiefer, schmerzlicher Seufzer rang sich aus seiner Brust — „wenn ich mir dieses Glück versagte —"

„Mein Vater," unterbrach ihn da das junge Mädchen, ohne aber noch den Blick, selbst nur auf einen Moment, zu ihm zu erheben, „hat mir kurz vorher, ehe Sie kamen, oder vielmehr in demselben Augenblick, ein Versprechen gegeben und — darauf hin wage ich es, Ihnen ein Andenken anzubieten."

„Ein Andenken, Señorita — und glauben Sie, daß es dessen bedürfe?"

„Lassen Sie mich ausreden," sagte sie, indem sie wie abwehrend die Hand gegen ihn hob und dann langsam und gedankenvoll den nämlichen goldenen Reif vom Finger zog, den er selber ihr damals zurückgebracht; „kennen Sie diesen Ring? — nehmen Sie das —"

„Señorita —"

„Aber es knüpft sich eine Bedingung daran," fuhr das junge Mädchen jetzt tief erröthend fort, „ich habe, als ich den Reif aus Ihrer Hand zurück erhielt, einen heiligen Schwur bei mir selber gethan, mich nie wieder von diesem Kleinod zu trennen, und — wenn Sie den Ring nehmen — so — müssen Sie mich — selber mitnehmen."

„Ricarda!" rief van Leuwen in höchster Aufregung und seinen Sinnen kaum trauend aus.

„Ricarda!" rief aber auch der Vater, „was thust Du?"

„Das Einzige, Vater," sagte da die Jungfrau, sich hoch und stolz emporrichtend, „was ich thun kann, um uns Beide nicht elend für ein ganzes Leben zu lassen. Dein Wort hab' ich, und wie ich weiß, daß dies brave Herz in treuer

und wahrer Liebe an mir hängt, so brauche auch ich mich der Neigung nicht zu schämen, die mich zu ihm zieht. Dein bin ich, Guillelmo, für mein ganzes Leben — willst Du mich haben?"

„Ricarda!" jauchzte da van Leuwen in voller Seligkeit empor, „mein, Mädchen, mein?"

„Dein für immer!" hauchte die Jungfrau und neigte, während er sie in jubelnder Lust umschlang, ihr Haupt an seine Brust.

Rodriguez rieb sich vergnügt die Hände. „Das ist gescheidt," rief er aus, „ich habe es dem armen Ding an den Augen angesehen, wie sie sich gegrämt und gehärmt hat, und doch ist nie eine Klage über ihre Lippen gekommen, und daß sie den Schuft, den O'Horan, nicht wollte, kann ihr wahrhaftig Niemand verdenken."

„Und fort aus Mexico," bat da das junge Mädchen, noch immer an der Brust des Geliebten, „fort aus dem Land des Bluts und der Verrätherei — seine Berge sind schön, und blau ist sein Himmel, aber sein Boden ist roth gefärbt und ich sehne mich nach Frieden."

13.
Schluß.

Glückliche Menschen waren es, die an dem Abend um Rodriguez' Tisch versammelt blieben, denn San Blas, wenn er auch halb im Ernst, halb im Scherz meinte, seine Tochter hätte ihn so rasch nicht beim Wort zu nehmen brauchen, mochte doch auch fühlen, daß er durch sein Jawort das Glück des einzigen Kindes begründe, und da er selber gesonnen war Mexico zu verlassen, blieb es sich dann ziemlich gleich, ob er nach Spanien oder Belgien zog.

Nicht so friedlich und im Herzen froh und glücklich verbrachte eine andere Familie, in der Verlängerung der nämlichen Straße,*) diesen

*) Die Straßen von Mexico wechseln ihre Namen von einer Ecke zur andern und erhalten dadurch — während sie schnurgerade die ganze Stadt durchziehen, oft 12—14 verschiedene Benennungen.

Abend, und zwar Don Pedro Gaspard, der frühere Hoffriseur. Erstens hatte er heute — um Unannehmlichkeiten zu vermeiden — sein Schild abnehmen müssen, damit er seinen Titel davon entfernen konnte, dann wieder einmal einen heftigen Auftritt mit seiner wohl sehr schönen, aber auch sehr reizbaren jungen Frau gehabt, und drittens — noch das Schlimmste von Allem — eine sehr unangenehme Nachricht erhalten.

Die bedeutende Waarensendung nämlich, die er schon vor längerer Zeit von Europa verschrieben, war allerdings von dort gleich abgegangen und in Vera-Cruz angekommen. Die Verhältnisse hatten sich aber indessen schon so geändert, daß man die Güter, auf denen eine bedeutende Steuer lastete, nicht mehr zollfrei unter dem Namen der in Europa kranken Kaiserin abgeben wollte. Don Pedro sollte die Steuer bezahlen, weigerte sich und wandte sich deshalb an das kaiserliche Cabinet. Von dort erhielt er aber die Antwort, daß die Regierung keineswegs beabsichtige, eine Parfümeriehandlung anzulegen, also auch von sieben großen Kisten mit Pomaden, Haarölen und sonstigen Parfümerien keinen Gebrauch zu machen wisse.

Don Pedro nun, selber knapp an Geld, ließ

die Waaren monatelang in Vera-Cruz liegen, denn die Steuer betrug mehr als der Werth derselben, bis er endlich von dort Nachricht bekam, daß man die Güter verauctioniren würde, wenn er sich nicht bald darüber entscheide. — Was sollte er thun? — Die Sachen kosteten ihn wenigstens Nichts, da sie auf den Namen der Kaiserin bestellt waren — er gab Auftrag, sie in Vera-Cruz für ihn zu verzollen, erhielt aber dabei zugleich die Rechnung für die Seefracht, und hatte jetzt auch noch die enormen Transportkosten von Vera-Cruz nach Mexico, die ihm jetzt ebenfalls nicht geschenkt wurden — und alles das trug früher die kaiserliche Kasse.

Ein Unglück kommt aber nie allein. Wie er schon glaubte, daß nun Alles in Ordnung wäre, erhielt er an dem nämlichen Abend die Nachricht, die Kisten wären allerdings in Mexico angekommen, eine derselben aber auf dem Transport unterwegs durch Umschlagen der Fuhre geborsten und etwa um ihren halben Inhalt geplündert worden, und dann — da die Franzosen früher Beschlag auf die Douane in Vera-Cruz gelegt, müsse er auch hier die sämmtlichen Waaren noch einmal verzollen. Morgen Früh um eilf Uhr solle er

nur auf die Steuer kommen, um dort Alles in Augenschein zu nehmen und zu reguliren.

Don Pedro gerieth in Verzweiflung: die Kaiserin war nach Europa gegangen und dort sterbenskrank oder gar wahnsinnig geworden — denn in Mexico erhielt man bessere Nachrichten als oben in Queretaro — den Kaiser hatten sie ermordet — die ganze Monarchie wieder über den Haufen gestürzt und den früheren Hofstaat natürlich gründlich mit ausgefegt — was sollte da aus dem Hoffriseur werden! In Schulden stak er außerdem bis über die Ohren.

Don Julio lehnte in der Ecke und schliff, aus Mangel an anderer Beschäftigung, seine Messer. — Oben auf dem einen Balcon des Hauses stand die junge Señora Gaspard, und die Straße herunter kam ein Sambo, sehr anständig gekleidet und mit einer großen rothen Rose vorn im Knopfloch, und warf den Blick hinauf. Die Señora nahm ihr weißes Taschentuch und ließ es einen Moment herunterhängen, dann trat sie in die Stube zurück, und der Sambo, ohne sich weiter umzusehen, ging unten in den Laden, wo er Don Pedro just mit dem nur mit seiner Arbeit beschäftigten Don Julio eifrig gesticulirend fand.

Etwa vierzig Schritte hinter ihm kam ein junger Caballero die Straße herab — er schritt an dem offenen Laden vorüber, sah hinein, verfolgte seinen Weg noch etwa zwanzig Schritte, drehte wieder um, passirte den Laden zum zweiten Mal mit abgewandtem Kopf, und schlüpfte dann rasch in die Hausthür hinein, an der gerade der Riegel zurückgeschoben wurde.

„Rasiren, Señor?" frug Don Julio im Laden und betrachtete sich den Burschen, der ihm so merkwürdig bekannt vorkam, wenn er sich auch nicht gleich erinnern konnte, wo er ihn wohl gesehen haben mochte.

„Ja, Compañero," nickte der Sambo, indem er nach seinem Bart griff — „aber paciencia — nur einen Moment — ich möchte erst gern etwas Geschäftliches abmachen. Señor," wandte er sich dann an Don Pedro — „haben Sie Waarenvorrath genug, um mir einen kleinen Laden für das Innere herzurichten? — aber ich brauche ziemlich viel und Sie müßten mir vernünftige Preise stellen."

„Señor," rief Don Pedro, denn da öffnete sich eine ungeahnte Einnahmequelle, „werden sowohl mit meinen Waaren wie Preisen zufrieden sein. Aber was wünschen Sie? — Ich habe eben

frische Kisten bekommen, die noch auf der Steuer liegen, die ich aber morgen Früh schon frei machen kann. Ich bin im Stande, Ihnen damit sechs Laden einzurichten."

„Das paßt vortrefflich," nickte der Sambo, indem er eine Goldunze auf den Tisch warf. „Dann bitte ich Sie, mir heute nur einige Proben einzupacken und die Engrospreise dabei zu bemerken. — Ich wohne in Oajaca und beabsichtige mit meinem Compagnon dort den Laden zu eröffnen. Können wir vielleicht einmal daran gehen, um die Proben auszusuchen? — Oh bitte, Señor," wandte er sich jetzt an Don Julio, der eben den Laden verlassen wollte, „vielleicht rasiren Sie mich, während Don Pedro die Sachen zusammenstellt — wie?"

„Gewiß — warum nicht," erwiederte der Barbier, indem er fast mechanisch nach seinem Handwerkszeug griff, — „bitte, setzen Sie sich."

„Aber nicht wahr, Don Pedro, Sie stellen mir die Sachen gleich zusammen. Ich habe nicht lange Zeit."

„Ich bin schon dabei, Señor," erwiederte der Hoffriseur, und begann jetzt seine verschiedenen Gefache durchzustöbern und die einzelnen Stücke auf den Ladentisch zu stellen, die sich der Sambo,

während Don Julio seinen Bart operirte, von Zeit zu Zeit herüberzeigen ließ.

Kaum zehn Minuten hatten indeß für den geheimnißvollen Besuch genügt, der hinter Don Pedro's Rücken dessen Haus betreten. Es war Mauricio Lucido, der jetzt die Treppe wieder herunter und aus der Thür glitt, und dann, ohne den Laden nochmals zu passiren, die Straße hinaufschritt.

Der Sambo war indessen rasirt, hatte sich seine Einkäufe zusammenpacken lassen und folgte nun der Richtung, die Mauricio vor ihm genommen. —

Die Nacht verging ruhig und einzelne Patrouillen durchzogen wohl die Straßen, mehr aber aus alter Gewohnheit und der Ordnung wegen, als daß man irgend eine Störung der öffentlichen Ruhe befürchtet hätte. Sollte doch am nächsten Tage schon der Präsident Juarez wieder in seine Hauptstadt einziehen, und keine der ihm feindlich gesinnten Parteien hatte die geringste Macht mehr in Händen, um selbst nur eine Gegendemonstration, vielweniger denn etwas wirklich Feindliches zu wagen.

Das Kaiserreich war gestürzt, Juarez bis zur nächsten Wahl unbestreitbar Präsident, und we=

der Klerikale noch Conservative dachten auch nur für einen Moment daran, sich dem durch Wort oder That zu widersetzen.

Der nächste Morgen dämmerte — den Kanal herein, der die Indianer aus den zahlreichen kleinen Dörfern an den Seen herüberbrachte, kamen ihre schmalen frucht- und blumenbeladenen Boote angeschwommen, und sammelten sich an dem dafür bestimmten Markt, während die Wasserträger — jene eigenthümliche Klasse von Menschen, die selbst ohne Last mit vorgebeugtem Körper gehen und sich auch durch ihre Kleidung, wie besonders durch ihre runde Mütze von allen übrigen Mexicanern unterscheiden, schon lange an der Wasserleitung unten ihre irdenen Gefäße gefüllt haben und jetzt mit langsamem, aber festem Gang, eine mächtige Steinkruke mit einem Tragband über den Kopf auf dem Rücken liegend, eine andere, um das Gleichgewicht herzustellen, vorn hängend, ihre verschiedenen Kunden aufsuchen und mit Wasser versorgen.

Da donnern die Hufe eines Pferdes im gestreckten Carrière durch die noch immer stillen Straßen, und die darauf verkehrenden Indianer weichen scheu zur Seite, als sie einen der wilden Lanzenreiter, die ihnen Escobedo aus den

Bergen heruntergesandt, in ihm erkennen. Er fliegt über die Plaza und der dortigen Hauptwache zu.

In derselben Zeit fast gleitet eine scheue Menschengestalt, in eine zerlumpte Serape gehüllt, daß sie das Gesicht verdeckt und nur ein paar wild umherfliegende Augen sichtbar läßt, barfuß wie ein Lepero und den Kopf mit einem gedrückten Filzhut bedeckt, die Calle San Francisco schräg hinauf.

Rodriguez' Haus ist schon geöffnet, denn eben lenkt ein Maulthiertreiber sein Thier dort hinein, und zwar mit einem wunderlichen Fuhrwerk — eine Kuhhaut hinten nachschleifend, mit der er im inneren Hof verschwand. Auf solche Art werden nämlich gefallene Thiere aus den Häusern fort und hinaus vor die Garrita oder das Thor geschafft, und gerade die Leute, die sich mit dieser Arbeit beschäftigten, wurden jetzt von allen Seiten in Anspruch genommen. Eine Menge von Thieren, Pferde sowohl wie Hunde und Esel, waren während der Belagerung von einschlagenden Kugeln verwundet, viele auch in der Straße getödtet worden, ja sogar hier und da wegen Futtermangel vor Ermattung zusammengebrochen und verhungert, und diese mußten alle jetzt

fortgeschafft werden, damit sie die Luft nicht verpesteten.

Rodriguez selber hielt sich einen Esel, mit dem Einer seiner Leute jeden Morgen nach der Wasserleitung ging, um den ziemlich bedeutenden Wasserbedarf für sein Haus herbeizuschaffen. Der arme Esel war nun, gerade am letzten Tag der Belagerung, nachdem er den Weg so oft ungefährdet zurückgelegt, von einer Kugel in die Hüfte verwundet worden, und trotz aller Pflege gestern eingegangen. Natürlich mußte er aus dem Haus geschafft werden, und die Kuhhaut wurde zu dem Zweck bestellt. Aber hinter ihr glitt der Lepero oder wer er sonst war, den Filzhut tief in die Augen gedrückt, in das Haus, und auf Einen der Leute zueilend, flüsterte er diesem hastig zu:

„Wo ist Señor Rodriguez?"

„Jesus!" rief der Bursche erschreckt aus — „Señor O'Horan!"

„Ruhig muchacho, ruhig," drängte aber der Flüchtige, indem er dem Indianer einen Peso in die Hand drückte — „ich werde von den Liberalen verfolgt — Du bekommst mehr, wenn Du mich nicht verräthst. — Wo ist Dein Herr?"

„Er kommt eben die Treppe herunter, um

auszureiten" — flüsterte der Bursche — „da steht schon sein Pferd gesattelt."

O'Horan warf einen Blick auf das Pferd, aber in diesem Aufzug auf dem silberbedeckten Sattel wäre er, mit den Verfolgern ohnedies auf den Fersen, wohl sicher in den Straßen aufgefallen — und doch schien es seine einzige Rettung. Er warf die Serape über die rechte Schulter hinauf und sprang zu dem Pferd, um den Zügel aus dem Ring zu lösen — da klapperte eine Patrouille die Straße herab und hielt vor dem Haus, und als er erschreckt hinüber horchte, hörte er, wie Gewehrkolben vor dem Thorweg aufgestoßen wurden — zu spät. — Selbst die Treppe konnte er jetzt nicht mehr erreichen, ohne, vor der offenen Hausflur vorüber, den Augen der Verfolger preisgegeben zu werden, und in Todesangst glitt er in den Stall hinein, in welchem der Indianer gerade den gefallenen Esel bei den Beinen vorziehen wollte, um ihn dann auf die Kuhhaut zu werfen. Dort wurde ein solches gefallenes Thier dann mit einer zweiten bedeckt, damit das Aas, während man es durch die Stadt schleifte, den Vorübergehenden keinen eklen Anblick bot.

In demselben Moment, in dem Señor Ro-

drigue3, mit keiner Ahnung was in seinem Hause vorging, die Treppe langsam herunterkam und, seine Reitpeitsche unter dem linken Arm, sich noch die Handschuhe anzog — marschirte die Patrouille in das Haus herein und Rodrigue3 blieb erstaunt auf der unteren Stufe stehen.

„Caballeros," sagte er überrascht, „welcher Ursache verdanke ich die Ehre Ihres gemeinschaftlichen Besuches?"

„Señor," sagte der Officier, der die Patrouille führte, indem er militärisch grüßte, „wir sind einem Verräther auf der Spur, der sich vor wenigen Minuten in dieses Haus geflüchtet hat."

„In dieses Haus?"

„Ja — die Leute auf der Straße haben ihn bemerkt."

„Kenne ich ihn?"

„Der Präfect O'Horan."

„O'Horan? Caramba!" rief Rodrigue3 wirklich erschreckt — „aber Señores, ich komme eben von oben, und gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Niemanden gesehen habe — das ist ein Irrthum."

„Es ist möglich, Señor," erwiederte der Officier, „aber er kann sich noch hier unten befinden. Uebrigens stehen vor den Nachbarhäusern

und auf deren Azoteas jetzt ebenfalls Wachen, so daß er uns nicht mehr entgehen kann. Meine Pflicht aber ist, Ihre Wohnung zu durchsuchen — ich bedauere sehr, jedoch Sie wissen —"

„Thun Sie Ihre Schuldigkeit, Señor — Mateo spring hinauf zu den Damen und sag' ihnen, daß sie sich augenblicklich ankleiden — sie bekämen Besuch —"

Mateo sprang, was er laufen konnte, denn er hatte nicht einmal eine Tasche, wo er den eben erhaltenen Peso hinstecken konnte, und fürchtete sich, ausgefragt zu werden. — Aber er wußte ja auch, daß gerade der Präfect ein Freund des Hauses sei, und durfte den doch nicht verrathen.

Im Hof wurden jetzt Wachen postirt, um dort die Untersuchung der unteren Räume vorzunehmen, während der Officier selber die Visitation der oberen leiten wollte. Nur zwei Mann wurden vorausgesandt, um die Thür nach der Azotea oder dem flachen Dach zu besetzen.

Vor dem Stall stand noch immer das Maulthier, neben der halbangelehnten Thür. Diese wurde jetzt aufgestoßen und der Junge, der die Leitung der Aasfuhre hatte, nahm sein Maulthier am Zügel, um es aus dem Hof zu lenken.

„Cuidado Caballeros!" rief er dabei, da ihm

die Soldaten im Weg standen, und diese wichen lachend zur Seite. Sie kannten derartige Frachten gut genug; gewöhnlich fingen die todten Geschöpfe, die man solcher Art aus dem Weg schaffte, auch schon an zu riechen, und ihre Nachbarschaft war deshalb nicht angenehm. Ja die Felle selber, die zu solchen Transporten so lange benützt wurden, als sie noch zusammenhielten, stanken ebenfalls und sahen außerdem höchst unappetitlich aus.

Der Bursche trieb sein Maulthier schärfer an, die Last holperte über die hohe Stallschwelle herunter auf das Pflaster des Hofes, durch diesen hin und den Haupteingang, und hinaus auf die Straße. Dort angekommen, sprang aber der Bursche noch außerdem selber auf sein Thier und schlug es dann mit beiden Hacken, um so viel rascher aus der Garrita hinaus zu kommen.

Unten bei den Soldaten blieb noch ein Lieutenant, ein junges Officierchen von kaum mehr vielleicht als höchstens 17 Jahren, ebenso ein Posten von 4 Mann auf dem Hof aufgestellt, und die übrigen wurden nun in Küche, Vorrathskammer und die anderen unteren Räume herumgeschickt, um dort überall genau zu revidiren. — Der Stall stand jetzt offen und war

vollkommen leer, denn Rodriguez' Pferd befand sich noch draußen im Hof angebunden.

Der junge Lieutenant warf selber einen Blick in den Stall hinein, aber dort hätte sich Niemand verstecken können. Nur ganz hinten in der einen Ecke lag ein kleiner Haufen zusammengekehrter Mist mit etwas Stroh. Er trat hinein, sah sich darin um und kam nach wenigen Minuten wieder heraus.

Auf dem Hof stand ein kleiner brauner Junge von vielleicht fünf bis sechs Jahren, in einem kurzen Hemdchen, das fast die Farbe seiner Haut hatte, und betrachtete sich halb scheu, halb neugierig die Soldaten, die über sein verdutztes Gesicht lachten.

„Buenos dias muchachito," sagte der junge Officier, der wieder aus dem Stall kam, zu dem Kleinen und bog sich zu ihm nieder. — „Wie geht es Dir, mein Jüngelchen?"

„Gut," sagte der Junge, sich verlegen mit seinem Hemdärmel die Nase wischend.

„Sage mir einmal, mein Junge, wie viel Esel sind Euch denn crepirt?"

„Esel," erwiederte der Junge, ihn anstarrend — „nur Einer — wir haben doch nur den einen, den Burrito, und den haben sie todtgeschossen."

„Ah, hm!" nickte ihm der Officier zu und sprang dann nach der Hausthür, wo noch eine Cavalleriepatrouille von acht Mann hielt. „Rasch, muchachos," rief er dieser zu — „vier von Euch, so schnell Euch Eure Pferde tragen, hinter dem Lepero her, der eben mit dem todten Esel dieses Haus verließ. Wohin zu hat er sich gewandt?"

„Dort hinunter, Señor — wahrscheinlich nach der Garrita de Peralvillo zu. Was sollen wir mit ihm? Bringen wir ihn zurück?"

„Das ist nicht nöthig. — Seht nur nach, was er unter der Haut hinten herschleift. — Ist es der Entflohene, so kommt Einer hierher, um augenblicklich Meldung zu machen, und die Anderen schaffen ihn gleich auf die Hauptwache."

„Caracho!" rief der eine Soldat — „so ein Halunke" — und wie ein Wetter sausten die Burschen ihrer Beute nach.

* * *

In dem kleinen Laden des Don Pedro Gaspard ging der Besitzer desselben mit raschen und ungeduldigen Schritten auf und ab, und jedesmal wenn er zurück in die halbe Glasthür kam, sah er nach seiner Uhr und murmelte dann leise,

zornige Flüche zwischen den Zähnen durch. Endlich — endlich öffnete sich diese, und herein, mit wie immer hastigem und geschäftigem Schritt, ein Lächeln auf den Lippen, trat Don Julio, der Barbier.

„Aber jetzt bitte ich Sie um Alles in der Welt, Don Julio," rief Don Pedro, sich mit der ganzen ausgespreizten linken Hand durch die Locken fahrend, „Sie wissen doch, daß ich um eilf Uhr auf die Steuer muß, und es fehlen kaum noch zehn Minuten daran. Wo haben Sie denn nur gesteckt?"

„Don Pedro!" rief Julio, sich in etwas theatralischer Stellung vor ihm postirend. Don Julio hatte früher wirklich einmal auf der Bühne gemimt. „Der heutige Morgen war tausend Pesos werth. Wissen Sie, was ich gesehen habe?"

„Einen Esel in jedem Spiegel, an dem Sie vorbeigingen," knurrte der Hoffriseur — „habe ich Sie ausgeschickt, um Maulaffen feil zu halten."

„Die Execution O'Horan's, des Präfecten," rief aber Don Julio mit Pathos — „eben hatten sie ihn erwischt."

„Das geschieht ihm Recht!" rief Don Pedro, durch die Nachricht etwas milder gestimmt —

„Präfect, ein schöner Präfect — der selber mit in die Häuser geht und stehlen hilft."

„Das war der Hungersnoth wegen," sagte Don Julio.

„So?" rief Don Pedro, „meine Pomade und Seife haben sie dann wohl gegessen, wie? Aber wo ist er erwischt worden?"

„Dicht vor der Garrita de Peralvillo," erzählte Don Julio, jetzt ganz in seinem Element. „Ich kam gerade die Straße herab, wo mir einer von den ekelhaften Kerlen begegnete, die das Aas aus der Stadt auf einer alten Kuhhaut hinausfahren. Ich wich ihm auch schon sorgfältig aus, als ich plötzlich vier Cazadores de Galeanos die Straße heraufsprengen sah und sehr erstaunt war, daß sie neben dem schmierigen Lepero anhielten; der Bursche schien auch keine besondere Lust zu haben sich mit ihnen einzulassen, denn er peitschte nur schärfer auf sein Maulthier ein, aber die Soldaten machten verwünscht wenig Umstände. Einer sprang vor und nahm den Zügel des Thieres, das jetzt wohl stehen bleiben mußte, ein anderer riß die alte Kuhhaut herunter, die sonst immer auf dem Cadaver liegt, und caramba! darunter steckte der Präfect, und santisima! wie sah der Bursche aus! Im Nu

hatten sie ihm aber die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, und jetzt ging's auf die Hauptwache."

„Und Sie natürlich mit?"

„Nun versteht sich! Gehört denn das nicht mit zu meinem Beruf? Ich muß ja doch wissen, was in der Stadt vorgeht; und so was kriegt man natürlich im Leben nicht wieder zu sehen."

„Nun? und weiter?" rief Don Pedro, der selber neugierig wurde.

„Na, Sie können sich etwa denken, was der Schuft O'Horan für ein Gesicht machte; kreideweiß sah er aus, und dann erklärte er in seiner Todesangst selbst den indianischen Soldaten, die sich den Henker darum scheerten, auf welcher Partei er gestanden, daß er immer ein guter Liberaler und während der Belagerung wie oft bei ihnen draußen gewesen wäre, um ihnen anzuzeigen, wann ihnen Gefahr drohte."

„Die Canaille!" rief Don Pedro.

„Ja, und indessen hatten sich doch eine Menge Leute gesammelt und auch Caballeros zu Fuß und zu Pferd dazwischen, und wie die das hörten, wie fingen die auf den Schuft zu schimpfen an, und die Soldaten hatten Mühe genug, sich freie Bahn zu halten. Aber wie das Wetter ban-

den sie ihn zwischen die Pferde, und der muchacho mit dem Maulthier, der ihm forthelfen gewollt, huschte indessen wohl nicht um die nächste Ecke und machte daß er aus dem Weg kam."

„Nun? und was wird jetzt mit ihm?"

„Mit dem Jungen? — Fort ist er. Den finden sie nicht wieder."

„Esel! ich frage mit dem Präfecten?"

„Mit dem? was soll da weiter werden? Kaum hatten wir ihn auf die Plaza gebracht — und das Verhör konnte kaum zehn Minuten gedauert haben, denn ich überlegte mir gerade noch, ob ich die Sache abwarten oder nach Hause gehen sollte, da kamen sie schon wieder mit ihm heraus; ein Karren, der gerade vorbeifuhr, wurde angerufen und der Gefangene darauf geworfen, und fort ging's im Carrière über das Pflaster, daß ich kaum nachkommen konnte und der Gebundene wie ein Klumpen Elend auf dem Karren in die Höhe flog — blau und braun muß er gewesen sein, als er draußen ankam, aber lange Umstände machten sie nicht mit ihm. Er hatte, wie sie sagten, den armen Menschen, die er in Tlalpam aufhängen ließ, auch keine Zeit gelassen, ihre Sünden zu beichten, weil er recht gut wußte, daß sie dann erzählen würden, wie

er selber eben so gut zu ihnen gehört, und da sollte er eben so wenig Zeit zum Beichten bekommen. Gleich vor der Garrita draußen machten sie Halt, warfen ihn vom Wagen herunter, ließen ihn draußen, mit dem Gesicht nach dem See zu, niederknien und schossen ihn von hinten, wie einen Verräther, der er war, todt."

„Hol' ihn der Teufel!" sagte Don Pedro an Stelle einer Grabrede, „aber jetzt muß ich fort, Don Julio, um meine Sachen von der Steuer zu holen, und wenn der Sambo indessen kommen sollte — wie heißt er gleich?"

„Ja, ich weiß seinen Namen gar nicht," sagte Don Julio.

„Na, das ist einerlei, dann sagen Sie ihm, daß er eine halbe Stunde wartet — ich bin gleich wieder da."

Damit ging er hinauf, um seinen Hut zu holen, und fand seine Frau schon fertig wie zum Ausgehen angezogen.

„Willst Du in die Stadt, mein Leben?" frug er freundlich, denn die beiden Gatten hatten sich heute Morgen wieder versöhnt, und Cornelia sah wirklich reizend aus. Es war eine der hübschesten jungen Frauen in Mexico und blühte wie eine Rose.

„Nein, Pedro," sagte Cornelia freundlich, indem sie ihm die Lippen zum Kuß bot — „ich warte, bis Du wieder nach Hause kommst, und vielleicht gehen wir dann den Nachmittag zusammen auf die Alameda."

„Gewiß, mein Schatz, gewiß — Alles was Du willst," erwiederte ihr zärtlicher Gatte — „wie schön Du heute wieder aussiehst, Du bist doch die Perle der Stadt, Geliebte."

„Du Schmeichler," sagte sie lächelnd und gab ihm einen kleinen Schlag auf die Wange, „aber bleibe nicht zu lange fort. Die häßliche Douane hält Dich immer auf Stunden von Haus entfernt."

„Ich werde die Herren heute zusammentreiben, Kind," rief Don Pedro, „daß wir sobald als irgend möglich zu Stande kommen, adios Querida — adios!"

Cornelia stand auf dem Balcon, als er seine Wohnung verließ, und winkte ihm noch zu, so weit sie ihn auf der Straße sehen konnte; dann trat sie in's Zimmer zurück, schrieb einen kleinen, sehr kurzen Brief, und sah dann wieder die Straße hinauf, als ob sie ihn erwarten wollte, — aber er konnte ja seine Geschäfte noch nicht beendet haben.

Etwa eine halbe Stunde mochte noch vergangen sein, da rasselte ein kleiner, von zwei kräftigen Pferden gezogener Wagen herbei und hielt vor dem Haus. Darauf saß, mit einem jungen Burschen als Kutscher, der Sambo, den Don Julio kaum erspäht hatte, als er auch schon die Thür aufriß.

„Don Pedro zu Hause?" frug dieser, sprang vom Bock und trat zugleich in den Laden.

„Bitte sich nur ein halb Stündchen zu gedulden, Señor," bat Don Julio, „holt gerade die Güter von der Steuer. Sie haben den Wagen gleich mitgebracht, wie?"

„Allerdings," nickte der Sambo — „und kann mir die Sachen indessen wohl noch einmal betrachten."

Während er den Barbier unten im Laden beschäftigte, hatte die Señora oben eine große Thätigkeit entwickelt. Mit Hilfe des Pferdeknechtes im Hause und ihres Mädchens ließ sie zwei nicht sehr große Koffer hinabschaffen und auf den Wagen stellen, dann nahm sie selber darauf mit dem Mädchen Platz, und der Sambo drinnen, der sein Geschirr fortwährend im Auge behalten, sah das kaum, als er zu Don Julio sagte:

„Nun auf Wiedersehen, Compañero, — ich muß jetzt fort — kleine Spazierfahrt mit den Damen — viele Grüße an Don Pedro — bitte mich bestens zu empfehlen —“ und ihm freundlich zuwinkend, sprang er auf den Wagen, und fort rasselte das kleine Fuhrwerk, was die Pferde laufen konnten.

Don Julio blieb mit offenem Mund in der Thür stehen. Wohin fuhr denn die Señora — und das Mädchen? — und zwei Koffer hatten sie auf dem Wagen stehen — und der Sambo? — caramba, hatte er denn nicht Pomade, und Gott weiß was sonst noch, auf seinen Wagen laden wollen?

Aber was ging's ihn an — die Señora hatte ihn wahrhaftig noch nie gefragt, ob sie irgend Etwas thun oder lassen solle, und er auch nicht die Aufsicht weder über sie, noch das Mädchen. Wer konnte denn auch sagen, ob Don Pedro nicht von der Reise wußte und vollkommen damit einverstanden war? Wenn er nach Hause kam, fand sich das Alles.

Don Pedro blieb aber lange, und als er eintraf, schien er in furchtbarer Aufregung.

„Wissen Sie, Don Julio,“ rief er, vor dem Barbier stehen bleibend und ihm die Hand auf

die Achsel legend, „daß man mir meine Waaren nicht ausliefern will!“

„Ihre Waaren! weshalb nicht?“

„Das schurkische Handlungshaus oder die Fabrik hat Beschlag darauf gelegt, weil sie noch nicht bezahlt sind und die Kaiserin nicht mehr in Mexico ist. — War der Sambo hier?“

„Ja,“ sagte Don Julio trocken, „und ist mit Ihrer Frau davongefahren.“

Don Pedro sah ihn starr und verwundert an. „Von was reden Sie jetzt wieder — was faseln Sie? — Was hat meine Frau mit dem Sambo zu thun?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte Don Julio trocken, „aber fortgefahren ist sie mit ihm, und die Juana auch, und haben auch zwei Koffer mitgenommen.“

Don Pedro fuhr wie ein Blitz zum Laden hinaus und die Treppe hinauf. Dort oben blieb er etwa eine halbe Stunde; als er wieder zurückkam, sah er etwas blaß und sehr ernst aus und schritt auf Don Julio zu. Er hielt ein kleines Briefchen in der Hand.

„Don Julio,“ sagte er mit fast tonloser Stimme.

„Señor?“ sagte dieser bestürzt.

Don Pedro machte eine Pause, als ob er über Etwas nachdenke, dann fuhr er langsam und feierlich fort:

„Wie gefällt Ihnen Californien?"

Don Julio starrte ihn verblüfft an. War die „Meisterin" durchgegangen und hatte der Meister darüber den Verstand verloren?

„Wie gefällt Ihnen Californien?" wiederholte dumpf Don Pedro.

Don Julio erschrak, aber Leute in einem solchen Zustand darf man, wie er aus seiner ärztlichen Erfahrung wußte, nicht reizen, und er erwiederte deshalb, anscheinend auf die Unterhaltung eingehend:

„Ih nun, es soll ganz hübsch in Californien sein — nur daß die Leute dort alle lange Bärte tragen."

Don Pedro sah wieder eine Weile vor sich nieder, endlich sagte er, seinem Gefährten den Brief hinreichend:

„Da lesen Sie, Don Julio, was mir meine Gattin schreibt — lesen Sie laut — ich möchte es gern noch einmal hören."

Don Julio las: „Señor — wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich außer dem Bereich Ihrer Macht und in den Armen, wie unter dem Schutz

des Geliebten — Caramba," unterbrach er sich dabei — „doch nicht etwa des Sambo?"

„Bitte, fahren Sie fort," sagte Don Pedro, „es kommt noch hübscher."

„Ich habe Sie nie geliebt — ich würde Sie nie lieben, und Ihre rauhe, unmännliche Behandlung hat sogar die geringe Neigung, die ich früher für Sie gefühlt, in Haß verwandelt — Sie sind ein Scheusal."

Don Julio sah den Friseur verdutzt an, dieser winkte ihm aber nur weiter zu lesen, und er sagte: „Ja, nun sind wir gleich fertig; hier steht nur noch — „lebe wohl auf ewig — Deine Cornelia." — Deine? Jesus! Der Brief ist nicht übel — aber wenn Sie sich jetzt auf Ihr Pferd setzen, holen Sie sie gewiß noch ein — da sind sie hinunter gefahren."

„Seien Sie kein Esel, Don Julio," erwiederte Don Pedro ruhig — „ich denke gar nicht daran, sie wieder zu holen — Don Julio haben Sie Lust mit nach Californien zu gehen?"

„Nach Californien?" rief Don Julio erstaunt, „aber was fällt Ihnen denn ein?"

„Das will ich Ihnen sagen — meine Frau ist treulos und — fort, — ich reiße die Natter aus meinem Herzen, — meine Waaren bekomme

ich aber auch nicht, trotzdem ich die Steuer in Vera-Cruz dafür bezahlt habe. — Jetzt wäre ich ruinirt — verschuldet bin ich bis über die Ohren, das letzte Mögliche habe ich heute auf mein Waarenlager aufgenommen — sechshundert Dollars — es ist aber nicht zwei mehr werth, und ich ginge hier meinem Ruin entgegen. Dawider giebt es aber nur ein Mittel — Californien — gehen Sie mit?"

„Hm — die Sache wäre nicht so übel, aber — erstlich habe ich nicht genug Reisegeld, und dann: wie kommen wir hier fort?"

„Mit dem Geld, womit ich heute die Steuer bezahlen wollte. Wir gründen in San Francisco eine Barbierstube — „Hoffriseur der Kaiserin von Mexico" — nach und nach zahlen Sie mir das Reisegeld ab. — Wenn Sie jetzt auf die Diligence-Office gehen, können Sie zwei Plätze nach Cuernavaca nehmen — einen für sich und einen für den Jungen. Ich mache Morgens meinen gewöhnlichen Spazierritt und begleite Sie — mein Pferd nehme ich mit."

„Hm — das ginge vielleicht — und Sie wollen die Frau im Stich lassen?"

„Ich?" sagte Don Pedro — „hat sie mich nicht im Stich gelassen?"

„Und wenn Ihre Gläubiger Wind bekommen?"

„Dann sind wir über alle Berge nach Acapulco — dort treffen wir gerade den Dampfer nach San Francisco! — Don Julio, in Californien blüht unser Glück."

„Und unser Gepäck?"

„Was wir noch mitnehmen können, nehmen wir mit — vier kleine Koffer — was wir jetzt einpacken, ist Alles reiner Verdienst, und mit etwas Geld kommen wir auch noch hin."

„Einverstanden!" sagte Don Julio, in die dargebotene Hand schlagend — „dann werden sich unsere Kunden morgen selbst rasiren müssen. Da reißt also die ganze Barbierstube aus, Junge und Alles —"

„Hier haben Sie Geld — zwei Plätze auf der Diligencia nach Cuernavaca — aber Maul halten und meinen Namen nicht nennen — verstanden?"

Don Julio brauchte keine weitere Ermahnung. In Mexico sah es doch jetzt schlecht genug aus — verdient wurde fast gar nichts mehr, und je eher er selber hier fortkam, desto besser.

Am nächsten Morgen Früh um sechs Uhr verließ die Diligencia voll mit Passagieren, und drei außerdem oben an Deck, die Hauptstadt.

Voraus sprengte ein kleiner Caballero in mexicanischer Tracht mit großen Sporen, riesigem Filzhut und kurzer, reich mit silbernen Knöpfen besetzter Jacke.

Derartige Reiter gab es jetzt, wo die Passage vor die Thore der Stadt erst seit wenigen Wochen wieder freigegeben worden, in Menge, und es war natürlich, daß sie die frühen kühlen Morgenstunden zu ihren Ausflügen benützten. Gepäck führte er außerdem nicht bei sich — nicht einmal eine Satteltasche — wie hätte er Jemandem, der ihm begegnete, auffallen können!

Das war der letzte Morgen, an dem Don Pedro Gaspard in Mexico gesehen wurde. —

Aber das Leben in den Straßen, als es später wurde und nun Jedermann erwarten konnte, daß Juarez, der hartnäckige indianische Präsident, der nur ausgehalten hatte, weil er sein Volk genau kannte, bald seinen Einzug halten würde.

Die Stadt zeigte sich auch heute wieder festlich geschmückt — die Balcone waren mit Kränzen und Guirlanden geziert, von sehr vielen Häusern wehten mexicanische Flaggen nieder, und in den Straßen, in denen die Armee der Libe-

ralen Spalier bildete, drängte sich das Volk und wogte langsam herüber und hinüber.

Endlich donnerten die Kanonen — das Zeichen, daß der Präsident das Weichbild seiner „getreuen Stadt" betreten habe, und die Bewegung wurde lebendiger.

Auf einem braunen Hengst, mit Lerdo de Tejada, seinem Staatsminister, neben sich und von seinem ganzen Stab gefolgt, ritt Juarez langsam ein. Hier und da von den Balconen flogen ihm einzelne Sträuße zu — die unvermeidlichen Hofpoeten waren ebenfalls wieder thätig: auf weißen, grünen und rothen Bändern standen darauf gedruckte Gedichte, die immer nur einer kleinen Aenderung bedurften, um auf alle Gelegenheiten zu passen, aber das eigentliche Volk — die Indianer — verhielt sich still.

Der ganze Einzug glich mehr einer Leichenceremonie, wie dem versprochenen Beginn einer neuen Aera, oder der sogenannten neu gewonnenen Freiheit und Unabhängigkeit des Landes.

Es mochte dem Präsidenten selber unheimlich vorkommen, denn er gab Befehl, daß die Musik spielen solle.

Das Musikcorps der Cazadores de Galeano sprengte voraus, und bald schmetterte der mexi-

canische Jubelmarsch, der Marsch von Zaragoza, durch die bis dahin so stillen Straßen; hinter dem Präsidenten aber, acht Mann hoch, ritten die Cazadores in ihren grauen, ziemlich kleidsamen Uniformen, ihre achtschüssigen Büchsen über die Schultern gehangen, und jetzt erst kam ein wenig Leben in die Straße, denn die Musik regte auch die Zuschauer auf.

Die Glocken läuteten dabei von allen Kirchen — es sollte ja von nun an Frieden im Land herrschen — aber gab es irgend Jemanden, der daran glaubte? — Wer wird nun als erster Prätendent auftreten? war die Frage, die man sich überall zuflüsterte — Porfeirio Diaz? — Ortega? — Quien sabe! Damit trösteten sie sich — aber die Republik war vor der Hand wenigstens wieder hergestellt, und der Kaiser? — Seine hohe edle Gestalt schritt wohl vor Manches Augen vorüber, als er den kleinen braunen Indianer da mit düster zusammengezogenen Brauen auf seinem großen Pferd hängen sah, aber — er war trotzdem der Sieger — der Tag gehörte sein, und die bei allen solchen Aufzügen üblichen Festlichkeiten mußten ihren Fortgang haben.

Feuerwerke wurden von zwei Uhr Nachmittags bis spät in die Nacht noch abgebrannt, und

dann fanden, wie es dunkelte, auch wieder die gewöhnlichen phantastischen Umzüge statt. Ja der nämliche Wagen, in dem bei des Kaisers Einzug das kleine Kaiserpaar en miniature gesessen, fehlte eben so wenig, nur daß er eine Umwandlung erfahren.

Statt dem Kaiserpaar von damals saß jetzt ein in die mexicanischen Farben gekleidetes Kind darin — vielleicht und sehr wahrscheinlich das nämliche, das damals die Kaiserin vorgestellt — als Republik Mexico. Auch selbst der nämliche Engel schwebte noch darüber — nur die Krone hatten sie ihm abgeschraubt und dafür eine Jacobinermütze aufgesetzt, doch trug er noch immer dieselbe mexicanische Fahne in der einen und den Lorbeerkranz in der andern Hand. Das paßte ja auf Alles.

Die nächste Zeit verlief still genug und noch immer lag eine drückende Schwüle auf der Stadt; denn es war nicht möglich, sich so rasch wieder in die neuen Verhältnisse hinein zu leben — selbst nicht in dem an solchen Wechsel doch gewöhnten Mexico. Viele aber, die sich compromittirt glaubten, verließen auch die Hauptstadt, um der liberalen Regierung wenigstens unter den Augen weg zu kommen, Manche sogar das

ganze Land, denn Wenige nur glaubten an einen dauernden Frieden für das arme, in seinen innersten Tiefen zerrüttete Reich — und doch waren selbst von den durch die Intervention hereingeführten Fremden Manche zurückgeblieben — besonders Aerzte, auch französische Schneider und Friseure, denen dabei nicht das Geringste in den Weg gelegt wurde.

Der Letzte fast, der aus des Kaisers engerer Umgebung das Land verließ, war Padre Fischer, der allerdings noch hochfahrende Hoffnungen gehabt und auf den Bischofssitz von Queretaro speculirt zu haben scheint. — Wie ihn aber die Conservativen hatten fallen lassen, als er ihnen nichts mehr nützen konnte, so kehrte ihm auch jetzt der Klerus den Rücken. Er war nicht mehr zu brauchen und konnte gehen.

Uebrigens schien er die letzten Monate in Mexico recht gut angewendet zu haben, denn so leicht er in die Hauptstadt gekommen, mit so vielem Gepäck beladen verließ er dieselbe wieder. Aber Niemand kümmerte sich darum, und besonders eine Anzahl schwerer Bücherkisten schaffte er fort. Auch hatte er in der letzten Zeit wieder einigen Verkehr mit der Regierung, und man erzählte sich in der Hauptstadt, daß er dem Prä-

sidenten einen Theil des geheimen Archivs Maximilian's um 3000 Pesos verkauft habe. Unmittelbar darauf veröffentlichte dieselbe jedenfalls die Schriften, die er unter den Händen gehabt, unter dem Titel: Documentos oficiales de los traidores, para servir a la historia de la intervencion.*) — Von ihm selber nahm natürlich Niemand mehr Notiz.

Das Kaiserreich war todt und die Republik hatte gesiegt, aber des Kaisers Andenken war deshalb noch nicht erloschen. Juarez ließ allerdings in der nächsten Zeit überall und von Allem, was Maximilian gestiftet — selbst von der Statue, die er dem Unabhängigkeitshelden Morelos gesetzt, seinen Namen entfernen und, wo das nicht anders ging, selbst aus den Steinen herausmeißeln, aber trotzdem bewahrte man überall im weiten Reich die Erinnerung an den Geschiedenen.

In der Hauptstadt gab es fast keinen einzigen Laden, wo nicht die Photographien des Kaisers und der Kaiserin, ja selbst in Apotheosen, in den Fenstern ausgestellt gewesen wären — ebenso die Bilder von Miramon, Mejia und

*) Officielle Documente der Verräther — zur Geschichte der Intervention.

Mendez. Ein Calendario Maximiliano, der eine Geschichte des mexicanischen Kaiserreichs gab und des Kaisers Wirken in den lebendigsten und anerkennendsten Worten schilderte, wurde überall in den Straßen verkauft, und war rasch schon in zweiter Auflage vergriffen.

Und Mexico selber? Juarez erhielt bei der nächsten, bald darnach stattfindenden Wahl wieder die meisten Stimmen, und der einzig wirklich gefährliche Gegner, den er dabei hatte, Porfeirio Diaz, dachte zu edel, um einen neuen Bürgerkrieg heraufzubeschwören — der Frieden war vor der Hand gesichert — aber auch nur vor der Hand. Im Norden tauchten bald wieder Pronunciamentos auf, und einzelne Banden durchzogen und brandschatzten das Land und hoben Levas aus — ja selbst Juarez' eigener Kriegsminister aus schwerer Zeit, der bis dahin immer treu zu ihm gehalten, Negrete, konnte der Versuchung von zwei Millionen Pesos nicht widerstehen. Er warf sich, als die Conducta mit dem Gold von der Hauptstadt abgegangen war, nach Puebla und suchte sie abzufangen, wurde aber freilich darin gestört und mußte mit seiner Bande nach Michoacan hinein flüchten, wo er der Regierung Trotz bot.

Mexico! — Kann man es den Indianern verdenken, wenn sie behaupten, daß ihr Land das schönste und von Gott am meisten bevorzugte der Erde wäre? Es ist in der That ein wirkliches Paradies und mit Allem ausgestattet, um Millionen von Menschen eine glückliche Heimath zu gewähren; mit einem herrlichen Klima, mit metallreichen Bergen, fruchtbaren Triften, kostbaren Waldungen — und was war es bis jetzt, seit die Spanier den Fuß darauf gesetzt? ein Tummelplatz wilder, zügelloser Leidenschaften, ein Feld, das nur immer mit Blut gedüngt und nie geerntet wurde, eine Zuchtstätte von Mischlingsracen, die, anstatt das Volk zu veredeln, nur immer schlechtere Exemplare zu Tage förderten und in der Anarchie allein ihre Freiheit fanden.

So liegt es jetzt — so liegen fast alle südamerikanischen Republiken, von ewigen Bürgerkriegen blutgetränkt, von Stellenjägern ausgesogen, von Pfaffen durchwühlt, ein lebendiges Beispiel, in was solche Menschen selbst ein Paradies zu verwandeln im Stande sind!

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Gerstäcker, Friedrich,

In Mexico Charakterbild aus den Jahren 1864 - 1767

Bd.: 4,1

Jena (1871)